



DANI
AMORE

**DIE LIGA
THRILLER
DER KILLER**

amazon crossing 

Dani Amore Die

Liga der Killer

amazon crossing 

Das Buch

In diesem dicht gestrickten, fesselnden Thriller deckt ein pensionierter FBI-Agent die Liga der Killer auf, einen mörderischen Wettkampf, bei dem sich zeigen soll, welcher der teilnehmenden Serienkiller der beste ist. Dabei findet der ehemalige Fallanalytiker heraus, dass er und eine Frau, der er einst das Leben gerettet hat, den Großen Preis darstellen.

Die Autorin

Dani Amore ist im kalifornischen Los Angeles zu Hause. Ihre Kriminalromane und Thriller haben in den USA und international Bestsellerstatus erreicht. Mehr über Dani Amore erfahren Sie auf daniamore.com, auf ihrer Seite auf Amazon oder bei Twitter und Facebook.

DANI AMORE

DIE LIGA DER KILLER

Übersetzt von Juliane Lochner

amazon crossing 

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel »The Killing League« bei Slogan Books, Los Angeles.

Deutsche Erstveröffentlichung bei AmazonCrossing, Luxemburg, Juni 2014

Copyright © der Originalausgabe 2011 by Dani Amore
All rights reserved.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014 by Juliane Lochner

Lektorat: Miriam Shahd

Umschlaggestaltung und Bildrechte: bürosüd^o München, www.buersued.de
Satz: Monika Daimer, www.buch-macher.de

ISBN 978-1-612-184913

www.amazon.com/crossing

INHALTSVERZEICHNIS

[Anfang](#)

[PROLOG](#)

[DREI JAHRE SPÄTER TALENTSUCHE](#)

[1. Florence Nightmare](#)

[2. Mack](#)

[3. Truck Drivin' Man](#)

[4. Nicole](#)

[5. Der Fleischer](#)

[6. Mack](#)

[7. Die Liebesdienerin](#)

[8. Nicole](#)

[9. Der Familienmensch](#)

[10. Mack](#)

[11. Blaues Blut](#)

[12. Nicole](#)

[13. Der Messias](#)

[14. Mack](#)

[15. Der Präsident](#)

[MÖRDERISCHE EINTRITTSKARTEN](#)

[16. Florence Nightmare](#)

[17. Mack](#)

[18. Truck Drivin' Man](#)

[19. Nicole](#)

[20. Der Fleischer](#)

[21. Mack](#)

[22. Die Liebesdienerin](#)

[23. Nicole](#)

[24. Der Familienmensch](#)

[25. Mack](#)

[26. Blaues Blut](#)

[27. Nicole](#)

[28. Der Messias](#)

[29. Nicole](#)

[30. Mack](#)

[31. Der Präsident](#)

[DIE STARTAUFSTELLUNG](#)

[32. Blaues Blut](#)

[33. Mack](#)

[34. Florence Nightmare](#)

- [35. Nicole](#)
- [36. Der Messias](#)
- [37. Mack](#)
- [38. Die Liebesdienerin](#)
- [39. Nicole](#)
- [40. Der Familienmensch](#)
- [41. Mack](#)
- [42. Truck Drivin' Man](#)
- [43. Nicole](#)
- [44. Der Fleischer](#)
- [45. Mack](#)
- [46. Der Präsident](#)
- [**SPONTANES MASSENINTERESSE**](#)
- [47. Las Vegas](#)
- [48. Der Joker](#)
- [**AUSSCHEIDUNGSRUNDE EINS**](#)
- [49. Florence Nightmare](#)
- [50. Nicole](#)
- [51. Truck Drivin' Man](#)
- [52. Mack](#)
- [53. Der Fleischer](#)
- [54. Nicole](#)
- [55. Die Liebesdienerin](#)
- [56. Mack](#)
- [57. Blaues Blut](#)
- [58. Nicole](#)
- [59. Der Familienmensch](#)
- [60. Mack](#)
- [61. Der Messias](#)
- [62. Mack](#)
- [63. Nicole](#)
- [64. Staatliches Gefängnis, Robertson](#)
- [65. Mack](#)
- [66. Der Präsident](#)
- [67. Mack](#)
- [68. Der Präsident](#)
- [69. Las Vegas](#)
- [**AUSSCHEIDUNGSRUNDE ZWEI**](#)
- [70. Florence Nightmare](#)
- [71. Mack](#)
- [72. Truck Drivin' Man](#)
- [73. Nicole](#)
- [74. Der Fleischer](#)
- [75. Mack](#)
- [76. Die Liebesdienerin](#)

[77. Mack](#)
[78. Blaues Blut](#)
[79. Nicole](#)
[80. Blaues Blut](#)
[81. Mack](#)
[82. Der Familienmensch](#)
[83. Nicole](#)
[84. Truck Drivin' Man](#)
[85. Nicole](#)
[86. Blaues Blut](#)
[87. Mack](#)
[88. Blaues Blut](#)
[89. Nicole](#)
[90. Der Präsident](#)
[91. Las Vegas](#)
[AUSSCHEIDUNGSRUNDE DREI](#)
[92. Florence Nightmare](#)
[93. Mack](#)
[94. Florence Nightmare](#)
[95. Mack](#)
[96. Mack](#)
[97. Der Präsident](#)
[98. Mack](#)
[99. Nicole](#)
[100. Der Präsident](#)
[101. Die Liebesdienerin](#)
[102. Der Präsident](#)
[103. Mack](#)
[104. Nicole](#)
[105. Mack](#)
[106. Der Präsident](#)
[107. Nicole](#)
[108. Mack](#)
[109. Mack](#)
[110. Der Präsident](#)
[111. Nicole](#)
[NACHSPIEL](#)
[112. Die Liebesdienerin](#)

»Der Massenmörder (...) will die bisherigen Massenmörder in den Schatten stellen (...) und der größte Massenmörder in der Geschichte werden.«

Paul Hannig, Ph. D., Profile of a Mass Murderer

»Die Menschen sind von Natur aus sehr auf ihr Territorium fixierte, miteinander konkurrierende Mörder.«

Dr. William Wilkie, Facharzt für Psychiatrie und Autor

PROLOG

Der Wald schimmerte in der Finsternis, durch die der Mond Strahlen matten Lichtes sandte. Sie brachten stellenweise den feuchten Nebel zum Auflodern. Die Landschaft schien in der Kälte der Nacht vor Wut zu brodeln.

Nicole Candela atmete schneller, als der Nachtwind blies. Ihre Augen, groß und blau, waren vor Entsetzen weit aufgerissen. Die nassen Haare klebten ihr in filzigen Strähnen am Kopf. Blutrinnen flossen über die Wangen und ließen ihr schönes Gesicht nur in den klar umrissenen Streifen dazwischen aufleuchten.

»So oder so ...«, erklang eine Stimme hinter ihr.

Nicoles Atem überschlug sich. Aber ihre Füße rasten, flohen weiter. Um jeden Preis wollte sie den Abstand zwischen dem Leben, das vor ihr lag, und dem Albtraum hinter sich vergrößern.

»Ich werd dich schon erwischen!«, erklang es hinter ihr.

Sie drehte sich um und rannte noch tiefer in den Wald. Eine Fußschelle grub sich an der linken Fessel ins Fleisch, es blutete schon.

»Ich krieg dich, krieg dich, krieeeg dich!«, höhnte die Stimme.

Nicoles Füße flogen so geschwind dahin, wie es ihre Kräfte noch zuließen.

Ihrem tiefsten Inneren entrang sich ein abgrundiges Stöhnen.

Sie rannte, doch der Atem raste noch hastiger als ihre Beine. Sie spürte sie gar nicht mehr, als gehörten sie zu jemand anderem. Vor sich sah sie den Waldboden steigen und fallen. Als wäre sie auf einem Schiff gefangen und außerstande, einen stetigen Blick auf den Horizont zu erhaschen, der fortwährend in der Ferne auf- und niederwogte.

Die Füße verfingen sich, sie strauchelte und stürzte. Hart und unnachgiebig schlug ihr Brustkorb auf. Mit einem erneuten Stöhnen rappelte sie sich wieder hoch.

Sie steuerte auf wackligen Beinen eine Lichtung an. Ein Hoffnungsschimmer huschte über ihr Gesicht. Vielleicht war jenseits da hinten eine Straße, oder es gab eine Hütte in der Nähe. Irgendjemanden. Irgendeine Menschenseele. Sie verdankte es der blinden Hoffnung und ihrer Weigerung, aufzugeben, dass sie noch am Leben war, so viel stand fest.

Sie senkte den Kopf und wappnete sich für den letzten Sprint.

Fünf Meter vor der Lichtung stolperte sie über einen Draht, der über den schummrigen Weg gespannt war. Sie hörte beim Auslösen der Sprengfalle ganz kurz einen hohen Pfeifton, dann bohrte sich ein Bambusstock in ihren Schenkel.

»Au, das muss aber wehtun!«, erschallte die Stimme hinter ihr triumphierend.

Nicole schrie, als sie zu Boden fiel. Sie versuchte, sich kriechend fortzubewegen, die Fingernägel in die weiche Erde gekrallt.

Sie schaffte es bis zum Rand der Lichtung.

Auf der anderen Seite des freien Waldstücks erschien eine männliche Gestalt mit dunklen gelockten Haaren, Jeans, Chuck-Taylor-Tennisschuhen und einem dunkelblauen Sweatshirt. Einen Moment lang kam er Nicole wie ein Highschool-Teenager auf dem Heimweg vom Lauftraining vor. Aber das lange Messer, das in seiner Hand aufblitzte, machte das Bild zunichte. Sie starre in sein ausdrucksloses Gesicht mit den wahnsinnigen Augen, hinter denen Gewalt lauerte.

»Du hast dich prima geschlagen, Nicole«, tönte es lammfromm.
Darauf konnte sie nur noch schluchzen.

»Wie du aus meiner improvisierten Haftzelle ausgebrochen bist, war wirklich genial«, fügte er hinzu. Er hatte eine hohe, fast mädchenhafte Stimme, klang dabei aber ruhig und beherrscht, als ginge er gerade ein bisschen spazieren. »Ich werde sie wohl gründlich ausbessern müssen, bevor mein nächster Gast eintrifft. Aber das sollte kein Problem sein, ich bin ja sehr praktisch veranlagt.«

Nicole dachte an ihre Flucht, die tatsächlich an ein Wunder grenzte. Nach stundenlangem Zerren und sich Winden in ihrer ledernen Fixierung hatte sie sich die Schulter verrenkt, sich aber unter Qualen dennoch der Fesseln entledigen können.

»Warum?«, fragte Nicole. Sie wusste, dass sie sterben würde. Ihr wurde bei dieser Erkenntnis speiübel. Aber wenn sie es schon nicht verhindern konnte, so wollte sie es wenigstens begreifen.

Der Mann trat näher heran und hockte sich vor ihr hin, allerdings weit genug entfernt, um einem plötzlichen Angriff auszuweichen.

»Warum du?«, wiederholte er ihre Frage. Nicole war nahe genug, um den dünnen Schweißfilm auf seiner bleichen Haut zu erkennen. Vielleicht hatte er sich also doch etwas anstrengen müssen. Sie verspürte einen Anflug von Stolz. Ja, mochte er sie umbringen, aber sie hatte zumindest gekämpft.

»Du bist mit einer unglückseligen DNA-Sequenz gesegnet, meine Süße«, erklärte er. »Lange blonde Haare, große blaue Augen und ein Körper, der es mir in den Weichteilen kribbeln lässt.«

Nicole sah ihm in die Augen. Da war nichts. Kein Gefühl. Keine Seele.

Nichts. Zum ersten Mal war sie bar jeder Angst.

Das musste er wohl auch gewittert haben, denn ohne Vorwarnung überwältigte er sie, blitzschnell, hielt sie auf dem Erdboden fest und setzte ihr das Messer an die Kehle.

»Bei mir gibt es so einen Brauch, ähnlich wie die Frage, wer zu Thanksgiving den Truthahn anschneidet«, sagte er. »Ich überlasse es meinen Mädels, sich auszusuchen, wo ich anfangen soll. Wo soll ich also anfangen, dich aufzuschlitzen?«

Nicole hatte aufgehört, sich zu wehren. Sie fügte sich in ihr Los und streckte die geöffnete rechte Hand aus.

»Interessant«, kommentierte der Mann. »Die Hand. Die meisten wählen, wer weiß, warum, den Unterarm. Ja, die Hand! Du überraschst mich immer wieder, meine liebe Nicole.«

Das Messer berührte ihre Hand. Sie machte die Augen zu, schloss die Finger langsam um die Klinge und drückte zu. Die Klinge senkte sich immer tiefer in ihr Fleisch. Blut quoll aus der Handfläche, stechende Schmerzen breiteten sich im ganzen Arm aus. Sie presste die Finger noch fester um die Klinge, bis sie auf Knochen traf.

Der Atem des Mannes ging immer schneller und heftiger. Nicole merkte, dass es ihn anmachte, das Messer eindringen zu sehen.

Als sie hörte, wie seinem Mund ein leises Stöhnen entfuhr, sammelte sie jäh ihre Kräfte und entfernte mit der linken Hand den Bambusstock aus dem Bein. Mit der rechten zog sie das Messer und den Mann an sich heran. Er kam gar nicht darauf, das Messer loszulassen, nicht einmal, als ihm Nicole den spitzen Holzpflock in den Hals bohrte. Einen Moment lang zog er an dem Messer, während sie ihm den Stock tiefer in den Hals drehte.

Zu guter Letzt löste sich sein Griff um das Messer, es lag nun offen in ihrer Hand. Er rollte

von ihr herunter auf die Erde. Blut floss aus seinem Mund und aus dem Hals.

Nicole riss den Bambusplock heraus und stieß den Mann auf den Rücken. Seine Augen waren geöffnet. Nicole hob den Stock in die Höhe und stach ihn ihrem Peiniger direkt ins Herz. Sein Körper zuckte einmal und regte sich dann nicht mehr.

Nicole rappelte sich auf und sah auf ihn hinunter, sein großes Messer hielt sie noch umschlossen. Sie sank auf die Knie und zog die Klinge aus ihrer Hand. Das Messer fiel auf den blutig zerstochenen Hals ihres Angreifers.

Als endlich Hilfe herbeieilte, hatte Nicole bereits das Bewusstsein verloren.

DREI JAHRE SPÄTER

TALENTSUCHE

1.

Florence Nightmare

Vor dem grauen Himmel und in leichten Nebel gehüllt erschien das städtische Krankenhaus von Charleston noch trostloser als seine Umgebung.

Im Zimmer 211 schlief die siebenjährige Patricia Sirrine in ihrem Bett. Ihr helles Haar, auf dem Kissen aufgefächert, bildete einen schimmernden Kranz um ihr leichenfahles Gesicht.

Ihr Arm hing an einem intravenösen Tropf. Ein Klinik-Armband aus Plastik lag um ihr zartes Handgelenk. Hellviolette Blutgefäße ließen einen schwachen Puls unter der Haut erkennen.

Die Tür öffnete sich, eine Frau trat ein. Ruth Dykstra sah wie eine freundliche, liebenswürdige Landärztin aus. Sie trug einen kobaltblauen Pullover über ihrer weißen, gestärkten Schwesterntracht. Das grau melierte Haar trug sie straff zu einem Knoten am Hinterkopf zusammengebunden.

Sie trat ans Bett des Mädchens.

»Wie geht's uns denn, Patricia?«, fragte sie mit tiefer, sanfter Stimme.

Patricia schlug blinzelnd die Augen auf.

»Mhm, hallo«, wisperte sie.

»Hallo, meine Hübsche.«

»Wer ...?«

»Ich bin deine Ärztin, Kleines«, sagte Ruth.

Patricia mühte sich, wach zu bleiben.

»Du hast wacker gekämpft, meine Süße. Sehr tapfer warst du. Einige meinen, es sei ein Wunder, dass du diese scheußliche Krankheit besiegt hast.«

Patricia versuchte zu lächeln, aber sie brachte nur eine Grimasse zustande.

Ruth lief wieder zur Tür und machte sie zu, dann trat sie zu dem Mädchen ans Bett.

»Ist schon okay, du musst gar nichts sagen. Ich bringe alles in Ordnung«, sagte sie.

Ruth zog eine zehn Zentimeter lange Injektionsnadel hervor.

»Du spürst jetzt gleich einen kleinen Stich.«

Ruth legte eine Hand auf Patricias Stirn und drückte ihren Kopf tief ins Kissen. Sie schob mit dem Daumen Patricias Augenlid zurück. Mit einer raschen, geschickten Bewegung stach sie die Nadel in den Augenwinkel des Mädchens.

Patricia reagierte instinktiv, strampelte und versuchte sich aufzusetzen, doch Ruth hielt sie fest. Sie ließ die Nadel los und hielt dem Mädchen eisern den Mund zu.

Die riesige Spritze hing an Patricias Auge.

Ruth redete dem Mädchen mit Engelszungen zu.

»Kämpfe nur, Kleine, dann geht es schneller.« Patricias Tritte ließen nach, bis sie sich nicht mehr bewegte. »Was für ein gutes Mädchen. Braves Kind.«

Ruth ließ Patricia los und entfernte die Spritze vom Auge des Mädchens. Sie zog einen kleinen Baumwolltupfer hervor und tupfte dem Kind einen winzigen Tropfen Blut von der Wange.

Ruth war leicht erhitzt, eine Welle der Verzückung kam über sie. Sie nahm die Injektionsnadel an sich, strich das Bettzeug glatt und dem Kind eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Einen Augenblick lang hielte sie inne, den Blick auf das tote Mädchen gerichtet, und nahm das Bild in sich auf.

»Auf Wiedersehen, Patricia«, sagte sie und verließ das Zimmer.

2.

Mack

Auch wenn im Hoover-Hörsaal relativ viele Leute versammelt waren, nahmen die Studenten und die diensttuenden Dozenten der FBI-Akademie auf die Anwesenden mit höherem Dienstalter Rücksicht. In den vorderen Reihen hatten vorrangig Herren in mittleren Jahren in Anzügen und Sakkos Platz genommen, wenn auch hier und da ein Student saß, dem diese Sitzordnung nicht bewusst war. In zunehmendem Abstand vom Podium kehrte sich das Verhältnis um.

Wallace Mack stand verborgen am Rande des Podiums und hätte sich in den Hintern beißen können, weil er sich auf das hier eingelassen hatte. Er hasste es, vor Publikum zu sprechen, und musste nun feststellen, dass seine Hände schweißnass waren, sein Atem schnell ging und sein Mund trocken war.

Mack beobachtete, wie der derzeitige Direktor der FBI-Akademie auf die Bühne trat. Mack war dem Mann vor fünf Minuten zum ersten Mal begegnet.

Der stellte das Mikrofon ein, woraufhin die gedämpften Gespräche im Hörsaal abebbten und sich ihm alle Köpfe zuwandten.

»Ihnen allen ein herzliches Willkommen«, hob er an. »Heute Abend freuen wir uns, in unserer Mitte den ehemaligen Sonderermittler und namhaften Fallanalytiker Wallace Mack begrüßen zu können.«

Mack atmete tief durch. Namhaft? Oh Gott, so ein Schwätzer, na schön. Vielleicht war er deshalb Direktor der Akademie geworden.

»Die meisten von Ihnen kennen Mr Mack bereits und haben zahlreiche von seinen Arbeiten gelesen«, fuhr der Direktor fort. »Aber aus formellen Gründen will ich hier einige Fakten nennen. Nach seinem Studienabschluss an der University of Virginia mit summa cum laude trat Mack dem FBI bei. Er hatte die beiden Hauptfächer Kriminologie und Psychologie belegt. Daraufhin diente er sich in den Reihen des FBI hoch und landete schließlich beim Dezernat für Tötungsdelikte, wo ihn seine Fähigkeiten bald zu einem hervorragenden Mitglied der Fallanalyse-Einheit machten.«

Der Direktor der Akademie drehte das Blatt, das vor ihm lag, um.

»Als er dort arbeitete, nahm er an der Ermittlung von einigen Fällen des FBI teil, die sehr bekannt geworden sind, besonders wären da die Jeffrey-Kostner-Morde zu nennen.«

Mack lief es bei der Erwähnung des Namens Kostner kalt den Rücken hinunter. Da hatte er sich *wahrhaftig* nicht mit Ruhm bekleckert. Er hatte viel zu spät geschaltet bei der Ermittlung von Kostners Identität, Nicole Candela hätte deshalb beinahe mit ihrem Leben bezahlt.

»Mack hat letztes Jahr offiziell beim FBI seinen Rücktritt eingereicht, um eine Angehörige zu betreuen, aber er ist weiter für uns als Berater tätig«, führte der Direktor aus. »Heute Abend spricht er darüber, woran er gerade arbeitet, und er beantwortet alle Ihre Fragen, die Sie vielleicht zu einigen der erwähnten Fälle haben. Sehr verehrte Damen und Herren, es ist uns eine besondere Ehre, Wallace Mack hier willkommen zu heißen.«

Mack lief auf die Bühne und schüttelte dem Direktor die Hand. Dann trat er ans Mikrofon.

An Reden ging er genauso heran wie an seine Besprechungen, getreu der Devise: Komm zur Sache.

Er sprach ins Mikrofon: »Unentwegt pflastern zwischen dreißig und vierzig aktive Serienmörder ihren Weg quer durch die Vereinigten Staaten mit Leichen. Die Schätzungen gehen auseinander. Ich glaube, es hängt davon ab, wie man einen aktiven Serienmörder definiert. Immerhin hören einige von ihnen aus eigenem Antrieb auf. Andere, weil sie ums Leben kommen, verletzt werden oder im Gefängnis landen. Per definitionem sind solche Fälle weiter aktiv, wenn auch der Mörder nicht mehr aktiv ist.«

Er sah auf und richtete den Blick auf das dicht gedrängte Publikum, dann wieder auf seine Notizen.

»Ich gehe auch davon aus, dass die Zahl geringer ausfällt, wenn man sich nur auf die aktiven Serienmörder konzentriert, bei denen mit gewisser Regelmäßigkeit neue Opfer anfallen. Dann setze ich die Zahl bei etwa fünfundzwanzig bis fünfunddreißig an. Das heißt, immer noch zu viele.«

Mack drückte auf die Fernbedienung in der linken Hand, woraufhin hinter ihm eine große Landkarte an der Wand erschien.

»Wir wissen jedenfalls, dass sie ihrem Handwerk überall im Land, in kleinen Ortschaften wie in großen Städten, nachgehen, bei den Reichen ebenso wie in Slums, wo die Kriminalität nur so blüht«, führte er aus. »Heute will ich über einige Fälle sprechen, bei denen der Mörder zweifelsohne aktiv ist und die Häufigkeit der Übergriffe sogar noch zunimmt. Ich werde Sie an meinen Überlegungen zu den Indizien und meinem Wissen darüber teilhaben lassen.«

Wieder klickte er auf eine Taste der Fernbedienung, und die Landkarte zoomte die mittleren Bundesstaaten heran, wo sich einige rote Punkte entlang einer in nordsüdlicher Richtung verlaufenden Fernstraße aneinanderreichten.

»Der I-75-Korridor«, erläuterte er. »Sieben Opfer, alle angeblich männliche Prostituierte, wurden an diversen Orten entlang dieser Fernstraße gefunden, die Mehrzahl in Georgia und Florida.«

Er drückte erneut auf die Fernbedienung.

»Chicago. Bis jetzt werden elf Frauen vermisst, alle im Alter zwischen siebzehn und dreißig, alle blond.«

Ein anderer Kartenausschnitt.

»Fort Walton Beach, Florida. Sieben Männer tot, alle in den mittleren Jahren, von allen ist bekannt, dass sie häufigen Umgang mit Prostituierten gepflegt haben. Alle wurden zunächst unter Drogen gesetzt, dann erschossen, erstochen oder erschlagen. In allen Fällen war die Droge dieselbe spezielle Cocktail von Chemikalien.«

Mack nahm einen Schluck aus der Wasserflasche, die er sich aufs Pult gestellt hatte.

»Nun will ich auf die jeweiligen Besonderheiten zu sprechen kommen.«

* * *

Ein Mann, der ziemlich weit hinten saß, konnte vor Lachen kaum an sich halten.

Er beobachtete Mack und hörte ihm zu, als er die Details zu den Kriminalfällen nannte. Er rieb sich die Hände. Vor mehr als zwei Jahren hatte er sich in Macks Computer eingehackt und ein

Schattenprogramm installiert, das ihm sämtliche Einträge und Veränderungen an den Computerdateien übermittelte. Innerhalb dreier Monate war die Sicherheitssoftware des FBI, die auf Macks Laptop installiert war, bereits veraltet gewesen, sodass er leichtes Spiel gehabt hatte, sie zu knacken.

Während er Macks Ausführungen zuhörte, notierte der Mann die Punkte, die Mack ausließ. Das wurde immer so gehandhabt, damit nichts zu den Medien oder zu irgendwelchen Spinnern vordrang, die mit Vorliebe anriefen und behaupteten, der Killer zu sein.

Beim Zuhören musste der Mann sich eingestehen, dass Mack tatsächlich dreien der Verbrechen dicht auf der Spur war. Beispielsweise, was die Morde entlang des I-75-Korridors anging. Mack hatte bei der nationalen Dienststelle für Güterkraftverkehr Informationen über Lastwagenfahrer angefordert, die ein Vorstrafenregister hatten, speziell im Bereich Sexualstraftaten, und häufig auf dieser Autobahn unterwegs waren.

Der Mann hatte sich in das Computersystem der Dienststelle eingehackt und auf Macks Anfrage geantwortet, man werde die Akten durchsehen und ihm eine Auskunft zukommen lassen. Dann hatte er Macks Nachricht gelöscht und selbst die Dateien durchforstet.

Drei Fahrer hatte er herausgeangelt. Er hatte die Todeszeiten der Opfer mit den jeweiligen Standorten der drei Fahrer verglichen. Nur einer von ihnen hatte sich zum Tatzeitpunkt im Umkreis der Opfer befunden. Nun galt es, noch ein bisschen weiter im Dunkeln und Verbotenen zu fischen, und er hätte den Täter aufgespürt.

Der Mann war höchst zufrieden, als Mack sich der nächsten Reihe mysteriöser Morde zuwandte. Er hatte wirklich seinen Spaß daran.

3.

Truck Drivin' Man

Der in Sonderausführung gefertigte Peterbilt-Sattelzug stand an seinem Platz zwischen den anderen Riesensattelschleppern auf der vollgeparkten Stellfläche einer Fernfahrerkneipe neben der Autobahn I-75 in Florida.

In der Fahrerkabine mit extra großem Schlafabteil saß Roger Dawson hinter dem Lenkrad, einen Joint zwischen den kurzen, dicken Fingern. Das Fenster hatte er heruntergelassen.

Ein Teenager in kurzem Leder-Minirock und engem schwarzen T-Shirt näherte sich Dawson.

»Geil auf ein Date?«, fragte er mit hoher, mädchenhafter Stimme. Dawson betrachtete ihn von seinem Hochsitz aus. Das Gesicht des Jungen war fettig und picklig.

»Meinst du, ich brauch das?«, fragte Dawson zurück. Er hatte eine Knollennase, und seine dunklen Augen gaben nichts preis. »Braucht das nicht jeder?«, gab der Junge zurück.

Dawson reichte dem Jungen den Joint durchs Fenster. Der musste aufs Trittbrett steigen, um heranzukommen. Er nahm einen tiefen Zug und gab ihn Dawson zurück.

»Neu hier?«, erkundigte sich Dawson. »Hab dich noch nie in der Gegend gesehen.«

Der Junge zuckte die Achseln. »Bin gerade aus L. A. gekommen«, antwortete er. »Wohin geht's denn?«

Dawson taxierte ihn.

»Dreh dich mal um.«

Der Junge war einen Moment lang überrascht von Dawsons Gesinnungswechsel. Er vollführte eine Pirouette und präsentierte, was er zu bieten hatte.

Dawson zog nochmals an seinem Joint. Die beiden blieben ein paar Augenblicke stumm.

»Und?«, fragte der Junge.

»Bisschen schmächtig«, räsonierte Dawson.

»Nicht dort, wo's drauf ankommt«, konterte der Junge.

Ein Grinsen machte sich in Dawsons Gesicht breit. Er machte eine Kopfbewegung in Richtung des Beifahrersitzes. »Die Tür ist offen.«

* * *

Kaum eine Stunde später lag der Strichjunge bäuchlings mit zur Seite gedrehtem Kopf da, die Augen aufgerissen und leblos, die Zunge weit herausgestreckt.

Dawson fuhr den Sattelschlepper an den Straßenrand. Er war auf dem State Highway 75 unterwegs, unter den Einheimischen »Alligatorenpfad« genannt. Gleich neben dem Straßenrand waren tiefe Kanäle, mit Pflanzenwuchs bedeckt.

Dawson stieg aus, klappte die Motorhaube seines Peterbilt hoch und blieb davor stehen, dabei eine Zigarette rauchend.

Ein Auto, das einzige Fahrzeug auf dem Highway, fuhr vorbei, und Dawson trat an die Seite des Lastwagens, um nicht gesehen zu werden.

Nachdem das Auto wieder verschwunden war, öffnete Dawson die Beifahrertür. Er schaute auf den toten Jungen auf dem Bett in seinem Schlafabteil.

»Zeit, den Knaben an die Alligatoren zu verfüttern«, bemerkte er und warf sich den Jungen über die Schulter. Er trat an den Straßenrand, den Kanal zu Füßen. Dann hievte er den leblosen Körper hoch wie ein Gewichtheber sein Gewicht, hielt ihn mit beiden Händen über sich und warf ihn tief in den Sumpf hinein.

Ein lautes Aufklatschen und daraufhin nur die Stille des Sumpfes.

Dawson blieb stehen und rauchte seine Zigarette.

Als er wiederum ein Plätschern vernahm, grinste er. Die Alligatoren nahmen sich seines Entsorgungsproblems an.

4.

Nicole

Der Mann kauerte vor Nicole Candela und bewegte die Hände in Kreisen, in der rechten Hand hielt er ein Messer.

Nicole, mit dem Rücken an der Wand, beugte sich vor, auch ihre Hände beschrieben eine kreisförmige Bahn. Der Mann blockierte den Zugang zur kleinen Tür des Raumes, sodass Nicole nirgendwohin konnte. Schweiß lief ihr übers Gesicht, als der Mann ihr unaufhörlich näher rückte. Sie verspürte einen leichten Schmerz an der Stelle im linken Bein, in die sich Kostners Bambusstock gebohrt hatte. Trotz Operation und Reha tat es zuweilen noch weh. Sie war sich auch nie ganz sicher, ob der Schmerz real war oder nur eines der zahlreichen Phantome, die sie heimsuchten.

Ein feiner Lufthauch genügte und Nicole setzte sich in Bewegung. Als ihr Angreifer ein wenig Atem schöpfte, ging sie leicht in die Knie und sah seinen rechten Arm mit dem Messer auf sie zusausen. Sie hob den linken Arm und stieß damit am Ellbogen seinen Arm vor ihrem Leib zur Seite, riss den rechten Arm hoch, nahm seine messerbewehrte Hand in die Zange und presste dem Mann ihren linken Unterarm an den Trizeps.

Sie hielt die Füße im schulterbreitem Abstand, übte weiter Druck aus und spürte, wie der Arm des Mannes sich überdehnte: Gleich würde es knacken.

»Okay, okay, Nicole!«, rief er.

Nicole ließ die Arme sinken und trat zurück. Ihr Ausbilder schüttelte den Arm aus und warf das Gummimesser quer durch den Raum in den Gerätekorb.

Eric Anderson lächelte ihr zu, und wieder einmal dachte Nicole, dass er zu jenen Männern gehörte, die vom Alter her schwer einzuschätzen waren, sie nahm an, er war knapp fünfzig. Er hatte den Kopf kahl rasiert und leuchtend blaue Augen.

Er war kleiner als sie, aber stämmig und kräftig, und bewegte sich wie ein Boxer.

»Gut, sehr gut«, lobte er.

»Danke«, sagte Nicole mit einem kleinen Lächeln.

Anderson zeigte ihr verschiedene Methoden, ihre Technik beim Pinnen zu verbessern und die Fußarbeit effektiver zu machen.

Als sie ihre Siebensachen einsammelte und zur Tür ging, begleitete Anderson sie.

»Du machst dich gut, Nicole«, sagte er. »Wie geht's dir so?«

»Mir geht's gut«, antwortete sie. »Das Training ist anstrengend, aber hinterher habe ich ein tolles Gefühl.«

Seit ein paar Jahren schon arbeiteten sie zusammen, und gleich anfangs hatte sie sich in den Kampfsport verliebt.

Pekiti-Tirsia Kali hatte sie aus gutem Grund gewählt. Eigentlich war es gar kein Sport. Es gab keine Turniere. Es handelte sich vielmehr um eine philippinische Kriegskunst, die nicht nur lehrt, wie der Ausübende sich gegen zahlreiche Angreifer verteidigen kann, sei es mit Händen,

Knüppeln oder Schusswaffen, sondern auch, wie man tötet.

Was sie noch zu Pekiti-Tirsia zog, war der dabei übliche Umgang mit Messern. Die wortwörtliche Bedeutung des Namens war tatsächlich »zerstückeln«. Seit sie überfallen worden war, hatte sie etwas für Messer übrig.

»Das wird dir immer natürlicher vorkommen«, erklärte Anderson. »Wenn es drauf ankommt, wirst du nicht darüber nachdenken. Dein Verstand fällt auf den kleinsten gemeinsamen Nenner zurück. Du führst dann rein instinktgesteuerte Bewegungen aus, die du tausendmal geübt hast. Du beherrschst sie so gut, dass sie fast von selbst ablaufen. Darum trainieren wir.«

»Kapiere«, sagte Nicole. Ja, das verstand sie. Mehr als ihr Ausbilder erahnen konnte. Weil sie schon einmal in so eine Situation geraten war. Sie wusste aus eigenem Erleben, dass man tatsächlich auf das Simpelste zurückgreift. Es war dann schwer zu denken, geschweige denn zu handeln.

Sie sagten einander auf die Pekiti-Tirsia-Art Auf Wiedersehen, mit der geschlossenen Faust am Herzen und dem Wort »Mumbuhi« auf den Lippen, was so viel wie »Gesundheit« bedeutet.

Nicole ging hinaus zu ihrem Auto, warf die Sporttasche auf den Rücksitz und setzte sich hinter das Lenkrad.

Sie schaute auf die Armbanduhr. Noch war genug Zeit, nach Hause zu fahren, kurz den Hund hinauszulassen und sich für den wichtigsten Abend ihres Lebens zu rüsten.

5.

Der Fleischer

Aus dem Blutstrom war stetes Tropfen geworden, nur ab und zu schwachte es etwas dickflüssiger auf den Boden und rann in den Abfluss. Das Blut floss aus einer Leiche, die an einem dicken Balken hing, in den ein riesiger Metallhaken eingeschraubt war. Der Körper gehörte einer Frau mittleren Alters oder besser: Er hatte ihr gehört. Nun befand er sich im Besitz eines Handwerkers, der vor seiner Fleischsäge stand. Ihr Blatt rotierte noch.

Roy Skittlecorn schien der Inbegriff eines Fleischers zu sein, er passte absolut in diese Rolle. Er trug eine blutverschmierte Schürze, hatte dichte, nach hinten gegelte schwarze Haare und große Hände mit hervorstehenden Knöcheln. Auch sie waren voller Blut.

Im Mundwinkel hing eine Zigarette.

Seine dicken Finger umfassten ein längliches Stück Fleisch, aus dem in der Mitte ein runder, ringsum ausgefranster Knochen herausstand.

Aus der Stereoanlage auf dem breiten Metallregal dröhnte »If You Want Blood« von AC/DC.

Skittlecorn zog noch einmal an der Zigarette, legte sie in den Aschenbecher und durchtrennte das Bein mit dem Sägeblatt der Tischsäge.

Er hatte schon von Leuten gehört, die Metallsägen oder Fuchsschwänze benutzten, um Körper zu zerteilen. Für solche Armleuchter hatte er einen Namen: Stümper. Eine Stichsäge, selbst mit neuem Sägeblatt, sorgte nur für eine Riesenschweinerei, seine Technik dagegen für ein wahres Kunstwerk. Er sah dabei zu, wie das Sägeblatt sauber und perfekt das Bein zerschnitt. Das Stück legte er zu den anderen, die er alle in schöner Ordnung aufgereiht hatte. Eine Welle der Zufriedenheit breitete sich in ihm aus. Das Leben konnte gar nicht besser sein, wenn einem die Arbeit so flott von der Hand ging, dachte er bei sich.

Er konzentrierte sich wieder auf das Bein und zerteilte es erneut. Im Lärm des diamantbeschichteten Werkzeugs ging der Text seines Lieblingstitels unter.

6.

Mack

Mack war überrascht und ernüchtert, ihn hier anzutreffen. Der stellvertretende Direktor des FBI, Paul Whidby, stand hinter einer kleinen Ansammlung von Zuhörern, die darauf gewartet hatten, Mack nach dem Ende seines Vortrags anzusprechen.

Er sah für Macks Begriff noch genauso aus wie früher, auch wenn er ihn jahrelang nicht zu Gesicht bekommen hatte. Als waschechter Karrierepolitiker wirkte Whidby sehr glaubwürdig. Er war ein großer, stattlicher Afroamerikaner mit teurem Anzug und Schlips, einem perfekten Gebiss und der arroganten Pose eines Mannes, der meinte, den ganzen Raum zu beherrschen.

Mack überspielte seine Überraschung über Whidbys Gegenwart und das flaue Gefühl im Magen. Er erhaschte den Blick seiner ehemaligen Mitstreiterin Ellen Reznor, deren Gesichtsausdruck ihn zu fragen schien: Was hast du vor?

Der letzte Student dankte ihm für die Rede und ging, sodass Mack, Whidby und Reznor unter sich blieben.

Whidby trat auf Mack zu. Er bemerkte, dass der Mann keine Anstalten machte, ihm die Hand zu geben. »Interessante Ausführungen«, meinte Whidby.

»Danke«, entgegnete Mack. *Ihr Dank bedeutet mir sehr viel*, dachte er, aber er hielt den Spott zurück.

»Wie ich sehe, hat die Altersteilzeit Ihre Kreativität nicht beeinträchtigt«, sagte Whidby.

Mack musste über die nurdürftig kostümierte Beleidigung lächeln. Whidby war einer der Ersten gewesen, die Macks Theorien als reine Spekulationen attackiert hatten. Nur wenn ein Fall gelöst wurde und sich Macks Herangehensweise als richtig herausstellte, stellte sich Whidby an seine Seite und ließ sich den Erfolg dann als sein eigenes Verdienst ankreiden.

»Und Sie haben nicht Ihr Geschick verloren, das Offenkundige zu übersehen«, erwiderte Mack.

Reznor hob die Hände und trat buchstäblich zwischen die beiden. »Jungs, keine Schlammschlacht hier, bitte«, beschwore sie sie. »Begrüßen Sie sich einfach und gehen Sie Ihrer Wege.«

»Natürlich hat mich niemand gefragt, ob man Ihren Auftritt zulassen sollte«, sagte Whidby. »Ich hätte dann dazu geraten, das Geld zu sparen.«

Mack nickte. »Es überrascht mich nicht, dass niemand Sie konsultiert, Paul. Wie es aussieht, hat Ihr Einsatz über die Jahre keinen Wertzuwachs gebracht.«

»Aber mir ist klar geworden, dass das zu Ihrem *extrem* großzügigen Ruhestandsarrangement gehört«, konterte Whidby. »Diese kleinen Seminare oder wie sie auch heißen.«

»Ganz recht. Schön, Sie wiedergesehen zu haben«, gab Mack zurück und eilte davon. Er war bereits auf der Treppe, als Whidby ihm etwas hinterherrief.

»He, Mack! Ich bin nur neugierig, ob Sie betrunken waren, als Sie sich all diese

Hirngespinste ausgedacht haben.«

Mack blieb kurz stehen, aber Reznor legte ihm die Hand auf den Rücken.

»Geh weiter, es lohnt sich nicht!«, sagte sie.

Mack konnte kaum an sich halten.

Er rief sich in Erinnerung, warum er das FBI verlassen hatte, beziehungsweise, warum er sich von Whidby hatte hinauskomplimentieren lassen.

7.

Die Liebesdienerin

Das Motel Fort Walton stand am Florida Highway 30, achthundert Meter von einem Einkaufszentrum mit Fabrikverkauf von Kenneth Cole, Adidas und Off 5th entfernt.

In Zimmer 232 saß Amanda Dekins auf dem Bett. Ihre Haut war gebräunt, sah im Licht des frühen Morgens aber grau aus. Ihre Haare waren zerzaust.

Sie erhob sich, zog ihren ultrakurzen Minirock an, dazu kniehohe Stiefel und ein Schlauchtop. Sie durchsuchte die Hosen des Toten und leerte seine Brieftasche. Amanda sah zum Bett hinüber. Sie ging zum Nachttisch, nahm das Fläschchen mit durchsichtiger Flüssigkeit mit einem Schuss Rohypnol an sich und steckte es in ihre kleine schwarze Handtasche.

Sie warf einen Blick auf den Freier. Sein Gesicht zeigte immer noch einen Ausdruck vollständiger Entgeisterung.

Sie begutachtete ihre von Hand verrichtete Arbeit. Es war wirklich unglaublich. Es war eine altbewährte Ausrede, wenn man von den Bullen befragt wurde, ob man etwas getan oder nicht getan hatte: Man behauptete einfach, man erinnere sich nicht. Auf diese Art musste man keine Scheißdetails auspacken, die einem später zum Fallstrick wurden.

Aber das, was sie da eben abgezogen hatte ... Sie konnte sich tatsächlich nicht erinnern. Ihr war so, als hätte sie dem Rindvieh eine Droge in den Drink geschüttet, und als er aus den Latschen kippte, griff sie nach dem Erstbesten, was zur Hand war. In diesem Falle hatte sie ein Steakmesser aus dem Restaurant mitgehen lassen, in das der arme Kerl sie zum Abendessen ausgeführt hatte. Sie wusste noch, dass sie abgewartet hatte, bis er das Bewusstsein verlor, und ihm dann das Messer in den dicken weißen Bauch gerammt hatte.

Aber diese schwarze Wolke der Wut hatte ihr den Verstand vernebelt, sie konnte sich jetzt tatsächlich nicht darauf besinnen, was danach passiert war. Sie war sozusagen wieder zu sich gekommen, schwer atmend, den Blick auf den schwabbligen weißen Fettsack geheftet, dessen Fleisch sie in Stücke schneiden wollte, wie sie es eben im Steakhaus gesehen hatte.

Amanda stopfte das Geld in ihre Handtasche und ihr fiel auf, dass sie sich nicht mehr erinnerte, wann sie aufgehört hatte, die Freier zu vögeln, und stattdessen angefangen hatte, sie ins Jenseits zu befördern. Aber das war jetzt auch egal. Das Geschäft lief so gut wie nie zuvor.

8.

Nicole

Nicole Candela war aufgeregt. Angst hatte sie nicht. Sie wusste nur zu gut, was richtige Angst war. Das hier war es nicht.

Aber als sie in den leeren Speisesaal ihres Restaurants blickte, das nun erstmals seine Türen öffnen sollte, hatte sie ein mulmiges Gefühl, das echter Angst sehr ähnlich war. Was wäre, wenn der Saal leer bliebe? Wenn sich keiner von ihren Bekannten blicken ließe? Wenn sie alle zusammen anrücken würden und in einem gewaltigen Stau stecken blieben?

Auf jeden Fall kämen heute Abend auch ein, zwei Kritiker. Sie würden den menschenleeren Gastraum erblicken und alles wäre schon gelaufen, noch ehe es losgegangen war.

Nun gut, dachte sie, beherrsch dich, Nicole. Sie drehte eine Runde in dem kleinen Raum mit seinem blanken Eichenholz und dem altägyptischen Putz. Das Interieur war rustikal, mit einem Boden aus breiten Holzdielen und weichen Leinenvorhängen. Sie hielt die Zahl der Tische auf weniger beschränkt, als möglich gewesen wäre. Das war schlecht fürs Geschäft, wie sie wusste. Branchenüblich war, so viele Tische wie möglich in den Raum zu stopfen. Aber sie hasste Restaurants, wo man sich nicht rühren konnte, ohne einem anderen Gast den Ellbogen in die Rippen zu stoßen.

Mit ihrem Lokal wollte sie nach eigenem Ratschluss einen Ort schaffen, der *ihr* gefiel, und alles fernhalten, was ihr an anderen Gaststätten missfiel, egal, ob es dem Geschäft dienlich wäre oder nicht.

Sie lief quer durch den Speisesaal und baute sich vor dem Weinkeller auf, wie sie ihn nannte, obwohl es sich nur um ein kleines Vorzimmer neben dem Gastraum handelte. Darin fanden sich ihre Lieblingsweine. Sie hatte sie selbst ausgesucht und dabei nicht originellen Namen den Vorzug gegeben, sondern regionalen Weinlagen, die sie selbst erkundet hatte.

Sie dachte an damals zurück, als sie der Zeitschrift »People« ihr erstes und einziges Interview verkauft hatte. Das war eine geschäftspolitische Entscheidung gewesen. Es widerstrebt ihr, ihr Privatleben auszubreiten und sich darüber auszulassen, was in jenem finsternen Wald zwischen ihr und Jeffrey Kostner vorgegangen war, aber sie hatte das Geld für die Erfüllung ihres Traums gebraucht. Für das zweitägige Interview hatte sie 800.000 Dollar kassiert.

Von dem Geld leistete sie sich eine aufwendige Ausbildung am Culinary Institute of California, anschließend einen ausgedehnten Aufenthalt in Europa und Asien, wo sie Geist und Körper auskurierte, während sie bei renommierten Köchen in die Lehre ging.

Was vom Geld übrig blieb, reichte gerade dafür, das Restaurant zu eröffnen.

Sie lief in die Küche.

Der Duft des gerade zubereiteten Essens umfing sie sanft. Zitrone, Knoblauch, Zwiebeln, die Wärme des Herds. Sie hatte vier Leute angestellt, in der Überzahl Kommilitonen vom Abschlusskurs am Institut. Zusammen mit drei Bedienungen, einer Oberkellnerin und ihr selbst war das ein kleines Unternehmen. Genau das aber war die Hauptsache.

Wofür sie so hart gearbeitet hatte, hatte endlich Gestalt angenommen.

Den Namen Thicque hatte sie scherzeshalber für ihr Lokal gewählt. Es war eine französische Verballhornung des englischen Wortes für »dick«. Mitten im dicksten Getümmel, da wollte sie heute sein. Noch immer war ihr, wenn sie allein war, nicht allzu behaglich zumute. Deshalb umgab sie sich mit Köchen, Essen, Gästen und etwas mehr als nur geschliffenen Messern.

»Nicky, wo ist die Seezunge?«, fragte Paolo Gerrar, der stellvertretende Küchenchef, ein Ersatzmann, der erst kürzlich seinen Abschluss am Culinary Institute of Nevada gemacht hatte.

»In der Kühlkammer, unter den Eiern«, antwortete sie.

»Da wollen wir mal die Ärmel hochkrempeln, was?«, verkündete jemand hinter ihr.

Nicole drehte sich um und erblickte Jay Lucerne, ihren Geschäftspartner und inoffiziellen Comanager des Restaurants. Sie waren sich vor Jahren in kulinarischen Kreisen begegnet. Von Jay stammten 49 Prozent des Geschäftsvermögens. So gefiel es Nicole bestens: Er hatte fast so viel wie sie investiert, aber letztendlich hielt sie die Zügel in der Hand. Kontrolle war für sie essenziell, auch wenn sie und ihre Therapeutin daran arbeiteten, dass sie, wann immer es möglich war, das Kontrollbedürfnis zumindest etwas losließ.

»Ich bin bereit«, sagte Nicole.

Lucerne strahlte. Er war ein rundlicher kleiner Herr, wie immer tadellos gekleidet. Nicole wusste, dass *er* sich an den Direktor des Instituts gewandt hatte, um sich zu erkundigen, wer der beste Koch im Abschlusskurs war. Nicoles Name stand ganz oben auf der Liste. Lucerne hatte sich vorgestellt, und daraus hatte sich ein freundschaftliches Verhältnis entwickelt, das schließlich in ihr unternehmerisches Vorhaben gemündet war.

Er trat heran, Nicole umarmte ihn und fand es wie immer behaglich, sich an sein strammes Bäuchlein zu drücken.

Sie schloss die Augen und schickte ein stummes Stoßgebet zum Himmel. Nach allem, was sie durchgemacht hatte, sehnte sie sich unsterblich danach, dass dieser Abend und das Lokal ein voller Erfolg würden.

9.

Der Familienmensch

Zum Abendessen gab es Roastbeef, Stampfkartoffeln und pappige Bohnen. Brent Tucker sah über den langen Esstisch zu seiner Frau hinüber. Mrs Tucker hatte nichts mehr gemein mit der aufreizenden heißen Braut mit den rabenschwarzen Haaren, die er vor fünfzehn Jahren geheiratet hatte. Nein, die Frau ihm gegenüber und ihre vier Kinder sahen alle gleich aus – unausgeschlafen, pummelig, unansehnlich. In Augenblicken wie diesem konnte Tucker kaum glauben, dass er einst die Unbesonnenheit besessen hatte, seinen Schwanz in diesen schlaffen, unangenehme Körpergerüche absondernden Fleischberg hineinzuschieben.

Und was hatte es ihm eingebracht? Diese schäbige Bude, in der es nach Schimmel roch, diese vier dämlichen Bälger mit ihrem unaufhörlichen Gekreisch und Geheul und einen Job ohne Aufstiegschancen, der ihm noch zwanzig Jahre in dieser gottverdammten Tretmühle in Aussicht stellte.

Mit Grausen schaute Tucker auf seinen Teller und ließ die allseitigen Kommentare am Tisch kaum an sich heran.

»Und dann hat Mr Beckman gesagt, wenn ich meinen Mathestest nicht bestehe ...«, führte eines der kleinen Scheißerchen gerade aus. Der Nächste sagte: »Von Spargel bin ich immer gleich so voll.«

»Ja, genauso siehst du auch aus«, meinte der Dritte.

Tucker stand auf, nahm ein paar Teller und Schüsseln mit und lief in die Küche. Er stellte das Geschirr ins Abwaschbecken und ging schnell aus der Küche, die Treppe hoch zu seinem Arbeitszimmer. Dort schloss er die Tür hinter sich und schob den Riegel vor, um ungestört zu sein. Keiner von denen durfte auch nur einen Fuß hier hineinsetzen.

Er trat hinter den Schreibtisch und ließ sich in dem großen braunen Lederdrehstuhl nieder. Dann langte er in die Schreibtischschublade und holte einen Schlüssel heraus, schwenkte herum und schloss ein Schränkchen auf. Er zog einen dicken Umschlag heraus und schwenkte wieder zum Schreibtisch herum, wo er den Inhalt des Umschlags auskippte.

Fahrerlaubnisse, Halsketten, Ringe, einige Haarspangen und ein Zahn bildeten ein buntes Häufchen auf der ledernen Schreibunterlage.

Die Fotos auf den Führerscheinen zeigten blonde, blauäugige junge Frauen, die einander alle ein bisschen ähnelten.

Er breitete die Kollektion aus, legte ein Stück neben das andere, und mit der anderen Hand öffnete er den Hosenschlitz.

Bald darauf drangen die Stimmen seiner Familie unten im Haus nicht mehr an Tuckers Ohr.

10.

Mack

Ellen Reznor bestellte sich ein Glas gekühlten Chardonnay, doch Mack entschied sich für eine Flasche Heineken. Es war ein gutes Restaurant am Stadtrand von Washington, D. C., aber in der Nähe der Bezugsquellen von Meeresfrüchten, sodass Fisch und Muscheln garantiert die frischesten in der Stadt waren.

»Das war super heute von dir, Mack!«, sagte Ellen. »Ich hätte mir gewünscht, dass du Whidby mal in den Hintern trittst.« Mack lächelte. Sie erhob ihr Glas, und Mack stieß mit seiner Bierflasche an. »Das ist mein neues Ich«, erklärte er. »Sehr zurückhaltend.«

»Mir gefiel der alte Mack besser«, hielt sie dagegen. »Du hast Whidby mal einen nichtsnutzigen Schwanzlutscher genannt ...«

Der Kellner räusperte sich hinter Reznor. Sie lächelte Mack zu und er dachte bei sich, dass sich manches im Leben wohl nie änderte. Ellen Reznor hatte sich einen gewissen Namen damit gemacht, im ungeeignetsten Augenblick den unpassendsten Kommentar abzugeben.

Mack bestellte noch eine Runde. »Der Haken an der Sache ist, Whidby ist Politiker, und egal wie, sie gewinnen doch immer.«

Reznor zog eine Augenbraue hoch. »Ich weiß nicht, ob mir dein neues Ich zusagt«, gab sie zu bedenken. »Es handelt sich hoffentlich nicht um ein Weichei?«

Der Kellner brachte ihre Getränke, und sie bestellten beide den Fang des Tages, Blaubarsch mit einer Beilage aus gebratenem Mais.

»Wie geht's Janice?«, erkundigte sich Reznor.

Mack seufzte. Bei seiner Schwester war das Korsakow-Syndrom festgestellt worden, ein zehrendes Nervenleiden, verursacht durch Thiaminmangel, der wiederum durch Alkoholismus entsteht. Macks Schwester hatte sich ein Gutteil ihres Gehirns weggesoffen.

»Es gibt bessere und schlechtere Tage«, sagte er. Immer, wenn er über seine Schwester sprach, geriet er in trübe Stimmung. Mack war zwar bekannt gewesen, dass seine Schwester ein Alkoholproblem hatte – das lag in der Familie –, aber wie kritisch ihr Zustand wirklich war, war ihm lange nicht bewusst gewesen. Wenn ihn seine Arbeit nicht so in Beschlag genommen hätte, und wenn er, genauso wie beim Enträtseln der Geschichte mit Jeffrey Kostner, schneller geschaltet hätte ...

»Mack! Unterbreche ich dich bei einer inneren Selbstgeißelung?«, fragte Reznor. »Lass mich da mal ran. Ich spiele mit dem Gedanken, mich zur Domina zu mausern. Damit könnte ich was dazuverdienen und mich ab und zu auch mal flachlegen lassen.«

Er gab seinen negativen Gedanken den Laufpass, und sie wandten sich dem Austausch alter Geschichten und Anekdoten zu, die der jeweils andere längst vergessen hatte, und lachten darüber. Nachdem sie gegessen hatten und der Tisch abgeräumt war, stellte Mack die Frage, die ihm schon länger auf den Nägeln brannte.

»Hast du zurzeit jemanden?«

Das war ein heikles Thema bei Reznor, seitdem ihr Mann sie vor ein paar Jahren hatte sitzen lassen. Es war auch das einzige Thema, von dem Reznors robuster Humor gelegentlich einen Dämpfer bekam.

»Ich stecke gerade zwischen zwei Affären, und leider geht es auch nicht um eine Ménage-à-trois«, antwortete sie. Er war versucht, sich nach Zeiträumen zu erkundigen, etwa, ob sie seit Monaten oder womöglich schon seit Jahren ohne richtigen Lebenspartner war. Aber er hielt sich zurück.

»Und was ist mit dem neuen Mack?«, fragte sie zurück. »Flattern denn Damenhöschen am Fahnenmast auf seinem Anwesen in Florida?«

»Weder Höschen noch Fahnenmast«, sagte er.

Sie wischte einen Krümel von der Leinentischdecke. »Hast du noch Kontakt zu ihr?«

Ihm war klar, dass sie von Nicole Candela sprach. Die Frau, die er zu schützen versucht hatte, was ihm aber missglückt war. Er war ihr bei diesem Fall sehr nahegekommen. Einige beim FBI verstiegen sich sogar zu der Behauptung, ihre Beziehung sei »ungebührlich« gewesen. Diese Stimmungsmache hatte eine nicht unwesentliche Rolle bei Macks Entscheidung gespielt, der Behörde den Rücken zu kehren.

»Nein«, gab er zur Antwort. »Ich behalte sie aber im Auge. Sie eröffnet dieser Tage ein Restaurant in L. A.«

»Gut für sie. Sie ist eine Überlebenskünstlerin«, freute sich Ellen.

Mack nickte.

»Ja, das ist sie«, bekräftigte er und trank sein Bier aus.

Jedes Mal, wenn er an Nicole dachte, spielte etwas verrückt in ihm. Und jedes Mal versuchte er sich darüber klar zu werden, ob es sich um Besorgnis oder nur um seine nie abgeflauten Gefühle für sie handelte. Er wusste nicht, warum, aber an diesem Abend kam es ihm deutlich wie Besorgnis vor.

11.

Blaues Blut

Er betrachtete sich im Rückspiegel und bewunderte seine Stirn. Wow, wie er seinen ganzen Kopf bewunderte. Es war ein Kennedykopf. So eine stolze, starke Stirn, das kurze Haar flott nach hinten gefegt.

Das Gesicht war auch klasse. Von Adel, konnte er mit nicht geringem Stolz behaupten. Eine scharf geschnittene Habichtsnase, strahlend blaue Augen, schmale Lippen, die irgendwie sinnlich wirkten, mit dem vagen Versprechen purer Lust, wenn man sie sachgerecht benutzte.

Douglas Hampton wandte den Blick von sich selbst ab – keine leichte Aufgabe – und konzentrierte sich wieder auf die Straße. Er war begeistert. Da saß er in seinem Armani-Anzug aus gediegener Seide. Keine Spaghettifresser-Seide. Italienische Slipper, Roadster-Armbanduhr von Cartier. Und das alles, die volle Ladung, ausgerechnet hier im Getto.

Er hörte, wie die 20-Zoll-Reifen seines BMW knirschend über die gebrauchten Injektionsnadeln rollten. Diese Stadtgegend war so widerwärtig, dass nicht mal Blätter an den Bäumen hingen, stattdessen aber gebrauchte Kondome. Überall Drogendealer, Penner, korrupte Bullen.

Und Nutten.

Jede Menge Nutten.

Das Beste daran war, dass sie ihm in die Arme fielen. Sie sahen das Auto, die Klamotten, den Kennedykopf, und sie witterten die verdammt Knete. Ihr Geruch drang in mächtigen Schwaden hinter den getönten Fenstern hervor.

Sie prügelten sich mitunter um ihn.

Einmal legte er noch fünfzig Dollar drauf als Siegerpreis für diejenige, die im Zweikampf um ihn die Oberhand gewann. Es ging blutig und deftig zu. Genau gesagt war die Siegerin dermaßen übel zugerichtet, dass er davonbrauste und weder der einen noch der anderen Geld gab.

Willkommen im Getto, ihr Pissnelken.

Jetzt bog er in eine Seitenstraße, fuhr hinten herum und kam an der besten Ecke dieses Viertels wieder heraus, wo die Zuhälter ihre 1-a-Ware feilboten.

Nur das interessierte ihn. Bei den Crack-Huren kam es ihm hoch. Auf die Schlampen mit der schlechten Haut, denen von Crack und Crystal die Zähne ausfielen, denen das Leben auf der Straße hart zusetzte, hatte er keine Lust.

Nein, ihm gefielen die jungen.

Jung und appetitlich wie eine leckere Frucht.

Kernloses Obst. Er kicherte vor sich hin, kribbig vor Erwartung.

Die Scheinwerfer richteten sich auf die Drehung des BMW hin automatisch aus und beleuchteten die wegen des süßen jungen Fleisches bevorzugte Stelle.

Sie sprang ihm entgegen wie ein Fisch dem Köder.

Weißer Minirock, weißes Tanktop, blonde Haare, helle Haut. Ein blasser Lichtfleck im

dunklen Schattenreich der Hoffnungslosigkeit.

Er brauchte nichts zu sagen. Er fuhr nur vor, ließ das Fenster am Beifahrersitz herunter und ließ die Entriegelung aufspringen.

Als sie in den Luxus-Ledersitz sank und sich ihr Geruch von Parfüm und Sex mit seinem Duft von Geld und noblem Stammbaum vermischt, lachte er wieder.

Er dachte an seine Vorfahren, an die großartige Abstammungslinie der Hamptons, die sich nun an diesem verlorenen jungen Gemüse wetzte. Sie war vermutlich der Nachwuchs von Drogensüchtigen, Müllsammlern, Spelunkenserviererinnen, Gesindel mit dem IQ von Eigelb.

»Wozu bist du heute Abend aufgelegt, Schätzchen?«, fragte sie.

Er grinste und zeigte sein weißes Gebiss, auch wenn es nicht ganz vollkommen war, denn er knirschte manchmal nachts im Schlaf mit den Zähnen, und der untere Frontzahnbereich zeigte sich ein wenig unebenmäßig.

»Ich bin zu allem aufgelegt«, antwortete er.

Sie machte Anstalten, über die Mittelkonsole heranzurutschen, aber er wehrte sie ab mit einer Bewegung, die für sie als Zärtlichkeit durchging.

Während sie einige Runden durch die Nachbarschaft drehten, schnatterte sie ohne Unterlass, doch er hörte kaum zu, sein heißer Puls pochte ihm zu laut in den Ohren.

Er fuhr auf den Hof eines Gebäudes mit Lagereinheiten, wo er nicht einmal am Eingang anhalten musste. Diese Örtlichkeit gehörte zu einer Briefkastenfirma, die irgendwo in seinem Immobilienbestand vergraben war. Mit ein paar Kurzmitteilungen hatte er dafür gesorgt, dass die elektronische Schließanlage des Eingangstors deaktiviert und die Sicherheitskameras abmontiert wurden. Kosteneinsparende Maßnahmen, so hieß es in der Hausnotiz.

Der BMW glitt rückwärts bis ans Ende des Parkplatzes. Hampton wandte sich dem Mädchen zu. »Zuerst bläst du mir einen«, forderte er.

Hampton machte die Hose auf, und sie beugte sich über die Mittelkonsole. Er drehte sich ein wenig, damit sie besser an seine Genitalien herankam. Dann lehnte er sich zurück und stieß ihr den Ellbogen in die Wange. Er hörte Knochen aufeinanderschlagen. Ihr Kopf prallte zurück und fiel ihm wieder auf den Schoß.

Er schob sie auf den Beifahrersitz zurück, fuhr mit dem BMW vor und drückte den Fernbedienungsknopf für Lagereinheit 27. Sie öffnete sich, er fuhr hinein und schloss die Tür.

Dann stieg er aus, schaltete die Lampen an und zog das Mädchen aus dem Auto. Er zerreute sie zu einer Matratze, die auf einer Plastikplane lag.

Er fesselte sie, spreizte ihre Beine und stopfte ihr einen Knebel in den Mund. Als sie wieder zu Bewusstsein kam und die Augen aufschlug, lächelte er ihr zu. »Ich nehme mal an, du hast schon von uns gehört – von der Familie Hampton?«

12.

Nicole

»Leute, wir versauen den Gewinn des Abends!«, jubelte Jay Lucerne, als er die zweite Sektflasche entkorkte. Nicole weidete sich an der ungetrübten Freude, die sich auf dem geröteten Gesicht ihres Geschäftspartners abzeichnete.

Sie hielt es für möglich, dass er angetrunken war, aber er hatte immer einen Fahrer für sein Auto.

Er beugte sich über den Tisch und füllte Nicoles und dann sein eigenes Glas auf. Die Bedienung war nach Hause gegangen, das Küchenpersonal auch. Nur Lucerne und Nicole waren noch da.

»Ich kann's noch gar nicht glauben«, meinte Nicole.

»Glaub es nur!«, gab er zurück. »Das Thicque ist von Dauer. Ich habe keine Beschwerde gehört, kein Missgeschick ist passiert, und aus zuverlässiger Quelle weiß ich, dass zumindest zwei von den Kritikern, die hier heute Abend gegessen haben, ganz begeistert waren. Morgen stehen ganz gewiss Lobeshymnen in den Zeitungen.«

Nicole lächelte. Jay Lucerne hatte mehr Beziehungen als ein Klatschreporter. Sie nippte an ihrem Sekt. Eigentlich hatte sie keinen Appetit mehr darauf, aber so ein kleiner Schwips half ihr, das Tempo, das sie den ganzen Abend durchgehalten hatte, herunterzufahren.

Es war eine rauschhafte, fantastische Erfahrung. Die Gäste waren scharenweise eingetroffen. Ihre Bekannten waren auch gekommen. Die Kritiker bekamen ihr Essen in angemessener Zeit, tadellos angerichtet. Ausgelassen, lärmend und gemütvoll war der Abend bei Essen, Wein, Drinks und Gelächter verlaufen. Der Eröffnungsabend war so, wie sie es sich immer erträumt hatte. Nicole freute sich bereits auf den nächsten, den übernächsten und den darauffolgenden Abend.

Sie schaute auf den leeren Stuhl neben sich und dachte an Mack. Schlagartig trat ihr ins Bewusstsein, dass es dem Abend die Krone aufsetzen würde, wenn er jetzt neben ihr säße.

Als Nicole aufsah, traf sie Lucernes forschender Blick.

»Stimmt etwas nicht?«, fragte er. »Bist du betrunken?«

»Nein, betrunken bin ich nicht«, entgegnete sie. In ihren Mundwinkeln zeigte sich ein kleines Lächeln. Sie schob den Gedanken an Mack beiseite.

»Ich bin glücklich.«

13.

Der Messias

Die kleine Truppe machte sich auf den Weg in die Wüste, wortlos, lautlos. Der Mond beleuchtete den Sand, und das Sternenlicht machte aus den Schattenrissen der Männer gedrungene, dunkle Wesen, die dem Schatten ihres Meisters glichen.

Sie waren zu sechst und bildeten einen losen Kreis mit dem sechsten Mann in ihrer Mitte. Er war groß und hatte lange Haare. Er trug eine bäuerliche Leinenhose und ein legeres Baumwollhemd.

Die anderen hatten akkurate Bürstenhaarschnitte und trugen schwarze Shorts und schwarze Muskelshirts. Ihre Haut schimmerte im Mondlicht.

Sie bestiegen eine Erhebung im Wüstensand, und der Mann in der Mitte hielt inne, woraufhin die anderen stehen blieben wie Hunde, die alle an derselben Leine laufen.

Der Anführer ließ prüfend den Blick über die Umgebung schweifen, schaute zum Himmel hoch und holte tief Luft. Sein Körper entspannte sich.

»Die Jünger entkleiden sich«, gab er Anweisung.

Auf der Stelle entledigten sich die anderen ihrer Shirts und ließen die Shorts fallen. Im Handumdrehen standen sie alle, außer dem Mann in der Mitte, nackt da.

Der Anführer schaute von einem seiner Anhänger zum nächsten, bis sein Blick auf einem ruhen blieb.

»Bartholomäus«, sagte er. Der dritte Mann des Kreises, groß gewachsen und athletisch, verließ seinen Platz und trat vor den Anführer.

Die anderen im Kreis drehten sich um, mit dem Gesicht weg vom Anführer.

Der Mann, den die anderen als den Messias kannten, nickte dem, der vor ihm stand, zu. Er fiel auf die Knie. Der Anführer befreite sich von seiner Hose und umfasste mit einer Hand Bartholomäus' Kopf. Nach einer Weile bremste er dessen dienstbare Kopfbewegungen auf ein gemächlicheres Maß.

»Jedidiah und Matthäus, bereitet Josef vor«, befahl der Anführer. Sofort brachten zwei Männer einen dritten in die Mitte des Kreises, einen knappen Meter vor den Messias. Sie legten ihm die Hände auf die Schultern und drückten ihn auf den Boden. Josef war der Jüngste in der Gruppe, auch der Schmächtigste. Sein Leib bebte im Mondlicht.

Einer nahm Josefs Hände und richtete sie vorsichtig nach außen aus, sodass er auf allen vieren kniete.

Der Wüstenwind lebte auf und ließ feinen Sand auf die Gruppe rieseln.

Der Messias half Bartholomäus wieder auf die Füße und schob ihn sacht auf seinen Platz im Kreis zurück, wo er mit dem Gesicht abgewandt von dem Drama, das sich in der Mitte abspielte, stehen blieb.

Der Messias ging zu den drei Männern in der Mitte und taxierte den Jungen. Er kniete sich hinter ihn. Der Junge versuchte sich umzudrehen, aber einer der Jünger hielt ihn in seiner Position

fest.

Der Messias entledigte sich seines Hemdes und warf es hinter sich auf den Boden. Um den Hals trug er eine lange Kette mit einem schweren Kreuz.

Er drang grob in den Jüngling ein. Dann legte er das schwere Kruzifix ab, beugte sich vor und wickelte dem Jungen die Kette um den Hals. Die losen Enden der Kette wickelte er sich wie bei einer Garotte um die Hände.

Der Messias spürte den Wüstenwind im Gesicht, die feinen Stiche des Sandes. Er dachte an die Vorväter, die Hebräer und die Philister, an die großen Wüstendurchquerungen wie diese hier. Verlorene Seelen, die es nach Licht, Geist, Führung verlangte. Er stellte sich das weiß glühende Licht vor, das aus seinem innersten Wesen strahlte, heller als alles, was Jesus, Mohammed und Shiva als Erlösung versprachen.

Er stieß in den Jungen, riss die Hände auseinander und drückte damit die Würgekette fester zu. Der Junge begann zu schnauben und sich zu winden, aber der Messias behielt die Kette fest im Griff.

Dem Jungen trat die Zunge aus dem Mund, sein Gesicht färbte sich dunkelrot.

Die Augen des Messias loderten. Er hatte die Erscheinung eines majestätischen Berges, um den Millionen Jünger vor ihm knieten und ihn um endgültige Erlösung anflehten.

Weiter schnürte der Messias mit der Kette dem Jungen die Kehle ab. Ihre Glieder waren durch die Haut gedrungen, Blut sickerte hervor und in den Sand darunter.

Als der Messias hörte, wie der Junge ein Todesröheln ausstieß, und als er spürte, wie sein Leib nachgab, als der letzte Lebensfunke ihn verließ, stand er auf, schwer atmend.

Als er zu sprechen anhob, war ihm zumute, als ergieße sich die Stimme Gottes wie reiner Sauerstoff aus seinen Lungen.

»Bereitet das Grab vor«, gab er mit erschöpfter Stimme Anweisung.

Im Handumdrehen machten sich die übrig gebliebenen vier Männer daran, mit bloßen Händen im Sand zu graben.

14.

Mack

Er richtete sich auf und beobachtete, wie sich einige aneinandergedrängte Zwergpalmen in der morgendlichen Brise wiegten.

Der Kaffeedampf mischte sich mit dem Wind, und Mack sah zu, wie er himmelwärts wirbelte, wie Zigarettenqualm an einem mit Muße erfüllten Tag.

Stimmen drangen in die Stille, und ein rotes Kajak schob sich in Macks Blickfeld. Der Fluss Estero floss südwärts, dann nach Westen, wo er ein Becken bildete und in die Estero Bay mündete. Von dort aus gab es einige Kanäle, die zum Golf von Mexiko führten.

Mack schaute den Kajakfahrern zu, einem jungen Mann und einer Frau im Collegealter. Wahrscheinlich machten sie Ferien. Ganz sicher hatten sie die Kajaks bei Estero River Outfitters ausgeliehen, gleich an der Straße bei Macks Haus. Falls sie gekommen waren, um auf dem Fluss Alligatoren zu sehen, dann kamen sie etwa fünf Jahre zu spät.

Mack nippte am Kaffee, da gingen die Glasschiebetüren hinter ihm auf. »Guten Morgen, die Damen«, sagte er.

Zwei Frauen traten an den Tisch. Eine war groß und hatte mokkafarbene Haut, breite Schultern und stramme Beine. Wie immer war Mack von ihrem schönen Gesicht hingerissen. Adelia Williams besaß umwerfend edle Gesichtszüge, die für Macks Begriffe etwas Königliches hatten.

Adelia war die Krankenschwester bei der anderen Frau, die sich gerade neben Mack setzte, und wohnte bei ihnen. Janice Mack war fünf Jahre jünger als Mack. Er würde sie immer als seine kleine Schwester betrachten.

Er studierte ihr Gesicht im Morgenlicht. Sie hatte seine Augen, ein bläuliches Grün, das die Wasserstraßen um sein Haus herum zu reflektieren schien. Sie war groß, so wie er, und hatte eine athletische Statur, inzwischen mit einigem zusätzlichen Gewicht belastet.

Sie wandte sich ihrem Bruder zu.

Wallace schaute sie an, sah ihr in die Augen und versuchte daraus schlau zu werden, wo sie sich heute in Gedanken befand. Was er sah, gefiel ihm nicht.

»Das ist mein Haus«, sagte sie.

Mack leerte den Kaffee aus und unterdrückte den Seufzer, der ihm beinahe entfahren wäre. Adelia fing seinen Blick auf und reichte ihr seine Tasse zum Nachfüllen.

»Ja, ich weiß«, sagte er, seiner Rolle in diesem Gespräch gehorchend, die er schon oft gespielt hatte. Er wusste schon, was folgen würde, noch ehe sie es sagte.

Sie kniff die Augen zusammen, und beide blickten sich an.

»Also warum sind Sie hier?«, fragte sie. »Und noch wichtiger ist, wer sind Sie überhaupt?«

»Ich bin Wallace, dein Bruder«, antwortete er. »Und ich wohne hier zusammen mit dir. Wir wohnen beide in diesem Haus.«

Für den nächsten Teil der Konversation gab es mehrere Variationen. Mack hoffte, dass es

diesmal eine der weniger dramatischen wäre.

»Okay«, ließ sie es gelten und setzte sich. Mack empfand Erleichterung. Manchmal stritt sie ab, einen Bruder zu haben. Manchmal beschuldigte sie ihn, ein Spion zu sein, der einen Bruder nachahmte, den sie angeblich gar nicht hatte. Oder ein Spion aus der Arztpraxis, wo sie angeblich keiner leiden konnte.

»Jemand hat mich gestern beobachtet«, brachte sie vor.

Mack nickte. Zum Korsakow-Syndrom gehörte auch das Konfabulieren, eine Funktion, mit der das Gehirn den schweren Gedächtnisverlust komensierte, indem es sich neue, völlig aus der Luft gegriffene Ereignisse zusammenfantasierte. Mack verglich das zuweilen mit dem Zusammenleben mit einer Schauspielerin, die fortwährend alles im Leben aus dem Stegreif zusammenreimte.

»Interessant«, gab er zurück. »He, Janice, ich dachte, ich könnte heute früh Adelia bitten, Waffeln zu backen. Wie wäre das?« Adelia kam mit einem frisch gebrühten Kaffee zurück und legte Mack eine Hand auf die Schulter. »Ich habe frische Blaubeeren, gestern auf dem Markt gekauft«, sagte sie.

Janice starrte auf den Fluss. Mack erkannte in ihren Augen Wasserspiegelungen. »Ja, ich probier mal eine Waffel«, stimmte sie zu. »Hört sich gut an.«

»Sie sind auch sehr gut«, bestätigte Mack. »Es gibt nichts Besseres als frische Blaubeeren, und ich glaube, irgendwo haben wir auch noch echten Ahornsirup.«

Er stand auf und ging zur Küche, während sie weitersprach. »Aber es hat mich wirklich jemand beobachtet. Ein Mann«, beharrte sie.

15.

Der Präsident

Den Mann, der auf den Angelsitz der 22 Meter langen Hatteras-Motorjacht festgebunden war, kannte man in der Hacker-Gemeinde als Tausendfüßler. Den Spitznamen hatte ihm sein eigenes Spyware-Programm eingehandelt, eines der ersten seiner Art, das die erstaunliche Fähigkeit besaß, Millionen »Beinchen« auszufahren und mit ihrer Hilfe unentdeckt von einem gesicherten Computer zum nächsten zu wuseln.

Der legendäre Tausendfüßler war mit dicken Stricken an den Angelsitz gefesselt, er hatte die Augen weit aufgerissen, der Klebestreifen über dem Mund sorgte dafür, dass ihm kein Schrei entwich.

Der Mann, der sich selbst Präsident nannte, betrachtete seinen Gefangenen. Er fand sein Vergnügen an Tausendfüßler (dessen richtigen Namen, Keith Goulet, er kannte), denn obwohl er über vierzig war, putzte er sich heraus wie ein Schulschwänzer mit speckiger schwarzer Hose und schmuddeligem Metallica-T-Shirt, und er lief barfuß.

Sie befanden sich an der Küste von Kalifornien. Der Präsident wandte sich von dem gefesselten Hacker ab und schüttete eimerweise Blut und Fischinnereien über Bord ins saphirblaue Meer.

Er hatte bereits einen Weißen Hai vorbeischwimmen sehen.

»Carcharodon carcharias«, sagte er über die Schulter. »Ganz schön beeindruckend, oder?«

Der Hacker stemmte sich gegen seine Fesseln und schrie in das Klebeband, das sein Entsetzen auf ein gedämpftes Wimmern reduzierte.

Der Präsident ignorierte ihn und warf den Rest des blutigen Abfalls ins Meer. Irgendetwas im brodelnden Wasser spritzte wild auf, und Schaum schlug an die Seite des Bootes.

Er ging in die Vorderkabine und kehrte mit einem kleinen Verbandskasten zurück. Er machte ihn auf und entnahm ihm ein Skalpell. Die Sonne ließ die scharfe Klinge auf den verspiegelten Gläsern der Fliegersonnenbrille schillern.

Er baute sich vor seinem Opfer auf.

»Als ich klein war, habe ich das Angeln geliebt«, sagte er. Er zeigte beim Lächeln strahlend weiße Zähne.

»Es war so was Elegantes daran. Die Kunst der Darbietung. Die Vorstellung, dass ein menschliches Wesen, das intelligenteste Geschöpf auf Erden, so wie ein Fisch denken und ihn überlisten wollte. So töricht wie es ist, so faszinierend ist es!«

Er streckte die Hand vor, schlitzte dem Mann mit dem Skalpell das T-Shirt entzwei und zerrte es ihm vom Leib. Die Augen des Hackers waren weit aufgerissen und mit Tränen gefüllt, die ihm nun übers Gesicht liefen. Sie funkelten, wo sie auf den Klebestreifen trafen.

»Bist du schon mal angeln gewesen?«, erkundigte sich der Präsident, das Skalpell wieder im Verbandskasten verstauend. Der Hacker schüttelte den Kopf.

»Nun ja, vielleicht sollte ich eher vom übertragenen Sinn sprechen, nicht vom Sport.«

Der Präsident seufzte. »Aber irgendwie warst du ja schon beim Angeln, als du in den Servern von CPAC herumgeschnüffelt hast, stimmt's?« CPAC stand für California Programming and Computing, eine staatliche Einrichtung, die von ausgewählten Mitgliedern einiger Kommunen genutzt wurde, wenn sie im Zusammenhang mit verschiedenen Vorhaben einen enorm leistungsstarken Computer brauchten.

»Mh, mmmh!«, drang es hinter dem Isolierband hervor.

»Du bist tatsächlich nicht weit vorgedrungen«, sagte der Präsident. »Aber nahe genug schon. Und du kennst wohl den Ausdruck: Verarsche nie einen Lügner. Beim Hacken gilt dasselbe. Versuch nicht, bei einem Hacker zu hacken. Schon gar nicht bei einem, der mehr Talent hat als du.«

Er lief zum Kapitänsstand und kehrte mit einem großen Dreifachhaken zurück, der an einem dicken Seil befestigt war. Den Haken legte er auf dem Deck neben dem Angelsitz ab.

Er griff wieder zum Skalpell.

»Das dürfte sehr interessant werden«, sagte er und setzte das Skalpell über dem Nabel des Mannes an, dann drückte er zu. Augenblicklich quoll Blut aus der Schnittwunde. Der Hacker stemmte sich gegen seine Fesseln und brüllte in das Isolierband.

Der Präsident griff in den Schnitt hinein und beförderte ein kleines Ende des Darms zutage.

»Das Interessante daran ist, dass der Dünndarm sechzig Meter lang ist.« Er langte nach dem Dreifachhaken und steckte den Darmabschnitt darauf fest. Dann zog er noch mehr Darm hervor, wickelte ihn um den Haken und spießte den Darm mehrfach auf die Spitzen.

»Was meinst du, wie viel Leine müssen wir geben, ehe wir einen so großen Jungen dranhängen?«

Der Hacker war bewusstlos geworden, woraufhin der Präsident ihn mit Riechsalz aus dem Medizinkasten wieder zu Bewusstsein brachte.

Sobald der Mann die Augen geöffnet hatte, zog der Präsident den Haken ans Heck.

»Angeln ist entspannend!«, rief er und warf den Haken ins Wasser, das hoch aufspritzte. Mit atemberaubender Geschwindigkeit zog es dem Hacker den Darm aus dem Körper.

»Wir haben einen dran!«, rief der Präsident, als der Darm wie ein aufspulbares Staubsaugerkabel aus dem Leib des Mannes herausschoss und auch immer mehr von dem Seil vom Deck sprang.

Der Hacker blickte an sich herunter, sah das Seil y-förmig um seine Taille und zwischen seinen Beinen hindurch gebunden.

Das Seil spannte sich, und der Präsident schnitt es durch. Sofort wurde der Mann vom Sitz und über Bord ins Wasser gerissen.

Der Präsident beobachtete, wie der Körper zur Hauptattraktion einer Fressorgie wurde. Als das Beste vorüber war, drehte er sich um und fing an, pfeifend mit dem Wasserschlauch das Blut wegzuspritzen. Er würde dieses Mal wie auch sonst fein säuberlich vorgehen und sämtliche Spuren beseitigen. Sorgen machte er sich deswegen nicht. Er stand zu dem Hacker in keinerlei Beziehung, nur durch die Sicherheitslücke, von der niemand sonst wusste. Und auch nie etwas erfahren würde.

Nun ja, er würde sich für das Saubermachen Zeit nehmen und sich wieder dem widmen, das für ihn wichtiger war als alles, was bislang von Wichtigkeit gewesen war – der Liga der Killer.

MÖRDERISCHE EINTRITTSKARTEN

16.

Florence Nightmare

Ruth Dykstra trat durch die Haustür in ihr Häuschen, das zwei Schlafzimmer hatte. Sie machte die Tür zu und schob alle drei Riegel vor, dann legte sie auch die Sicherheitskette an. Sie lief durch das enge Wohnzimmer, legte ihre Handtasche auf den fuchsiafarbenen Sessel neben der Tür und ging in die Küche.

Dort legte sie die Post auf den Tisch und setzte den Teekessel auf, lief wieder ins Wohnzimmer und blieb kurz stehen. Irgendetwas kam ihr seltsam vor. Das komische Gefühl im Bauch kroch ihr die Arme hinunter bis in die Finger, die in hastigem Staccato auf ihre umfangreichen Schenkel trommelten.

Ruth schaute sich im Wohnzimmer um und beruhigte sich gleich wieder, weil alles seine Ordnung hatte. Zwei Stühle, ein Tisch, ein kleiner Fernseher, der meist ungenutzt herumstand, ein mokkabrauner Läufer in der Mitte.

Ihr Blick fühlte sich wie immer angezogen von den Gemälden, die fast die ganze Wand einnahmen. Sie hatten verschiedene Formen und Größen, Farben und Schattierungen. Aber alle verkörperten sie denselben künstlerischen Stil und entstammten demselben Farbenspektrum, und in der rechten unteren Ecke befand sich jeweils die gleiche Signatur.

Dykstra.

Auf jedem Gemälde war ein Gesicht zu sehen. Es waren nicht dieselben Gesichter. Auf jedem Bild zeigten sie einen jeweils eigenen, unverwechselbaren Ausdruck. Die Themen aller Werke ähnelten einander. Die auf der Leinwand dargestellten Personen wanden sich in Todesqualen, in Schmerzen. Münden und Augen schrien um Gnade. Heulten um Mitleid. Bettelten um das Leben. Die Künstlerin schien sehr deutlich zu sagen, dass all diese Wehklagen keine Aussicht auf Erhörung hatten.

Das seltsame Gefühl, das Ruth zuvor überkommen hatte, war verschwunden. Auch aus diesem Grund malte sie. Es bereitete ihr Vergnügen, ja. Genau genommen malte sie zwanghaft, eine Wahl hatte sie nicht. Aber die Bilder waren für sie auch ein Labsal. Durch sie war sie in der Lage, jeden ihrer Erfolge erneut zu durchleben.

Sie ging wieder in die Küche, schaltete die Heizplatte ab und goss das heiße Wasser in eine Tasse. Sie tunkte mehrfach einen Teebeutel hinein, wickelte den Faden um den Löffelstiel und trug ihre Tasse zum Küchentisch.

Dann sah sie den kleinen Stapel Post durch. Eine Rechnung vom Energieversorger, ein Flyer vom Lebensmittelhändler.

Und ein mit einem goldenen Band zugebundener Briefumschlag.

Gerade wollte sie ihn aufreißen, als sie nach dem Ort schaute, von wo er abgeschickt worden war. Da fiel ihr auf, dass er keinen Stempel trug.

Sie sprang auf, schnappte sich das größte, längste Messer vom Messerblock und lief damit durchs ganze Haus, die beiden kleinen Schlafzimmer, das winzige Bad, inspizierte die

Wandschränke und die kleine Garage.

Da war niemand, und es deutete nichts darauf hin, dass jemand da gewesen war. Aber irgendjemand war da gewesen. Das stand für sie fest.

Sie lief zur Anrichte und blieb dort stehen, den Blick auf den Umschlag mit dem goldenen Band geheftet.

Nein, sie bildete sich nichts ein, so wie einst als Kind, bevor ihr alle möglichen Medikamente verabreicht worden waren. Die Medikamente hatte sie längst wieder abgesetzt.

Sie holte tief Luft, setzte sich an den Tisch und öffnete mit dem Messer den Umschlag. Heraus fiel eine Karte, förmlich beschrieben.

Mrs Ruth Dykstra,

Sie wurden als Teilnehmerin in der Liga der Killer ausgewählt. Wenn ich mir Ihre jüngsten Morde vor Augen halte, einschließlich den an der süßen kleinen Patricia Surrine (wie gewieft, ihr eine Spritze ins Auge zu jagen!), dann sind Sie ganz gewiss eine würdige Kontrahentin. Beigefügt finden Sie Ihre Reiseanweisungen und das Ticket. Wenn Sie diesen Anweisungen nicht Folge leisten, werden die braven Leute in der Strafverfolgungsbehörde bald von Ihrer Verwicklung in die mysteriösen Todesfälle im Krankenhaus unterrichtet werden. Mit anderen Worten, ich freue mich darauf, Sie demnächst kennenzulernen. Viel Glück!

Der Präsident der Liga

Ein Ticket fiel aus dem Umschlag.

Ruth Dykstra las es zweimal. Ihr Name stand darauf, ein Datum, eine Uhrzeit und angeheftet waren detaillierte Reiseinstruktionen.

Sie war aschfahl geworden und starrte auf das Messer, das sie immer noch in der Hand hielt. Sie erwog, sich damit erst das eine, dann das andere Handgelenk aufzuritzen. Auch wenn sie zu gerissen war, um tatsächlich überführt zu werden, hatte sie immer gewusst, dass etwas passieren könnte, das sich ihrer Kontrolle entzog. Etwas, wodurch andere Leute von ihren großen Taten Wind bekämen.

Sie schnaufte nochmals, legte das Messer ab und nahm einen Schluck Tee. Nein, sie würde sich nicht die Adern aufschneiden. Vielleicht irgendwann später mal, aber nicht jetzt.

Sie musste unbedingt herausfinden, um wen es sich bei dieser Person handelte, die sie ausfindig gemacht und diese sogenannte Liga ins Leben gerufen hatte.

Sie biss die Zähne zusammen und empfand Kälte in der Brust, die sich im ganzen Körper ausbreitete.

Sie war aufgebracht und voller Ingrimm und stimmte sich darauf ein, denjenigen ausfindig zu machen, der für diese Liga verantwortlich war. Ihn ausfindig zu machen und sich ihn vorzunehmen.

Aber neugierig war sie auch.

Und in ihrem tiefsten Inneren war sie sicher, dass sie siegen könnte.

17.

Mack

Als Mack sich in Florida ein Haus baute, überlegte er sich gut, wo sein Büro sein sollte. Sein Augenmerk lag darauf, dass es möglichst weit weg lag von den Räumen, die er und Janice gemeinsam bewohnten. Er vergewisserte sich auch, dass seine Bürotür abschließbar war. Janice sollte nicht unbedingt die an die Wand gehefteten Fotos von Mordopfern zu Gesicht bekommen.

Zu guter Letzt entschied er sich dafür, das Arbeitszimmer neben seinem Schlafzimmer einzurichten, die Tür dazwischen hielt er verschlossen. Nur er und Adelia besaßen einen Schlüssel.

Nun saß er in seinem Arbeitszimmer und starrte die Wand an, die mit Landkarten und Fotos bedeckt war. Jedes davon zeigte einen Serienmörder, der, wie er wusste, gerade jetzt sein Unwesen trieb.

Viel, aber nicht alles hatte er den Studenten in Quantico mitgeteilt. Einige Details hatte er ausgelassen.

Dem I-75-Mörder fühlte er sich am dichtesten auf den Fersen. Er brauchte nur noch die Auskünfte der Dienststelle für Güterkraftverkehr. Sobald er die hätte, wäre er ganz dicht dran. Kurz verspürte er Ärger und Frustration, weil er noch keine Rückmeldung bekommen hatte. Die Gleichgültigkeit der Bürokratie hatte ihn schon immer verblüfft. Die Menschen waren so in den stumpfsinnigen täglichen Papierkrieg ihrer Lakaienarbeit vertieft, dass sie darüber aus den Augen verloren, wie wichtig Kleinigkeiten sein konnten. In diesem Fall verhallte sogar die Anfrage eines FBI-Agenten ungehört. Wie viele Menschen würden noch ihr Leben lassen müssen, nur weil ein Angestellter einer Speditionsfirma seinen Job hasste?

Mack behielt im Hinterkopf, dass er noch eine Nachfrage abschicken wollte, diesmal in etwas drohendere Worte gekleidet, die den Ball mit Sicherheit ins Rollen bringen würde.

Er sah auf die Landkarte und die anderen Fälle. Diese blonden Mädchen in den Vororten von Chicago. Was seinen Informationsstand dazu betraf, hatte er ein gutes Gefühl. Mack ging davon aus, dass der Täter in der Gegend wohnte. Wahrscheinlich ein Mann Mitte bis Ende dreißig, gutbürgerlich, mit verantwortlicher Stellung in der Wohngemeinde. Höchstwahrscheinlich verheiratet und mit eigener Familie, aber mit seinem Leben unzufrieden.

Das erstellte Informationsprofil hatte er gewissenhaft recherchiert. Aber bislang hatte noch keiner offiziell nachgefragt, was er von dem Fall hielt. Die lokale Strafverfolgungsabteilung musste vom FBI Hilfe anfordern. Und falls das geschehen war, hatte es Whidby zu verhindern gewusst, dass es zu Mack durchsickerte.

Ein gutes Gefühl hatte Mack auch in Bezug auf die vermissten Prostituierten in Boston. Einige Augenzeugen hatten von einer Luxuslimousine berichtet, entweder einem Mercedes oder einem BMW, der in der Umgebung aufgekreuzt war, wo sich ihre Spuren verloren hatten.

Das war ein sehr planvoll vorgehender Mörder, so viel war Mack klar. Prostituierte aufzugabeln, sie, wie es aussah, umzubringen und ihre Leichen verschwinden zu lassen, ohne dass sie entdeckt wurden, erforderte sorgfältige Planung. Falls der Mörder tatsächlich mit einem teuren

Schlitten herumfuhr, dann handelte es sich höchstwahrscheinlich um einen Weißen mit überdurchschnittlicher Intelligenz und narzisstischen Neigungen, bei dem sich alles darum drehte, seine eigenen Gelüste zu befriedigen.

Das Profil gemahnte ihn an Jeffrey Kostner. Kostner hatte sechs Frauen vergewaltigt, gefoltert und ermordet, ehe er in Nicole Candela eine ebenbürtige Gegnerin fand. Mack dachte kurz an sie und fragte sich, wie es ihr wohl gerade gehen mochte.

Aber noch mehr interessierte ihn, ob sie wohl auch manchmal an ihn dachte. Dann klopfte es an der Tür.

»Ich bin so weit!«, ließ sich Janice vernehmen.

Mack fuhr den Computer herunter, trat aus dem Büro und schloss hinter sich ab. Janice hatte Shorts, ein Tanktop und Straßenschuhe an.

»Ich möchte Vögel sehen!«, sagte sie.

Mack schmunzelte. »Ich auch.«

Er zog sich die Laufschuhe an, schaltete die Alarmanlage an, trat mit Janice vor die Tür und verschloss sie. Am Ende der Straße begann ein Landschaftsschutzgebiet. Das war Janices absoluter Lieblingsort. Es gab mindestens sechs verschiedene Wege. Auf einem konnte man ein schmales Flüsschen entlanglaufen, ein anderer führte in den Sumpf, ein dritter bescherte den Spaziergängern öfters den Anblick von Wildschweinen, die durchs Unterholz stürmten.

»Lass uns den Weg am Wasser nehmen«, bat Janice. Sie meinte damit den Fluss.

»Klingt gut«, stimmte er zu.

»Da hat mich der Mann beobachtet«, fügte Janice hinzu. Sie zeigte auf die Seite des Hauses, an der ihr Schlafzimmer war.

Mack lief hinüber und betrachtete das Gras. Zertretene Stellen konnte er nicht erkennen, aber das hier war Florida-Rasen, dicht und wie aus Plastik.

Er hob den Blick wieder zum Haus. Es gab Bewegungsmelder vorn und hinten, aber nicht auf dieser Seite. Das Alarmsystem entsprach jedoch dem neuesten Stand der Technik. Janices Fenster waren zudem ständig verschlossen und verriegelt, und zwar aus verschiedenen Gründen.

»Komm, lass uns gehen«, trällerte Janice. Mack liebte diese Spaziergänge mit seiner Schwester. Er dachte automatisch an die Zeit, als sie ein kleines Mädchen war, immer glücklich, fröhlich, lachend.

Sie liefen über den langen Zufahrtsweg zur Straße. Sie schob ihre Hand in seine.

Mack lächelte.

Janice schlenderte mit den Armen und begann das Sträßchen entlangzuhüpfen.

»Wen juckt das schon?«, meinte Mack und hüpfte mit seiner Schwester zusammen.

18.

Truck Drivin' Man

Horvath Trucking war ein Kleinunternehmen mit Sitz in der Nähe von Macon in Georgia. Es bestand aus einem aufpolierten mobilen Büro aus Betonziegeln mit Überbreite und einem Hof, auf dem sich mindestens fünfzig Lastwagen und etliche Anhänger drängten.

Jeder Fahrer hatte einen eigenen kleinen Briefkasten im Büro. Roger Dawson, der gerade seine Ladung Stahlkabel ausgeliefert hatte, eine Last, die mehrmals verrutscht war und weit mehr Sorgfalt erforderte, als er aufzubringen willens gewesen war, lief die Treppe zum Büro hinauf.

Die Sekretärin namens Connie befand sich hinten in dem kleinen Raum und kopierte etwas, als Dawson eintrat. Sie drehte sich um und nickte ihm zu.

Dawson schaute Connie an, aber ohne ihr in die Augen zu sehen. Er hatte sie nicht lange nach seinem Arbeitsbeginn bei Hovarth Trucking um eine Verabredung gebeten. Das war nicht vorsätzlich geschehen, sondern es war ihm so rausgerutscht. Er hatte herumgedruckst und sich ungeschickt angestellt und war sich wie der letzte Dreck vorgekommen, als er schließlich sein Anliegen hervorgebracht hatte.

Sie hatte ihm rundweg einen Korb gegeben, ihn praktisch ausgelacht. Als wäre er auch nur einer von diesen blöden Eseln, der Lastwagen fuhr. Als wäre er nicht gut genug, ihr den weißen Hängearsch zu küssen.

Später hörte er sie mit ein paar anderen Fahrern reden und kichern, und ihm war klar, dass sie sich über ihn lustig machte. Seitdem hatte er sie links liegen lassen. Dumme Kuh. Wie gern hätte er ihr wehgetan. Aber man soll nicht dort hinscheißen, wo man sich hinsetzt. Also behielt er sie im Reich seiner Fantasie, wo er sie abwechselnd vögelte und ihr das Genick brach.

Dawson lenkte seine Schritte zu seinem Briefkasten, schnappte sich das schmale Briefbündel, vergewisserte sich, dass sein Lohnscheck dabei war, und ging wieder in den Hof hinaus.

Im Sonnenlicht sah man den Staubschleier, der von den Lastzügen aufgewirbelt wurde. Dawson spürte den Staub auch in den Augen und hieß ihn willkommen. Er war ein Mann des Schmutzes. Ein Mann der Erde. Er dachte an seine Eltern. Die hatten immer Dreck unter den Fingernägeln gehabt, der Vater auch Blut.

Dawson betrachtete seinen Zeigefinger. Kein Dreck, nur ein bisschen Fett von den Elektrokabeln des Anhängers. Er hatte geschickte Hände und führte an seinem Lastwagen Reparaturen aus, für die die meisten anderen Fahrer einen Mechaniker herbeiholen mussten.

Er schob die Fingerspitze unter die Klappe eines augenfälligen Briefumschlages, der unter seinem Lohnscheck steckte. Er prüfte die Vorderseite, denn er hatte in seinem Leben noch nie so etwas Nobles in die Hände bekommen.

Da stand: Mr Roger Dawson. Er feixte wegen des »Mr«. Nur die Stricher an der Fernfahrerkneipe nannten ihn so.

Er riss den Umschlag auf und zog eine Karte heraus. Darauf stand »Truck Drivin' Man«.

Dawson zog die Stirn in Falten. Was zum Teufel sollte das bedeuten? Er schlug die Karte auf und las, was darin stand.

Mr Roger Dawson,

Gratulation! Sie wurden als Teilnehmer in der Liga der Killer ausgewählt. Die Auswahl gründet auf Ihren Fertigkeiten, Ihrer Hinterhältigkeit und der liebevollen Art, mit der Sie die Alligatoren von Florida füttern und pflegen. In Ihnen vereinen sich auf faszinierende Weise der Strichjungenkiller und der Tierliebhaber! Anbei finden Sie Ihre Reiseanweisungen und ein Ticket. Wenn Sie nicht wollen, dass Ihr Name, Ihr Foto und die Schilderung Ihrer unanständigen Machenschaften der Polizei übermittelt werden, sollten Sie sich zu uns gesellen.

*Hals- und Beinbruch!
Der Präsident der Liga*

Dawson schaute sich um. Steckte jemand von seiner Arbeit dahinter? Connie? Unmöglich. Sie hatten keine Ahnung von dem, was er in Florida getrieben hatte.

Nein, das war irgend so ein Schweinehund, nicht ganz dicht. Wahrscheinlich auch ein Fernfahrer. Aber warum? Es ging sicher um Erpressung, reimte er sich zusammen. Na schön, dann viel Glück. Worauf waren die scharf? Seine vierhundert Kröten auf dem Sparkonto?

Das musste es wohl sein. Es gab keine Scheißliga. Dawson steckte sich die Karte und die Reiseunterlagen in die Hosentasche. Er ging zu seinem Lastwagen und kletterte auf den Fahrersitz. So ein Quatsch. Warum ließen sie ihn nicht einfach in Ruhe? Nur das hatte er immer gewollt. In Ruhe gelassen zu werden.

Und nun das.

Okay, Herr Präsident, dachte er. Ich geh dorthin, wo Sie mich haben wollen.

Wer auch immer dieses Arschloch war, Dawson hatte das Gefühl, er hätte kein Problem damit, ihn den Bullen auszuliefern.

Also würde er hinfahren. Aber wenn er diesem Schwanzlutscher gegenüberstehen würde, würde er für ihn eine kleine Überraschung parat haben.

19.

Nicole

Die Freundschaft zwischen Nicole und Tristan Burke hatte sich am Culinary Institute entwickelt. Sie hatten so manche Flasche Wein gemeinsam geleert und viele nächtliche Gespräche über andere Schüler und Lehrer an der Kochschule und über ihre Hoffnungen und Träume geführt.

Bei Nicole stellten sich am Institut bald Erfolge ein, aber Tristan verlor den Mut und brach die Ausbildung auf halbem Wege ab. Sie drückte noch mal die Schulbank, erwarb einen Abschluss in Psychologie und arbeitete nun als Beraterin für das Los Angeles Police Department. Ein Großteil ihrer Arbeit drehte sich um Stress im Dienst, aber sie hatte auch mit Polizisten zu tun, die in tödliche Schusswechsel verwickelt gewesen waren.

Nicole fuhr in ihrem Acura mit Salvatore, meist liebevoll Sal genannt, auf dem Rücksitz vor Tristans Wohnung vor. Sie hatte das Seitenfenster heruntergelassen, sodass er die Schnauze in die frische Luft stecken konnte, falls es überhaupt so etwas wie frische Luft in L. A. gab. Er machte das Beste daraus.

Als Nicole das Auto am Straßenrand abgestellt hatte, winkte Tristan schon aus dem Fenster, um ihr zu signalisieren, dass sie gleich herauskommen würde.

Nicole dachte über ihre Freundschaft mit Tristan nach und amüsierte sich, dass ihre beste Freundin lesbisch und dazu noch Seelenklempnerin war.

Zugegebenermaßen hatte Nicole nach dem Angriff von Jeffrey Kostner Probleme mit Männern gehabt. Ihr war auch klar, dass sie unbewusst etwas Seelentrost in freundschaftlichen Beziehungen zu Frauen fand, die kein Interesse an Männern hatten. Vielleicht war es ihr noch tröstlicher zumute bei der Freundschaft mit einer Frau, die Psychologie studiert hatte und die, weil ihr Vater Polizist war, sich mit schlechten Menschen ein wenig auskannte.

Aber das alles hatte nur den kleinsten Anteil an ihrer Vertrautheit mit Tristan. Tatsache war, dass sie mit ihr richtig viel Spaß hatte. Ihre Freundin war herzlich und lustig und besaß einen bissigen Humor, hinter dem sich aufrichtige Anteilnahme verbarg.

Die Haustür des Mehrfamilienhauses öffnete sich, und Tristan Burke trat heraus, in blauem T-Shirt, kurzer brauner Wanderhose und Wanderstiefeln. Sie hatte sich einen Rucksack über die Schulter geworfen und trug in der Hand einen wahrscheinlich mit Peet's Kaffee gefüllten Campingbecher.

Sie war nahezu einen Meter achtzig groß, athletisch gebaut und hatte kurze schwarze Haare und ein fein geschnittenes, solides Gesicht, in dem sich jetzt zwischen vielen Fältchen ein Lächeln zeigte, als sie die Tür aufmachte und sich auf den Beifahrersitz fallen ließ.

»Guten Morgen, Nicky!«, rief sie. Sal schnüffelte Tristan am Hals herum. »Dir auch einen guten Morgen, mein schöner Herr«, richtete sie das Wort an den großen Dobermann.

Nicole fuhr über den Pico Boulevard in Richtung Meer und auf den Pacific Coast Highway, dann sausten sie geradewegs zu den Santa-Monica-Bergen.

»Und wie läuft das Geschäft?«, erkundigte sich Tristan.

»Besser, als ich erwartet hatte«, antwortete Nicole heiter und fügte hinzu: »Wir sind praktisch für die nächsten zwei Monate ausgebucht.«

»War mir klar, dass du das schaffst, Nicky«, freute sich Tristan. »Ich bin heilfroh, dass dich meine Antriebslosigkeit damals bei der Ausbildung nicht runtergezogen hat.« Oft schon hatten sie über ihre voneinander abweichenden Erfahrungen bei der Ausbildung Witze gerissen.

Nicole fuhr auf den Parkplatz in den Ausläufern der Santa-Monica-Berge. Die Wanderwege hier waren Nicoles bevorzugtes Freizeitziel. Mit Sal an ihrer Seite und dem beruhigenden Gefühl, an der Wade ein Messer mit sich zu führen, hatte sie auf den Wegen ringsum Fußmärsche unternommen, um sich körperlich auszuarbeiten und die innere Unruhe loszuwerden. Oftmals spürte sie nahezu handgreiflich, wie Stress und Spannung von ihr wichen und sich in der trockenen Bergluft zwischen den Bäumen verflüchtigten.

»Der lange oder der kurze?«, fragte Tristan, als sie ausstiegen und Sal sich kräftig streckte. Er wedelte in Erwartung der Wanderung mit dem Schwanz.

Sie kannten viele Pfade, auf denen sie gern wanderten, aber meist wählten sie entweder den elf Kilometer langen oder den kurzen, der nur etwa halb so lang war. Es hing immer davon ab, wie viel Zeit sie hatten.

»Der lange«, antwortete Nicole. »Gut?«

»Ich habe nichts vor, ich will nur mit Kimberley um fünf ein Gläschen trinken«, gab Tristan zurück. Kimberley war Tristans Lebenspartnerin. Sie waren schon fast fünf Jahre zusammen. Kimberley war bei der Sittenpolizei im Los Angeles Police Department. Sie war zu Tristan in die Therapie gegangen, nachdem es bei einer blutigen Schießerei drei Tote gegeben hatte. Als die Sitzungen schon längst beendet waren, entwickelte sich zwischen den beiden etwas Ernstes.

Nicole verriegelte den Acura, nahm Sal an die Leine und schaute prüfend zum Himmel.

Als sie morgens aufgebrochen waren, war der Himmel blau und klar gewesen, aber jetzt zog es sich über den Bergen zunehmend zu und Nicole streifte die Kälte im Gesicht.

Plötzliche Gewitter waren nicht gerade typisch für diese Gegend, aber für alle Fälle hatte sie im Rucksack einen Regenponcho dabei.

Die drei machten sich auf den Weg zu der Stelle, wo der Weg seinen Anfang nahm. Nicole fröstelte inzwischen, denn die Temperatur schien mit jedem Schritt weiter zu fallen.

20.

Der Fleischer

Noch nie war das Geschäft so gut wie jetzt gelaufen. In den vergangenen zwei Jahren waren die Leute immer vorsichtiger geworden, was Zusatz- und Konservierungsstoffe im Fleisch betraf. Biolebensmittel waren absolut angesagt. Dank seiner klugen Marktpositionierung verzeichnete Skittlecorn Meats derzeit jedes halbe Jahr zweistellige Zuwachsraten.

Roy Skittlecorn hatte seine helle Freude daran. Nicht er hatte seinen Beruf gewählt, sondern es war eher andersherum gewesen. Damals, in der sechsten Klasse, beim Sezieren in der Biologiestunde, war ihm fast einer in der Hose abgegangen. Womöglich ging das auch auf das Konto seiner Sezierpartnerin Lori Tolke, deren fröhreife Sechstklässerinnenbrüste sich als große runde Kugeln unter dem weichen Material ihres Kmart-T-Shirts abzeichneten. Aber Roy Skittlecorn wusste, noch mehr hatte es zu tun mit dem Aufschneiden von etwas eben noch lebendig Gewesenem. Das Töten und anschließende Zerlegen des Frosches gehörte zu den Schlüsselerlebnissen in seinem Leben.

Als er die Hintertür von Skittlecorn Meats aufschloss, dachte er mit Belustigung an die Komplimente, die ihm wegen seiner visionären Prophezeiung über die Zukunft der Lebensmittelindustrie immer wieder gemacht wurden.

In Wirklichkeit hatte er gar keine Vision. Sein Ding war es schlicht und einfach, etwas zu schlachten und zu zerstückeln. Fleischer zu sein war schon immer genau das Richtige für ihn gewesen.

Er betrat seinen Laden, schaltete den Alarm ab und die Lampen an und aktivierte den Hauptschalter für seine Geräte. Der Schneideraum war sein Heiligtum und rangierte gleich hinter der kleinen Werkstatt zu Hause, die er hinter verschlossener Tür im Keller hütete.

Plötzlich sträubten sich seine Nackenhaare. Irgendetwas stimmte nicht. Sein Blick streifte prüfend umher, er konnte nichts Ungewöhnliches entdecken. Dennoch war ihm irgendwie unbehaglich zumute.

Er stieß die Doppeltür zum Verkaufsraum auf, wo er seine Kunden bediente.

Da blieb er stehen und dachte, ja, irgendjemand war hier gewesen.

Roy Skittlecorn schaute auf den Schweinekopf, der auf dem gläsernen Schaukasten lag und ihn anglotzte. Eine Eingebung sagte ihm, dass jemand ihn um des maximalen Effekts willen genau so positioniert hatte.

Er trat zum Schaukasten. Um mehr als das hier musste er sich sicher keine Sorgen machen. Der Eindringling war nur deshalb hier gewesen, wegen nichts sonst.

Aber noch ehe er den hübschen großen Umschlag aus dem Schweinemaul nahm, dämmerte ihm, dass es mehr als ein Schabernack war.

Auf dem Umschlag stand: An den Fleischer.

Er las die Karte:

Mr Roy Skittlecorn,

gute Nachrichten für den Maestro des Fleisches! Wegen Ihrer vorzüglichen Fähigkeiten beim Aufschneiden und Würfeln von Tier- und Menschenfleisch wurden Sie als Wettkampfteilnehmer in der Liga der Killer ausgewählt. Anbei finden Sie Ihre Reiseinstruktionen und ein Ticket. Falls Sie sich dazu entschließen, nicht teilzunehmen, wird sich der Chef der lokalen Polizeibehörde ganz schön wundern, wenn er herausbekommt, dass seine Steaks nicht so biologisch astrein sind, wie er gern glauben möchte. Ich freue mich darauf, Sie kennenzulernen und Ihnen zu Ihrer feinen Arbeit zu gratulieren. WELL DONE, sozusagen – haha!

*Mit freundlichen Grüßen,
der Präsident der Liga*

Roy Skittlecorn nahm den Umschlag und die Karte und steckte beides in den elektrischen Fleischwolf.

Dieses Spielchen würde er mitspielen, ihm blieb nichts anderes übrig. Aber irgendwann würde er diesen Präsidenten ausfindig machen und ihm zeigen, wie gut er wirklich in seinem Job war.

Er versuchte sich vorzustellen, wie ausgefuchst sich der Ligapräsident noch vorkommen würde, wenn er erst mal an einem von Roy Skittlecrons stählernen Haken baumeln würde.

21.

Mack

Mack stellte die Kühlbox an ihren Platz, ließ das Boot an der Winde herunter, bis er merkte, dass es auf dem Wasser schwamm, dann stieß er es ab, startete und ließ den Motor nur langsam laufen, denn auf diesem Abschnitt des Estero waren Heckwellen verboten. Das galt bis zur Pelican-Bay-Bootsrampe, wo der Fluss sich verbreiterte.

Als er um die erste Biegung gefahren war, drehte er den ersten Bierdeckel auf und nahm einen tiefen Zug. Wie immer kam er sich beim ersten Bier scheinheilig vor. Andere Leute lobten ihn immer und versicherten ihm, wie großartig er sich um seine Schwester kümmerte, die ihr Gehirn durch das Trinken zugrunde gerichtet hatte.

Aber er war kein Held. Zuweilen kam er sich so schwach und hilflos vor, wie sie sich selbst gefühlt haben musste, als sie im Alkohol schwamm.

Er vertrieb diese Gedanken. Zu oft schon hatte er sich den Kopf darüber zerbrochen. Er kannte die Probleme, wusste, welche Risiken er auf sich genommen hatte.

Aber an einigen Tagen, so wie diesem heute, gelüstete es ihn nach etwas Alkoholischem. Ja, er brauchte es, das musste er sich eingestehen. Er wollte nur ... wie hieß es doch in jenem Lied? Einen Sanitäter in der Not? Einen Fallschirm? Ein Rettungsboot? Irgendetwas, das seine trüben Vorstellungen in hellere, angenehmere Gefilde führte, weit weg von den düsteren Orten der Erinnerung.

Nur für eine Weile wollte er mal den Mörtern und den Opfern entfliehen. Dem Blut, der Raserei und Hoffnungslosigkeit.

Nicht immer gelang es ihm, sich aus eigener Kraft aus der Dämmerung herauszulösen. Er konnte seine Gedanken nicht immer davon abhalten, dorthin zurückzukehren. Aber mithilfe von Bier, Wein oder Whiskey-Cola ging es. Damit klappte es sogar recht gut.

Er kreuzte auf dem Estero und ließ den Blick über die Häuser am Ufer, die Boote, die Swimmingpools schweifen. Einige waren modern und protzig, andere im alten Florida-Stil gehalten. Diese almodischen Eigenheime gefielen ihm am besten, auch wenn er selbst in einem relativ neuen Haus wohnte.

Ihm wehte der Duft eines Damenparfüms entgegen. Es könnte auch eine Bougainvillea sein, wie sie am Saum der Mangrovendickichte wuchsen.

Der Fluss verbreiterte sich, und Mack fuhr mit dem Boot in die Estero Bay. Die Bucht war riesig und hatte hunderte kleinere Zuflüsse und Inselchen. Mack fuhr geradeaus und um Mound Key herum, eine kleine Insel, die fast ausschließlich aus Muschelschalen bestand, die hier vor langer Zeit von den Seminolen aufgeschüttet worden waren.

Das kühle Bier rann ihm sanft durch die Kehle, während er in der Bucht eine Runde drehte. Er sah eine Delphinschule in der Nähe von Drowned Man's Key, und ein Fischadler hielt auf den nackten Ästen eines hohen, abgestorbenen Baumes Wache. Schließlich tuckerte Mack wieder dorthin, wo der Fluss in die Bucht mündete. Er lenkte das Boot flussaufwärts und fuhr wieder in

Richtung seines Hauses.

Der Schwips hatte sich eingestellt und sorgte wie ein alter Pullover oder ein Lieblingskissen nach einem langen Tag für Behaglichkeit.

Mack fuhr den Fluss hoch und hielt sich rechts, weil ein großes Partyschiff aufkreuzte, von dessen menschenüberfülltem Deck Reggaemusik erschallte. Er hörte einen Text von Ziggy Marley heraus.

Als er zu Hause ankam, war es dunkel geworden. Er fuhr das Boot zur Winde heran und erschrak.

In seinem Garten zeichnete sich ein Schatten ab. Jemand stand zwischen dem Anleger und dem Haus. Mack konnte nicht erkennen, in welche Richtung die Person schaute, ob zum Fluss oder zum Haus.

22.

Die Liebesdienerin

Amanda Dekins saß auf einer Parkbank und beobachtete, wie ein leichter Windzug ihren Zigarettenqualm hoch in die Magnolie trug, die in der Glut der Mittagssonne Schatten spendete.

Es war schwül, und Dekins hielt in der schweißnassen Hand die Karte, deren Papier sich wegen der Feuchtigkeit schon kräuselte.

Amerika nannte man es, das Land der Freiheit, war das nicht so? Aber in Wirklichkeit gab es keine Freiheit. Es hatte sie nie gegeben und würde sie auch nie geben. Keine Sekunde ihres beschissenen Lebens war sie frei gewesen. Vom ersten Atemzug an hatten andere sie beherrscht, hatten ihr befohlen, was sie tun und wohin sie gehen sollte, und ihren Mund zu halten, egal, was vor sich ging.

Und meistens hatte sie den Befehlen Folge geleistet.

Zuerst dachte sie, das Leben auf der Straße sei ihre erste Kostprobe der Freiheit. Aber wie sich herausstellte, war das auch nur eine Art Knast. Sie hatte sich statt der einen Kette eine andere eingehandelt.

Als sie einmal dabei zusah, wie einer ihrer Kunden abkratzte, empfand sie das erste Mal im Leben ein Gefühl der Befreiung. Den überwältigenden Triumph, alle Fäden in der Hand zu halten. Totale Macht. Absolute Freiheit.

Und jetzt wollte ihr das glatt jemand streitig machen.

Sie sah unbewegt über den Parkplatz hinweg in die flimmernde Hitze und nahm sich dann erneut das Schreiben vor.

Liebe Liebesdienerin,

in letzter Zeit hatten Sie nicht allzu viele Stammkunden, nicht wahr? Nichtsdestoweniger bin ich so beeindruckt von Ihrem umfassenden Kundenservice, dass ich Sie als Wettkampfteilnehmerin in der Liga der Killer ausgewählt habe. Ihre Reiseanweisungen finden Sie anbei. Falls Sie sich von diesem Wettkampf fernhalten, bleibt mir nichts anderes übrig, als Ihre dürftig gewordene Dienstleistungsbilanz den Behörden zur Kenntnis zu bringen – und womöglich gar dem Verbraucherschutz. Ich freue mich auf ein »Abenteuer« mit Ihnen.

*Mit freundlichen Grüßen,
der Präsident der Liga*

Amanda Dekins nahm das Ticket aus dem Umschlag und hielt die Spitze ihrer Zigarette an die Karte. Als sie Feuer gefangen hatte, warf sie sie auf den Boden.

Ihre gerade erst errungene Freiheit stand auf dem Spiel. In Gefahr waren diese kurzen Momente schierer Ekstase, die sie erlebte, wenn sie dabei zusah, wie das Leben aus den nach ihr grapschenden blutegelähnlichen Freiern entwich. Sogar solche winzigen Genüsse waren bedroht.

Und die allein zählten. Zum ersten Mal war sie von Freude und Leidenschaft besessen, und ihr Dasein hatte eine Richtung. Wenn sie aufwachte, hatte sie eine Bestimmung. Etwas zu tun. Etwas, wofür sie lebte.

Und das war zufällig das Töten von Menschen.

Und nun das hier.

Sie beobachtete, wie die Asche der Karte glühte und in der Hitze aufflatterte. Typisch, dachte sie.

Wieder ein Mann, der wähnt, er könne sie nach seiner Pfeife tanzen lassen.

23.

Nicole

»Also, ich will alles darüber wissen«, forderte Tristan, als sie auf dem Pfad losmarschierten. Sie wanderten immer in derselben Anordnung: Tristan rechts, Nicole in der Mitte, Sal links von ihr.

»Es lief viel besser, als ich es mir erträumt hätte«, berichtete Nicole. »Aber da ich ja zum Perfektionismus neige ...«

»Was? Du doch nicht!«, warf Tristan fröhlich ein.

»Einiges hätten wir sicher viel besser machen können«, beharrte Nicole.

»Oje!«, meinte Tristan. »Das war der allererste Abend. Du musst dir natürlich noch ein paar Tricks aneignen, das war doch schon vorher klar.«

»Natürlich«, stimmte Nicole zu. »Aber es ist weit weniger schiefgegangen, als ich erwartet hatte.«

»Okay«, sagte Tristan. »Warum beginnst du nicht mit dem, was gelungen ist, und die Schwachstellen sparst du dir für den Schluss auf?«

Nicole lachte und erzählte Tristan lang und breit von allen Pluspunkten, die das Thicque bei seinem ersten Auftritt in der Restaurantszene von Los Angeles für sich hatte verbuchen können. Sie erzählte von den begeisterten Kommentaren über das Essen, das Ambiente, die Bedienung und die Weinliste. Fast jeder Restaurantkritiker, der im Thicque gespeist hatte, war ins Schwärmen geraten.

Nicole erzählte auch vom Teamgeist ihres Personals und davon, wie alle gemeinsam rangeklotzt und den ganzen Abend hindurch für eine konstruktive, positive Atmosphäre gesorgt hatten.

»Irgendein Kommentar aus der Fanatikerecke?«, fragte Tristan.

Nicole wusste, ihre Freundin spielte damit auf ein paar unglaublich einflussreiche Restaurantkritiker in der Region Los Angeles an. Von einem von ihnen, dem Kritiker von der »Los Angeles Times«, war noch eine Stellungnahme zum Thicque zu erwarten.

»Noch nicht«, antwortete Nicole. »Aber Jay hat mit einigen Bekannten ein paar Worte gewechselt. Es klang, als ob es mindestens eine positive Besprechung geben könnte, du weißt schon von wem, von der ›Times‹.«

Nicole merkte, wie Sal an der Leine zerrte, und sie sah ihn an. Er hatte die Ohren aufgestellt, sie zeigten mit den Spitzen nach vorn.

»Solange der Großteil der Kritiken positiv ausfällt, musst du dir keine Sorgen machen«, meinte Tristan. »Wenn dann doch noch was Negatives kommt, werden die Leute darüber hinwegsehen und meinen, der Kritiker hätte irgendwelche Allüren. Und ich mach mich dann auf den Weg und knall ihn ab«, fügte sie hinzu.

Nicole liebte diese Loyalität ihrer Freundin, wenn sie auch nur Spaß machte. Manchmal lebte sie stellvertretend durch Tristan und Kimberley. Sie besuchten häufig die angesagtesten Klubs in L. A., die Szenelokale, wo es die Hipster und die Prominenz hinzog und wo Nicole sich

niemals blicken ließ.

»Kimberley hat da dieses Lokal ausfindig gemacht ...«

Ein tiefes Knurren drang aus Sals Brust und Nicole blieb abrupt stehen.

»Was ...«, hob Tristan an.

»Sal ...«, gab Nicole zurück.

Zuweilen begegneten sie auf dem Wanderweg anderen Leuten, aber geknurrt hatte Sal noch nie.

Nicole und Tristan lauschten. Nichts. Aber Sal hielt weiter die Ohren gespitzt, den Kopf etwas zur Seite geneigt.

Durch die Leine spürte Nicole seine Energie.

Als Sal unruhig abwechselnd die eine und die andere Vorderpfote anhob, geriet Nicole in nervöse Anspannung. Jetzt hatte sie es auch gehört.

Was es auch war, es kam von hinten.

24.

Der Familienmensch

Brent Tucker setzte sich an den Computer und warf ihn an. Seine Bürozelle befand sich in untadeliger Ordnung. Papierstapel, Bücher, Tabellen, Kataloge, alle an ihrem angestammten Platz, säuberlich aneinandergereiht und mit den Kanten eine Linie bildend.

In den Regalen standen Wörterbücher, Lexika und Handbücher für gutes Englisch. Das andere waren alles Fotos. Von den Kindern und seiner Frau, von der Familie im Urlaub, vom Sport. Glückwunschkarten, die seine Kinder ihm zum Geburtstag gebastelt hatten.

Er war als Familienmensch nicht zu toppen.

Brent Tucker schrieb auch technische Texte für eine Firma, die auf Computerzubehör spezialisiert war. Weder liebte noch hasste er seinen Job. Er bekam seine Aufträge von den Erzeugern neuer Produkte, lud alle Informationen über die neuesten Router, Kabel und Hauptplatinen herunter, verarbeitete sie und brachte sie in eine logische und gut lesbare Form, die dem Endverbraucher verständlich war.

Diese Arbeit machte er prima. Seine Dokumente waren immer fehlerfrei und gut formatiert, er war auch nie säumig. Seine Vorgesetzten mochten ihn. Seine Kollegen respektierten ihn. Aber keiner kannte ihn wirklich.

Während sein Bildschirm ein unstetiges Licht verbreitete, trat ihm wieder sein Mangel an Hingabe für diese Tätigkeit ins Bewusstsein. Liebe und Hingabe, überlegte er, waren interessante Konzepte. Ja, er verrichtete seinen Job akkurat. Ob er ihm gefiel oder nicht, tat nichts zur Sache. Er erledigte ihn einfach. Und Schluss. Jeden Tag. Jede Woche. Jeden Monat. Jedes Jahr, und das seit fast zwanzig Jahren.

Von seiner wahren Liebe, seiner wahren Leidenschaft ahnte niemand etwas.

Zumindest ging er davon aus, bis er in einer Ecke des Bildschirms eine Nachricht aufpoppen sah. Da stand ganz schlicht: »Schauen Sie in die oberste Schreibtischschublade.«

Und schon war die Nachricht wieder verschwunden.

Vielleicht jemand aus der Computerabteilung? Es kam vor, dass sie die Computer der Mitarbeiter überwachten und fernsteuerten, um Software-Updates zu installieren.

Wut übermannte ihn, als er die Schublade aufzog. Warum hatten sie ihm nicht einfach eine E-Mail geschrieben? Oder einen guten alten Brief? Das hier war ein Eingriff in seine Privatsphäre. Und die war das Einzige, das Brent Tucker mit echter Leidenschaft liebte.

Er fand die Karte in der aufgezogenen Schublade harmlos auf einem Häufchen Haftnotizen, Büroklammern und Heftzwecken liegen.

Auf dem Umschlag stand: »Familienmensch«. Er machte ihn auf.

Lieber Familienmensch,

es ist mir eine besondere Ehre, Sie in einer zweiten Familie willkommen zu heißen. Sie wurden als Wettkampfteilnehmer in der Liga der Killer ausgewählt. Ich hege Bewunderung für Ihre Fähigkeit, Ihr geheimes Leben hinter solch einer großartigen Fassade zu verbergen. Sie sind der personifizierte Familienvater! Anbei finden Sie Ihre Reiseinformationen und Tickets. Ich kann es kaum erwarten, Sie in den Kreis Ihrer neuen Familie einzuführen! Bitte gesellen Sie sich zu uns. Es würde uns gar nicht gefallen, ein Familienmitglied der Polizei auszuliefern!

*Mit freundlichen Grüßen,
der Präsident der Liga*

Tucker knallte die Schublade zu und trug die Karte zum Aktenvernichter der Firma.

Seine Hände zitterten, als er das Papier in das Gerät schob. Als das erledigt war, suchte er das stille Örtchen auf, verriegelte die Tür seiner Zelle, ließ sich nieder und heulte.

25.

Mack

Er zog das Boot zur Winde und drückte auf den Knopf, um es aus dem Wasser zu hieven. Mack bohrte den Blick in die Dunkelheit, aber der Schatten, den er zuvor erblickt hatte, hatte sich in Luft aufgelöst.

Er hob die Kühlertasche auf den Anleger und schaute zum Haus hinüber. Auf der Veranda im Obergeschoss sah er Adelia, die Janice etwas vorlas. Wenn die Gestalt im Garten Adelia gewesen war, dann konnte sie so schnell nicht dorthin gelangt sein.

»Mack!«, rief es laut aus der Finsternis.

Mack zuckte zusammen und schlug sich fast am Stahlträger der Bootswinde den Schädel an.

Ein Gesicht zeichnete sich im Dunkeln ab. Und mit ihm eine hünenhafte Person. Es war Oscar Williams. Mack stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. »Oh Mann, Sie haben mich zu Tode erschreckt«, sagte er.

Oscar lachte. Seine weißen Zähne kontrastierten mit seiner dunklen Haut.

»Tut mir leid, aber wenn man es einmal verinnerlicht hat, sich auf Samtpfoten zu bewegen, geht's gar nicht mehr anders.«

Er reichte Mack die Hand. Der Riese half Mack auf den Anleger hoch. Er war Scharfschütze bei den Marines und dieser Tage aus Afghanistan zurückerwartet worden. Nun war er also da.

»Kommen Sie, wir trinken ein Bierchen«, schlug Mack vor. »Solange Janice in ihrem Zimmer hockt.« Obwohl Janice schon seit Längerem vergessen hatte, was Alkohol war, trank er nicht vor ihren Augen; auch niemand anderem würde er das in ihrer Gegenwart gestatten.

Oscar half, die Kühlbox zu tragen, und sie liefen über die untere Veranda und stiegen die Treppe zum Obergeschoss hoch. Mack schaute kurz ins Zimmer. Adelia sah ihn und folgte den beiden zur rückseitigen Veranda.

»Ist Janice in ihrem Zimmer?«, erkundigte sich Mack.

»Sie hat sich zum Schlafen fertig gemacht«, antwortete Adelia und nahm ein Bier von Mack entgegen. Der öffnete noch eine Flasche und reichte sie Oscar. Dann genehmigte er sich selbst auch noch eine.

»Prost«, sagte er, als alle ihr Bier in der Hand hielten.

»Hoffentlich macht es Ihnen nichts aus, wenn ich mir mal ein paar Tage meine Dame hier ausborge. Ich muss am Montag zurückfliegen.«

»Geht klar«, stimmte Mack zu. »Ich muss mir mal selbst das Kochen beibringen, aber bislang hat's immer die Mikrowelle getan.«

»Glaub das nicht, Mack kocht bestens. Besonders mit dem Grill kann er umgehen«, warf Adelia ein. »Der Mann kann hervorragend Fisch grillen, und auch sonst kriegt er alles hin.«

Mack blinzelte Adelia zu. »Glauben Sie ihr nicht. Ich lasse alles anbrennen und nenne es

dann Cajun.«

Sie plauderten miteinander, bis das Bier alle war, dann begleitete Mack sie zu Oscars Geländewagen. Er gab Mack die Hand und umarmte Adelia.

»Machen Sie's gut, Mack«, sagte sie. »Bis übermorgen.« Sie hielt kurz inne. »Ich kann es nicht beschwören, aber irgendetwas kommt mir verändert vor.«

»Sie meinen Janice?«, fragte er.

Sie zuckte mit den breiten Schultern. »Schon gut«, wiegelte sie ab. »Ich weiß auch nicht, was ich meine.« Mack sah dem Geländewagen hinterher, bis die Rücklichter im Dunkeln verschwanden.

Dann ging er ins Haus, verriegelte sämtliche Türen und stellte die Alarmanlage an.

Er setzte sich an den Tisch, von wo aus man über den Fluss schauen konnte. In der Schwärze der Nacht konnte er den Fluss nicht erkennen, aber er konnte ihn in den Mangroven plätschern hören.

Adelia hatte ihn anscheinend auf etwas aufmerksam machen wollen, es sich dann aber anders überlegt. Egal, was sie da gewittert hatte, er hatte es auch registriert. Er wusste nur noch nicht, was genau es war.

26.

Blaues Blut

Douglas Hampton hatte den Geschmack seines fünften, letzten Martinis im Mund. Er stand vor dem protzigen Lokal, wo er sich ein spätes Mittagessen gegönnt hatte. Das Essen war mittelmäßig wie meist, aber die Bedienung war geil. Das war tatsächlich der einzige Grund, warum er dorthin ging. Die Kellnerinnen waren jung, schlank und knackig. Sie trugen langärmlige weiße Hemdblusen und enge schwarze Hosen. Eine Parade schnuckliger Ärsche.

Die extra starken Martinis in aquariumgroßen Gläsern waren auch nicht zu verachten.

Er warf einen Blick auf seine Panerai-Armbanduhr und überlegte. Eigentlich sollte er ins Büro zurückfahren und noch ein bisschen Zeit am großen Schreibtisch in seinem geräumigen Büro vertrödeln. Sich vielleicht in Porno-Websites einloggen oder nachsehen, was sich bei den Online-Singlebörsen tat, bei denen er angemeldet war. Er besaß eine Menge Profile, alle erstunken und erlogen. Die Frauen, die er dort auftrieb, machte er nie zu seinen Opfern. Das wäre zu einfach. Er zog die Anonymität des Gettos als Jagdgrund vor.

Aber zwingend musste er nicht ins Büro. Jeder wusste, dass er zu ungewöhnlichen Zeiten arbeitete, niemand würde ihn vermissen. Ihm diente das Büro tatsächlich nur dazu, um von dort aus seine Steuerhinterziehungsaktivitäten zu lenken. Dazu gehörte auch ein Sitz in irgend so einem Vorstand; das hatte er sich so eingerichtet, um ein paar gigantische Familienkonzerne der Hamptons überwachen zu können. Einzelheiten kannte er nicht, das ließ ihn kalt.

Aber ein paarmal pro Woche musste er sich schon im Büro sehen lassen, das hatte ihm sein Anwalt geraten. Für alle Fälle.

Folglich suchte er sein Büro mit gewisser Regelmäßigkeit auf. Mindestens einmal in der Woche für ein, zwei Stunden, wenn er nicht gerade im Ausland Urlaub machte. Während dieser Dienststunden leistete er rein gar nichts, aber er hatte es geschafft, alle Empfangsdamen der Firma flachzulegen, sogar die hässlichen. Aus reiner Langeweile.

Nun ließ er sich den letzten Martini auf der Zunge zergehen und beschloss, nicht mehr ins Büro zu fahren. Er würde sich zum Country Club aufmachen, vielleicht im Umkleideraum eine alte Wachtel mit Gelüsten nach einem taufrischen Herzensbrecher vögeln, ihr einfach das süße Golfröckchen hochziehen und loslegen.

Der Hausdiener gab Hampton den Schlüssel seines BMW. Er war wie immer gleich vor der Eingangstür des Restaurants geparkt, denn hier ging es schließlich um einen Hampton. Aber auch, weil er so viel Geld in diesem Restaurant gelassen hatte, behandelte ihn jeder wie einen König. Außerdem war das ein gutes Marketing für das Lokal. Damit signalisierte man, dass die Reichen hier speisten; jeder andere sollte diesem Beispiel folgen, wenn er es sich leisten konnte.

Hampton lief zur Fahrertür und fand eine Karte hinter die 170-Dollar-Scheibenwischer geklemmt, die er letztens erst hatte austauschen lassen müssen. Er wollte die Karte gerade zusammenknüllen und an den Straßenrand werfen, da merkte er, dass es kein Parkticket war, sondern eine Karte im Umschlag.

Vorn auf dem Umschlag konnte man lesen: »Blaues Blut«.
Er stieg ins Auto, setzte sich hinters Lenkrad und riss den Umschlag auf.

Mr Douglas Hampton,

kein Erfolg der Hamptons kommt diesem gleich: Sie, Douglas, wurden als blaUBLÜTIGER Wettkampfteilnehmer in der Liga der Killer ausgewählt. Anbei finden Sie Ihre Reiseunterlagen. Sie brauchen dafür jedoch nichts aus Lagereinheit 27 herauszuholen, und die Polizei sollte auf ihren Inhalt sicher nicht aufmerksam gemacht werden, nicht wahr? Zwinker, zwinker. Danke und viel Glück!

*Mit freundlichen Grüßen,
der Präsident der Liga*

Hampton holte tief Luft. Dann grinste er. Wenn irgendwelche Leute von seinen Untaten wussten, dann würden sie bestimmt nicht zu den Bullen rennen. Zweifellos waren sie auf sein Geld erpicht. Aber der Stil sagte ihm zu. Der Erpresser war so ein kleiner Klugscheißer.

Na gut, dachte er. Er hat sich ausgerechnet, dass ich mitspiele. Er zog das Ticket aus dem Umschlag und ließ die Karte im Handschuhfach verschwinden.

Hampton prüfte das Flugticket. Economy. Er musste laut lachen. Economy! Scheiß drauf. Als Allererstes würde er sich auf dem Flughafen ein Upgrade für die Erste Klasse besorgen.

27.

Nicole

Der Angriff vollzog sich so orkanartig, dass Nicole gar keine Zeit zum Überlegen blieb.

Sie bekam nur kurz mit, wie Sal auf etwas hinter ihnen reagierte. Seine Ohrenspitzen ragten in die Höhe, die massigen Schultermuskeln spannten sich an. Und schon zeigte sich etwas in der Schnelle kaum Erkennbares, braun und weiß, mit lodernden gelben Augen. Ein unmenschliches Gebrüll erklang.

Zwischen dichtem Gestrüpp und Kaktusgewächsen flog eine dunkelbraune Gestalt auf sie zu. Nicole schrie kurz auf. Hätte sie nicht die Leine losgelassen, hätte sie ihren Arm verloren, als Sal sich mit aller Macht auf den Puma warf.

Nicole schossen Meldungen von einsamen Wanderern und Radfahrern durch den Kopf, die von Pumas angefallen und gefressen oder verschleppt worden waren. Ein alter Mann war von seiner Frau gerettet worden, weil sie der großen Katze mit einem Kugelschreiber in die Augen stach.

Das alles kam Nicole blitzartig zu Bewusstsein. Sie sah Sal auf den Puma zustürmen, zog das Messer aus der Scheide an der Wade und tat einen Schritt nach vorn, da erzitterte die Luft von einem Knall. Ihr wurde schwindlig, und sie verlor die Balance, doch die dunkelbraune Tiergestalt schwenkte um und verschwand im Gebüsch. Sal tauchte schon in die Sträucher, da schrie Nicole.

»Sal! Nein!« Sie betete, dass sich jetzt die Hundeschule auszahlte und Sal auf sie hörte.

Das tat er. Der große Hund blieb vor dem Gebüsch stehen, die Zähne gefletscht, das Fell auf dem Rücken zu einem dunklen Kamm aufgerichtet. Nicole wusste, dass er mit jeder Faser seines Leibes den Angreifer zu jagen und zu töten bereit war.

»Mistvieh«, schimpfte Tristan mit angekratzter Stimme, die sich wie eine gespannte Violinensaite anhörte. Nicole drehte sich um und erblickte ihre Freundin mit einer himmelwärts gerichteten Pistole in der Hand.

Korditgeruch hing in der Luft.

»Was ...«, wollte Nicole gerade sagen.

Tristan ließ die Pistole sinken und öffnete ihren Rucksack, in dem sich ein Halfter zeigte.

»Man kann gar nicht vorsichtig genug sein, Nicky«, erklärte sie, schob die Pistole ins Halfter und zog den Reißverschluss am Rucksack wieder zu.

»Woher konntest du das denn wissen?«, fragte Nicole.

»Das hab ich nicht gewusst«, entgegnete Tristan. »Aber als Sal sich umdrehte und wir beide was hörten, bin ich mit der Hand reingefahren, sicherheitshalber. Als dieses verdammte Vieh uns ansprang, habe ich einfach die Pistole rausgezerrt und in die Luft geschossen. Ein Glück, dass ich dich nicht getroffen habe. Oh Gott, seit Ewigkeiten habe ich nicht mehr geschossen!« Nicole meinte, die Hand ihrer Freundin zittern zu sehen. Sie sah ziemlich blass aus.

»Oh Mann«, stöhnte Nicole, fix und fertig. Sal knurrte nur noch, statt zu bellen. »Also wir müssen das melden.«

Tristan holte ihr Handy heraus. Sie schaute aufs Display und schüttelte den Kopf. »Wir müssen zum Parkplatz runter, um Empfang zu bekommen. Stimmt, wenn das Biest uns angegriffen hat, dann greift es auch andere an.«

Tristan legte Nicole die Hand auf die Schulter. »Alles in Ordnung?«

Nicole hatte noch weiche Knie. Das war zu viel gewesen. Der Angriff, der Schuss, beides weckte Erinnerungen, schlechte Erinnerungen. Sie schlug die Augen nieder und merkte, dass sie noch das Messer in der Hand hielt. Sie schob es wieder in die Scheide an der Wade. »Ich bin noch nie ein Katzenmensch gewesen«, seufzte sie.

28.

Der Messias

Eine Schicht Rosenblüten trieb auf dem Badewasser. Sie bewegten sich in keinem erkennbaren Muster, die Strömung war langsam und unvorhersehbar.

Der Messias lehnte den Kopf an den Rand der Wanne. Eine Schweißperle lief von der Stirn über die Schläfe. Weihrauchgeruch erfüllte den Raum mit dem, was er für den Duft seiner Vorfahren hielt. Er empfand eine tiefe spirituelle Verbindung zwischen den großen Philosophen der Vergangenheit und sich selbst, dem strahlenden Licht des gegenwärtigen Menschengeschlechts.

Ein vorsichtiges Pochen an der Tür drang an sein Ohr, aber er rührte sich nicht. Langsam öffnete sich die Tür, und ein junger Bursche betrat das Badezimmer.

Er hielt eine Karte in der Hand.

Der Messias öffnete ein Auge und blinzelte den Burschen an, dessen Körperhaltung und Gesichtsausdruck ihm seine tief sitzende Angst verriet.

Jeder wusste, dass er es verabscheute, beim Baden gestört zu werden. Diese Einstellung war so unverrückbar, dass bei Missachtung der dafür Verantwortliche mit einer heftigen Reaktion rechnen musste.

Zweifellos war dem jungen Mann aufgetragen worden, die Konsequenzen in Kauf zu nehmen, die sein ungebetenes Auftauchen provozieren könnte. Und der Messias stand nicht so weit über den Dingen, dass er seine Frustration und Wut gegenüber dem Boten hätte zügeln können.

Der Bursche trat an die Wanne heran und blieb stumm stehen.

Der Messias sprach mit geschlossenen Augen: »Es läge in deinem ureigenen Interesse, einen triftigen Grund zu haben, warum du hier eindringst.« Der Bursche hob zu sprechen an, brachte es aber nur zu einem Stottern. Der Messias schlug die Augen auf und betrachtete ihn eingehend. Er wusste, dass man von seinem Jähzorn Geschichten erzählte. Die Massen wussten, dass es sich um jene Art von Wutausbrüchen handelte, in deren Folge Menschen verschwanden und nie wieder auftauchten.

»Messias«, brachte der Junge hervor. »Der Hausmeister gab mir Anweisung, Ihnen das hier auf der Stelle zu überbringen.«

Der Messias wandte den Kopf direkt dem Burschen zu, dann tauchte sein Arm aus dem Wasser, und er nahm die Karte entgegen.

Er las auf dem Umschlag: Der Messias.

Der Umschlag war bereits geöffnet worden. Er hatte strikte Anweisung gegeben, dass alle Briefe geöffnet und gelesen werden. Nur im Fall von Nachrichten höchster Wichtigkeit sollte ihm die Post persönlich überbracht werden.

Er zog die Karte aus dem Umschlag.

Ehrenwerter Messias,

lobet Gott! Sie sind der Auserwählte! Bitte folgen Sie meiner Einladung in den heiligen Orden, die Liga der Killer! Aufgrund Ihrer gottlosen Angewohnheit, arme Seelen in der Wüste zu verscharren, finden Sie anbei Ihre Reiseinformationen ins Heilige Land von Mord und Totschlag.

*Mit freundlichen Grüßen,
der Präsident der Liga*

Der Messias sah das Flugticket an, dann ließ er die Karte auf den Fliesenboden fallen. Gut, dass die Botschaft ihn in total entspanntem Zustand ereilte. Die Wut baute sich nur allmählich auf, aber er spürte, wie sie anschwoll.

Es gab doch nirgendwo eine Schwachstelle. Er hielt seine kleine Herde hart und unerbittlich unter der Knute. Keiner hatte etwas ausgeplaudert. Nein, hier war ein Außenseiter am Werke, der die Unantastbarkeit seiner Gemeinde verletzt hatte.

Ein Außenseiter, der anscheinend keinen Begriff von seinem unermesslichen Einfallsreichtum hatte, auch nicht von seiner Neigung zur Grausamkeit. Der Messias fing an darüber nachzudenken, was er mit der verantwortlichen Person anstellen könnte. Er bekam eine Erektion, die die Wasseroberfläche durchbrach.

Er schaute den jungen Boten an, der immer noch neben der Badewanne stand.

»Zieh dich aus und leiste mir Gesellschaft«, forderte der Messias ihn auf. »Du hast meine Privatsphäre verletzt, das musst du wiedergutmachen.«

29.

Nicole

»Okay, der Erste, der als Hauptgericht mit Pumafleisch aufwarten kann, kriegt eine Belohnung«, verkündete Nicole der Küchenbelegschaft im Thicque.

Alle hatten sie das von dem Angriff gehört, und den ganzen Nachmittag schon gab es kein anderes Thema.

»Gegrillter Puma mit Nicoles Unterwäsche, in die sie sich vor Schreck gemacht hat, als Beilage«, schlug Paolo Gerrar mit einem breiten Grinsen vor.

Nicole lachte und lief zum Gästeraum hinüber. Erfreut stellte sie fest, dass die Tische schon eingedeckt waren. Vor fünf Minuten waren frische Blumen geliefert worden, und ein angenehmes warmes Licht erfüllte den Raum, da die Sonnenstrahlen durch die hauchdünnen Leinenvorhänge sickerten.

Ihr Team sorgte für Wohlbefinden. Obwohl das Lokal erst vor Kurzem eröffnet hatte, waren alle zusammengewachsen, und jeder spielte seine Stärken aus, wodurch eventuelle Schwächen der anderen wettgemacht wurden.

Sie hatten einen guten Rhythmus gefunden, und alles lief wie am Schnürchen. Nur einen Kellner hatte es gegeben, dessen Humor etliche Gäste brüskiert hatte. Die Gäste bei Laune zu halten war das eine; etwas anderes war es, den Besserwisser hervorzukehren. Nicole hatte ihn auf der Stelle entlassen.

»Hallo, Chefin!«, rief Anthony Toffol, der stellvertretende Küchenchef, ihr zu, als sie gerade die Bestände an verschiedenen Weinsorten inspizieren wollte.

»Ja?«, rief sie zurück. Er stand an der offenen Küchentür. Nicole roch Olivenöl, Knoblauch, Zwiebeln, Rosmarin, Frühlingszwiebeln, Paprika und schwarzen Pfeffer, die in diversen Gerichten Verwendung fanden.

»Jemand hat für Sie eine Karte dagelassen«, sagte er. »Sie lag unter der Tür, als ich aufmachte. Sie liegt drüben am Empfangstisch.«

»Gut, danke«, sagte Nicole. Sie brachte das Auflisten der Weine zu Ende, die sie heute Abend für die Menüs empfehlen wollte. Dann ging sie vorn in den Gastraum, wo sie statt eines förmlichen Pultes ein antikes Tischchen aufgestellt hatte, an dem sie die Gäste empfing.

Nicole warf einen Blick auf den Tisch und sah den Umschlag. Sie nahm ihn in die Hand und sah darauf ein kleines Symbol wie eine Art Wappen prangen, das aus zwei Buchstaben bestand. LK.

Sie öffnete den Umschlag, in dem sich eine Karte befand.

Liebe Nicole,

Glückwunsch zum Erfolg des Thicque! Das scheint eine herrliche Einrichtung zu sein, um gutes Essen zu genießen und Bande zwischen alten Bekannten wiederzubeleben. Wegen Ihres Erfolges schätze ich mich glücklich, Ihnen mitzuteilen, dass Sie als offizielles Mitglied der LK anerkannt worden sind. Ich weiß, dass Sie damit nichts verbinden, aber lassen Sie mich Ihnen versichern, dass sich das sehr bald ändern wird. Ich freue mich darauf, Sie persönlich kennenzulernen und Ihnen dabei zuzuschauen, wie Sie auf Ihre ganz unverwechselbare Art mit dem Messer schneiden, schnipseln, hacken und Juliennestreifchen hobeln.

*Mit freundlichen Grüßen,
der Präsident der Liga*

Sie schaute auf das Symbol unter der Nachricht, dasselbe LK in einem Rahmen. Wie seltsam, dachte Nicole. Wahrscheinlich so ein Online-Restaurantführer, der Coupons und Spezialangebote für Gaststätten in der Umgebung anbietet. Die wollten sicher eine stolze Vorauszahlung dafür, dass man in diesem LK einen Eintrag bekam. Womöglich bedeutete LK Lokale Kaliforniens. Oder es stand für so etwas Abgehobenes wie Lukullisches Kalifornien.

Nicole warf die Karte in den Abfall.

Was für eine merkwürdige Nachricht und ein merkwürdiges Logo. Das sah nicht mal danach aus, als hätte es überhaupt etwas mit Essen und Restaurants zu tun.

Das LK in diesem blödsinnigen Wappen gab dem Ganzen eher den Anschein von einem Sportverband oder einer Football-Liga.

30.

Mack

Das Kissen in seinen Armen war schweißnass. Seine Zunge fühlte sich wie Balsaholz an. Der Dorn, der sich in seinen Kopf bohrte, ließ ihn an Szenen aus »Das Omen« denken, als ein riesiges Eisenkreuzifix gezeigt wurde, das durch die Schädel von Sams künftigen Opfern gerammt werden sollte.

Mack war nicht darauf gefasst gewesen, wie schwer er mit seinem Kater zu kämpfen hatte. Nachdem Adelia und Oscar abgefahren waren, hatte er zwar die restlichen Bierflaschen aus der Kühlertasche geleert, aber viele waren das nicht gewesen. Vielleicht wurde er alt.

Mit diesen Überlegungen rollte er sich aus dem Bett. Die Füße kamen dumpf auf dem Boden auf, was seinen ganzen Körper erschütterte. Er hob den Blick und schätzte die Entfernung zur Küche und zur Kaffeemaschine ab wie ein General im Zweiten Weltkrieg die Distanz zu einer sehr weit entfernten Brücke.

Er stand auf. Der Mageninhalt schwuppte hin und her, und auf seiner Stirn brach Schweiß aus. Mack trottete in die Küche und schenkte sich eine Tasse Kaffee ein, ging damit ins Wohnzimmer und ließ sich in seinem Lieblingssessel nieder, wo er das große Panoramafenster und den Fluss vor sich hatte.

In letzter Zeit hatte er öfter darin gesessen, und das gefiel ihm eigentlich nicht.

Das Leben bestand doch aus noch mehr als aus seinen Beschäftigungen. In Wirklichkeit beneidete er Adelia und ihren Mann. Ihren unbefangenen, vertrauten Umgang miteinander. Sie waren Lebenspartner, so abgedroschen das auch klang. Er selbst hatte Arbeitskollegen, aber keinen Menschen, mit dem er sein Leben teilte.

Nicole Candela fiel ihm ein. Dann stand er auf, stellte seine leere Kaffeetasse ins Spülbecken, zog sich die Badehose an und tauchte in den Swimmingpool.

Seine Hände schlitzten die Wasseroberfläche auf wie die Messer eines begabten Chirurgen, der sein narbenloses Werk an einem Bauch verrichtete.

Mit starkem Beinschlag zog er seine Bahnen. Fünfundzwanzig Minuten lang schwamm er ganz gleichmäßig, wodurch er sich wie neugeboren fühlte. Die Übelkeit war wie weggeblasen, und als seine Armbanduhr nach einer halben Stunde ein Signal abgab, stemmte er sich aus dem Becken und ließ sich anschließend in den Whirlpool fallen, wo er das Wasser heiß aufdrehte.

Durch den Temperaturwechsel trat Mack wieder der Schweiß auf die Stirn. Er schloss die Augen und versank im dampfenden Wasser.

»Guten Morgen«, ließ sich da eine Stimme vernehmen.

Mack öffnete die Augen und sah Janice über ihm. Sie hatte Khakishorts und ein lachsfarbenes Poloshirt an. In der Hand hielt sie eine Karte.

»Guten Morgen, Janice. Was hast du da?«, erkundigte er sich.

Am Abend zuvor hatte er sich nicht ganz in der Gewalt gehabt, dachte er. Das kam nicht oft vor, und er konnte sich auch nicht erklären, wie das gekommen war. Er hatte sich mehr als sonst

genehmigt, und nun hatte er Schuldgefühle.

Er wollte sich nicht allzu sehr geißeln. Aber er war alt genug und hatte genug Nächte durchwacht, um zu verstehen, dass ihm irgendetwas bevorstand. Irgendein Unheil braute sich über ihm zusammen. Er glaubte eigentlich nicht an so etwas wie einen siebten Sinn, aber er stimmte Wissenschaftlern zu, die sagten, Menschen benutzten nur fünfzehn Prozent ihres Gehirns, und dass es mit großer Wahrscheinlichkeit Befähigungen gebe, die niemand erklären könne. In seinem Metier war ihm Außergewöhnliches, ja Unmögliches begegnet. Unerklärliches.

Und jetzt gerade hatte er so ein komisches Gefühl. Im Gefolge des fürchterlichen Katers bahnte sich in seinem Gehirn eine Erkenntnis an.

Janice gab ihm die Karte.

Vorn war ein drolliges Wappen zu sehen, darin standen die Buchstaben LK. Er öffnete die Karte, sie war unbeschrieben bis auf dasselbe Symbol wie außen: LK in einem seltsamen Rahmen.

»Woher hast du die?«, fragte Mack. Die Post war noch nicht da, und per FedEx-Expressversand war sie sicher auch nicht übermittelt worden.

»Der Mann hat sie mir gegeben«, antwortete Janice.

Mack schaute auf. »Welcher Mann?«

»Der, der mich beobachtet«, sagte sie und drehte sich zum Fluss um, ließ den Blick über das Wasser wandern und fing an zu summen.

Mack erwog, seine Schwester auszuhorchen, aber das wäre eigentlich zwecklos. Was sie ihm auch an Auskünften geben würde, er konnte den Wahrheitsgehalt nicht prüfen.

Wieder betrachtete er das Logo.

Es war womöglich ein Rasenmähservice. Dauernd warfen sie ihm solches Zeug in den Briefkasten. LK bedeutete vielleicht so etwas wie »Landschaft kreativ«. Wenn er LK googelte, stieß er wahrscheinlich auf die Website eines Gartenbauunternehmens.

Er legte die Karte auf den Rand des Whirlpools.

Janice stand am Beckenrand und wiegte sich im Rhythmus der vom Morgenwind bewegten kleinen Palmen.

Mack hatte wieder so eine unbestimmte Anwandlung und blickte auf die Karte.

Eine innere Stimme sagte ihm, dass das, was auch immer ihm zusetzte, etwas wirklich Schlimmes sein musste.

31.

Der Präsident

Vom Balkon seiner direkt am Meer gelegenen Villa in Malibu köpfte er ins Wasser und tauchte sechs Meter tief zu dem wuchtigen Fangkorb, den er von Hand gefertigt hatte. Er nahm den daran befestigten Handschuh vom Haken, langte hinein und spürte sofort den Zangengriff eines Hummers.

Er nahm den Hummer seinerseits in die Zange und zog ihn aus dem Korb, tauchte wieder hoch, erkomm die Leiter zu seinem Anleger und stemmte sich aus dem Wasser.

In der Küche warf er den Hummer in einen Topf mit kochendem Wasser. Während sein frischer Fang köchelte, ging er ins Arbeitszimmer, das früher mal ein großer offener Raum gewesen war, wo aber heute ein langer Tisch mit mehreren Computern und einem gigantischen Flachbildschirm stand. Er blieb stehen und schaute darauf. Der Bildschirm war fast einen Meter zwanzig hoch und anderthalb Meter breit.

Als er ihn mit dem Finger berührte, wurden eine Menge Dokumente, Bilder und Tabellen sichtbar. Sensorenbildschirme waren schon vor ein paar Jahren der letzte Schrei gewesen, und er war der Hauptanteilseigner der Firma gewesen, die diese Software entwickelt hatte.

Aus dem Verkauf seiner Unternehmensanteile hatte er mehr Profit herausgeschlagen, als die meisten Menschen im Verlauf ihres ganzen Lebens verdienen.

Für ihn war es ein unglaublicher Triumph gewesen, zumal der vorausgegangene Teil seines Lebens mit einem lausigen Schlamassel geendet war. Es hatte nicht an ihm gelegen, sondern an ein paar Typen, die ihn auf dem Kieker hatten. Ja, das hatte er nicht vergessen. Er hatte folglich auf andere Weise ein Vermögen gemacht und wollte es ihnen jetzt heimzahlen.

Er ließ seine Mitspieler alle links auf dem Bildschirm Aufstellung nehmen und sah sich die Namen an:

Florence Nightmare

Truck Drivin' Man

Der Fleischer

Die Liebesdienerin

Der Familienmensch

Blaues Blut

Der Messias

Auf der rechten Seite hatte er alle Zielobjekte versammelt:

**eine Staatsanwältin
eine Krimiautorin
ein Psychologe
ein Reporter
ein Polizist im Ruhestand
ein Richter
ein Gouverneur
ein früheres Opfer
zwei FBI-Agenten**

Und das war erst der Anfang.

Der Präsident faltete die Hände vor der Brust und sah die Liste durch, die einen sagenhaften Arbeitsaufwand verursacht hatte. Er hatte sich überall im Land kundig gemacht, dabei seine unübertriffteten Hacker-Künste genutzt und so viele Datenbanken geknackt, dass er sie nicht mehr zählen konnte. Er hatte sowohl Killer als auch Opfer verfolgt, überwacht und ihnen aufgelauert. All das, um diese Rohdiamanten herzustellen. Nun war es an der Zeit, sie in eine gehärtete, herrliche Form zu schleifen.

Mithilfe des rechten Zeigefingers bewegte er die Spieler auf dem Spielbrett. Auch wenn die Sensorentechnik nicht mehr brandneu war, gefiel sie ihm doch sehr. Er besaß ja auch größere Anteile an diversen Unternehmen, die sich mit der Entwicklung noch neuerer und radikaler Interaktionsmöglichkeiten befassten. Aber auch das hier war nicht schlecht. Dass man mit den Händen agierte.

Er schob die Kandidaten herum, tauschte ihre Positionen aus, ließ sie an andere Stellen gleiten.

Die Zuordnungen waren knifflig: Er musste entscheiden, welches Zielobjekt welchem Kandidaten die meiste Anstrengung abverlangte. Denn daran lag ihm viel, darum hatte er so viel Zeit und Energie investiert. Er hätte sich ja auch wahllos irgendwelche Zielobjekte heraussuchen können: Wäsche aufhängende Hausfrauen oder alte Weiber in Pflegeheimen. Aber hätte das denn Spaß gemacht? Nein, die einzige Möglichkeit, diesen Wettkampf interessant zu gestalten und zu seinem letztendlichen Ziel zu führen, bestand darin, dass er eine Herausforderung darstellte. Nicht nur für seine Teilnehmer, sondern auch für denjenigen, der zweifellos als Erster feststellen würde, dass der Wettkampf begonnen hatte.

Nur ein einziger Mensch würde zu dieser Erkenntnis gelangen. Der Präsident schmunzelte. Sein alter Bekannter.

Wallace Mack.

Er trat zurück und betrachtete den Bildschirm. Die Namen fingen an sich zu bewegen, aber nur in seinem Kopf. Er umkreiste sie, jonglierte mit ihnen, zog sie immer wieder hin und her. Er könnte sich jederzeit zu einem Entschluss durchringen, aber er hatte seine Freude daran, er schwelgte darin, er liebte die Kontrolle, das Gefühl, Leben in den Händen zu halten und die Macht, zu entscheiden, wie und wann sie ihr Ende fanden.

Zu guter Letzt klickte er sie alle an die ihnen zugewiesenen Plätze. Er prüfte das Arrangement auf dem Bildschirm und speicherte diese Einstellung.

Er ging in die Küche, schaltete den Herd ab und fischte den Hummer aus dem Topf, legte

ihn auf einen Teller und zerbrach ihn mit den Händen in zwei Hälften.

Der Präsident strahlte.

Die Liga der Killer hatte offiziell ihren Anfang genommen.

DIE STARTAUFSTELLUNG

32.

Blaues Blut

Douglas Hampton betrat das Foyer eines Holiday Inn am Stadtrand von Omaha, Nebraska. Er konnte förmlich die Scheiße von den Schweinezuchtbetrieben riechen, die, wie anzunehmen war, dieses elende Kaff umlagerten.

Was für eine Bruchbude, dachte Douglas Hampton. Vor seinem geistigen Auge sah er fettarschige Versicherungsvertreter, die ihre abgewetzten Rollkoffer und zum Bersten vollen Aktentaschen hinter sich her in diese Absteige zerrten und sich dann bei einem Pornofilm einen runterholten, ehe sie die ganze Nacht durchschnarchten.

»Möchten Sie einchecken, Sir?«, fragte ihn die junge Frau an der Rezeption. Er sah sie an. Dunkle Haare, ein bisschen pummelig. Nein, danke.

»Leider nicht«, antwortete er mit einem Lächeln. Seine Worte sorgten im Gegenzug für ein herzerwärmendes, einladendes Lächeln. »Nein, ich bin hier wegen einer Tagung. Die LK-Konferenz?«

Sie nickte. »Allerdings, mein Herr«, beeilte sie sich zu sagen. »Ihre Tagung ist im Konferenzraum B, gleich hier den Gang entlang, dann links.« Sie strahlte ihn an, und Hampton sah ihr Verlangen nach ihm wie eine unverhohlene Einladung.

Er lief den Korridor entlang bis zu einem Raum mit großer Flügeltür. Ein Schildchen gab zu erkennen, dass dies Konferenzraum A war. Eine kleine Hinweistafel auf einem Messingständer machte ihn auch darauf aufmerksam, dass hier eine Tagung von Honda-Händlern des Großraums Omaha stattfinden sollte.

Im Vorbeilaufen erspähte er eine süße Blondine in kurzem Rock und weißer Bluse, die gerade Platz nahm. Sie himmelte ihn an, schmachtend, wie es ihm erschien.

Er erwiderte ihr Mienenspiel mit einem sonnigen Gesichtsausdruck und dachte, falls dieser Quatsch, den er vor sich hatte, nicht funktionierte, dann könnte er ja auf dem Rückweg hier herein schauen und Miss Honda anmachen.

Am nächsten und letzten Konferenzraum war auch so ein Schildchen angebracht, auf dem ein »B« prangte, und augenblicklich erkannte er auch das LK-Logo von seiner Einladung wieder.

Nirgendwo entdeckte er jedoch die Formulierung »Liga der Killer«. Das bedeutete immerhin, der Pisser, der diese Sache dirigierte, war noch nicht ganz von allen guten Geistern verlassen.

Er feixte über das Schild und prüfte die Uhrzeit auf seiner Oris-Taucheruhr. Die Panerai hatte er abgelegt. Sie war zu stilvoll, wohingegen die Oris ein solider Brocken war, dem auch die eventuell noch anfallende Drecksarbeit nichts anhaben könnte.

Er fragte sich, ob er überhaupt den Konferenzraum betreten sollte. Von Boston hierher war es ein langer Ritt gewesen, und obwohl die Reiseinformation dahingehend lautete, dass ein Zimmer in diesem schmucken Holiday Inn dazugehörte, hatte er keine Lust, hier abzusteigen. Darauf konnte er pfeifen! Er würde ein Fünf-Sterne-Hotel irgendwo im Zentrum ausfindig

machen, sich an der Hotelbar volllaufen lassen und die erbärmlichen Spelunken abklappern, mit denen Omaha aufwartete. Vielleicht traf er auf eine Unschuld vom Lande mit Kuhscheiße an den Stiefeln und einem Cowboyhut, den er ihr vom Kopf schlagen konnte.

Zuerst musste er aber dieses vermaledeite Treffen hinter sich bringen. Wahrscheinlich lief es auf einen guten alten Erpressungsversuch hinaus. Sie würden ein Video von ihm vorführen, das ihn bei einer schändlichen Tat zeigte, und Geld fordern. Nun ja, die Hamptons waren mit den nötigen Mitteln ausgestattet und hatten da ihre Gesellen bei der Hand, die so garstig waren, dass diese Armleuchter sich noch wünschen würden, sie wären nie geboren.

Scheiß drauf. Er ging hinein.

Drinnen war ein Typ wie ein Schrank mit schwarzer Jacke, schwarzer Hose und schwarzem T-Shirt, breiten Schultern und Stiernacken.

Der Sicherheitsdienst, dachte Hampton sofort.

Der Riese zeigte auf die Stühle, die im Halbkreis um einen an der Wand hängenden Fernseher aufgestellt waren.

Hampton hätte sich in den Hintern beißen können. *Niemals* war er der Erste bei einer Besprechung oder einer Party. Lag es daran, dass er so aufgereggt dem Kommenden entgegensah? Oder weil es eine Unterbrechung seiner banalen Alltagsroutine war? Er wurde in seinen Überlegungen gestört, als eine Frau, die ihn latent an Mrs Doubtfire erinnerte, eintrat.

Er musste an sich halten, um nicht loszuprusten.

Sollte diese Matrone etwas mit der gruseligen Einladung und mit dem Hinweis auf seine Schätze in Lagereinheit 27 zu tun haben?

Innerlich brüllte er vor Lachen. Dann setzte er sich hin.

Das versprach noch lustig zu werden.

33.

Mack

Mack öffnete die Haustür, ehe Ellen Reznor dazu kam, anzuklopfen. Sie umarmte ihn und fragte: »Sind wir in höchster Alarmbereitschaft?«

»Nein, aber Adelia ist bis morgen weg, deshalb bin ich hauptamtlich im Dienst«, gab er zurück.

Sie gingen in die Küche, wo Mack ihnen beiden Kaffee einschenkte.

»Wie geht es deiner Mutter?«, fragte Mack. Reznors Mutter lebte in einer Einrichtung für betreutes Wohnen eine Stunde nördlich von Esterio. Wenn Reznor sie besuchte, was in letzter Zeit wegen des sich verschlechternden Gesundheitszustandes der alten Frau häufiger geschah, schaute sie immer kurz bei Mack vorbei.

»Ein bisschen schlechter als beim letzten Mal«, sagte sie. »Sie erkennt mich aber noch, sodass wir uns wenigstens unterhalten können. Die Ärzte haben mir aber schon gesagt, dass das nicht mehr lange so bleiben wird.« Reznors Mutter hatte etliche Probleme mit der Gesundheit, aber erst kürzlich hatte sich zu alledem noch Alzheimer eingestellt.

Reznor nahm einen Schluck Kaffee. »Und wie geht es dir?«

Er lächelte. »Besser, da ich jetzt die blöde Präsentation hinter mir habe. Ich hasse diese Vorlesungen.«

»Kannst du verstehen, warum Whidby auftauchte?«, fragte sie. »Dieser Popanz hat doch wohl Besseres zu tun, als nach Quantico zu fahren, um sich da wie ein Arschloch aufzuführen.«

Mack setzte seine Tasse ab. »Ich weiß immer noch nicht, warum er mich so inbrünstig hasst. Ich meine, dass er mich nicht mag, kapier ich schon, wir sind ja schon öfters aneinander gestoßen, aber warum ist er so aufgeladen?«

Reznor lächelte. »Jeder hasst dich, Mack. Sogar mein Verflossener. Er meinte, wir hätten was miteinander gehabt. So ein Schwachkopf.«

»Was ist aus ihm geworden? Der gute alte Lance.« Mack erinnerte sich an den Rat, den er damals Reznor in Bezug auf Lance Gilford gegeben hatte. Unterm Strich lautete er: *Heirate ihn nicht*. Aber Reznor steckte damals noch in ihrer Böse-Jungs-Phase. Je deutlicher er ihr beizubringen versuchte, der Typ sei eine Pfeife, desto mehr verzehrte sie sich nach ihm.

Sie nickte. »Er hat das Land verlassen, das ist das Letzte, was ich von ihm gehört habe. Typisch. Die meisten Männer, die ihre Frauen verlassen, kehren nur der Stadt den Rücken. Ihn trieb es gleich aus dem Land. Er hat vermutlich den Frauen abgeschworen und lebt auf irgend so einer Karibikinsel und stellt den einheimischen Männern nach.«

Wie sehr es beide auch zu vermeiden versuchten, war Mack doch immer wieder überrascht, wie oft sie auf alte Zeiten zu sprechen kamen. Seinen Höhepunkt hatte alles zur gleichen Zeit wie der Fall Jeffrey Kostner gefunden: Macks Verbissenheit, ja Besessenheit, den sadistischen Mörder zu fangen, dazu noch die Nachwehen seiner Beziehung zu Nicole Candela. Das Ende von Reznors Ehe. Und Janice, damals bereits auf wüsteste Weise dem Alkohol verfallen, verliebte sich in einen

anderen Trinker, sie schlossen sich monatelang in einem schäbigen Verschlag ein und soffen sich das Hirn weg.

Damals wurde Whidby zu Wallace Macks Erzfeind, bis er ihn schließlich auch aus dem FBI hinausdrängte. Was sich Mack dann aber nur zu gern gefallen ließ.

Er musste sich ja auch um Janice kümmern.

»Woran arbeitest du denn jetzt?«, fragte Reznor.

Mack nahm mit frisch aufgefüllten Kaffeetassen wieder Platz. »Ich habe noch mal eine Anfrage an die Dienststelle für Güterkraftverkehr in Georgia geschickt, die Informationen über Fahrer in Florida, Georgia und Alabama sammelt. Beim ersten Mal habe ich keine Antwort bekommen.«

»Typisch«, meinte Reznor.

»Ich habe auch das städtische Krankenhaus von Charleston wegen detaillierter Unterlagen über einzelne Mitarbeiter angeschrieben.«

»Charleston?«, fragte Reznor mit einem Blick über den Tassenrand.

»Es gab da in den letzten Jahren eine Reihe verdächtiger Todesfälle. Kürzlich ist ein kleines Mädchen aus ungeklärter Ursache gestorben. Sie haben eine Autopsie gemacht, aber nichts Beweiskräftiges gefunden. Nur die Spur eines Medikaments, das es dort gar nicht hätte geben dürfen.«

»Soll ich mich mal kundig machen?«, bot Reznor an. Da sie noch im aktiven Dienst beim FBI war, hätte eine Anfrage ihrerseits mehr Gewicht.

»Ich glaube, ich kriege demnächst Antwort von beiden Stellen. Wenn nicht, zücke ich vielleicht meine Geheimwaffe.«

Sie lächelte über das Kompliment.

»Wie geht es denn Janice?«, fragte sie.

Mack seufzte. »Ihr geht's gut. Nur dass sie darauf beharrt, sie würde beobachtet.«

»Das hat wohl mit der Gedächtnissache zu tun?«

»Wahrscheinlich«, meinte Mack. »Von dieser Krankheit Betroffene fantasieren sich selbst Erinnerungen anstelle der verloren gegangenen zusammen. Aber eigentlich wiederholen sich ihre Einbildungen nicht. Außer was ihren verflossenen Liebsten Shelby betrifft, mit dem sie sich damals in ein Loch vergraben und das Hirn weggesoffen hat. Sie hat ihn regelmäßig in ihren Wahnvorstellungen gesehen, aber der, von dem sie jetzt spricht, ist jemand anderes.«

»Was erzählt sie denn?«, wollte Reznor wissen.

Mack sah zum Fluss hinüber.

»Dass jemand sie beobachtet. Und dass er ihr das hier gegeben hat.« Mack holte die Karte von der Küchenanrichte und schob sie über den Tisch.

»LK«, las sie. »Was bedeutet das?«

Mack zuckte die Schultern. »Ich kann mir keinen Reim darauf machen. Es ist kein Unternehmen aus der Gegend, keine Gärtnerei, die vielleicht Aufträge haben will. Das ist einfach so aufgetaucht.«

Sie legte die Karte wieder auf den Tisch.

»Ich würde mir darüber nicht den Kopf zerbrechen. Wahrscheinlich ist das nur ein Essensbringdienst oder so was. Eine verschrobene Werbeaktion.«

Mack sah ihr in die Augen.

»Ja, sicher hast du recht«,肯定te er. Aber seine eigene Stimme schien ihm hohl zu klingen.

34.

Florence Nightmare

Sie hatte die ganze Nacht kein Auge zugetan, in ihrem Zimmer am Ende des Korridors auf dem Rücken liegend. Das letzte Mal war sie auf Reisen gewesen, als sie zu einer medizinischen Weiterbildung fuhr, eine Stunde Fahrt von ihrem Haus aus. Sie brauchte das damals zur Anerkennung ihres Pflegeabschlusses. Aber sie hasste das Reisen.

Ruth Dykstra hatte jede Wölbung am Deckenstuck ihres Hotelzimmers über sich erkennen können, da das Mondlicht durch eine schmale Lücke zwischen den Vorhängen ins Zimmer gedrungen war.

Das Deckenrelief hatte auf sie wie Hügelketten gewirkt, und sie hatte sich vorgestellt, wie Miniaturausgaben von Rehen und Elchen darüber hinweghuschten, verfolgt von Riesengrizzlys, die mit scharfen Klauen das Wild einfingen und zu blutigen Fleischklumpen zerrissen, den Schnee mit Blut und Innereien besudelnd.

Von Müdigkeit konnte keine Rede sein. Seltsam, sie fühlte sich frisch und lebendig. Dieses Unbehagen, das mit dem Reisen und mit einer neuen Stadt zu tun hatte – wer hätte je geahnt, dass sie mal Omaha in Nebraska besuchen würde? Klar strengte das an, aber sie hatte alles im Griff und konzentrierte sich ganz auf das Hier und Jetzt.

Nur mit einem einzigen Ziel war sie hierhergekommen: herauszufinden, wer in ihr Heim, in ihr Privatleben eingefallen war und seine Nase in ihre Freizeitbeschäftigung gesteckt hatte. Ja, so nannte sie insgeheim ihre *Werke*.

Ruth Dykstra hatte sich vorgenommen, diesen Hundsfott aufzutreiben und dafür zu sorgen, dass sie nie wieder von ihm belästigt wurde. Nie mehr.

Sie entdeckte das Schildchen und betrat den Konferenzraum. Dort fiel ihr ein schrankartiger Typ ins Auge, der an der Tür stand. War er das etwa? Ruth verwarf diesen Gedanken, denn er sah eher wie ein angeheuerter Wachmann aus.

Dann wurde sie auf einen Typen mit gewellten Haaren in einem schicken Anzug und mit Angeber-Armbanduhr aufmerksam, der sich auf einen Stuhl gefläzt hatte. Aber augenblicklich schloss sie auch diese Möglichkeit aus. Er sah nicht wie eine Führerpersönlichkeit aus, sondern machte eher den Eindruck eines verwöhnten Bengels. Folglich war er vielleicht einer, der ein ähnliches »Hobby« wie sie ausübt? Auch das konnte sich Ruth nicht vorstellen. Eher war er ein kleiner Gauner. Oder so ein reicher Kurpfuscher, der mit Geld um sich schmiss, um den niedlichen Krankenschwestern zu imponieren.

Ruth lief zu den im Halbkreis aufgestellten Stühlen und setzte sich auf einen, der möglichst weit von dem reichen Hätschelkind entfernt stand. Er warf ihr einen Blick zu und schaute wieder weg, seine Miene spiegelte Verachtung.

Leck mich doch, dachte Ruth.

Sie atmete tief durch und gab sich der Vorstellung hin, sie sei zu Hause in ihrem Wohnzimmer. Vor ihrem geistigen Auge ließ sie ihre Gemälde eines nach dem anderen Revue

passieren, die Farbwirbel, mit denen die Todesqualen in ihren verschiedensten Ausprägungen eingefangen waren. Diese *Werke* wurden in ihrem Geist lebendig, und Ruth entspannte sich.

Schauen wir mal, dachte sie.

35.

Nicole

Nicole stand hinten im Schulungsraum, der Schweiß lief in Strömen. Sie war körperlich ausgelaugt, hatte Beine aus Gummi, und die Unterarme taten weh von wiederholten Schlägen.

Kurzum, sie war so glücklich wie lange nicht mehr.

Sie nahm einen großen Schluck aus der Wasserflasche und warf ihr Sportzeug in die Tasche.

»Hallo, Nicole«, rief ihr jemand zu.

Sie wandte sich um und sah Kurt, den Neuling, auf sie zukommen. Er war vor einem knappen Monat zu der Gruppe gestoßen und bereits einer der Besten.

»Hallo«, sagte sie.

»Das war aber heftig heute«, meinte er und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er war ein bisschen größer als sie, hatte kurze braune Haare, blaue Augen und ein angenehmes Gesicht, ganz der nette Junge von nebenan.

»Ja, das werde ich wohl noch ein paar Tage lang spüren«, sagte sie.

Kurt schaute sich kurz um und senkte den Kopf. Nicole wurde unruhig. Es war lange her, dass sie sich in einer ähnlichen Situation befunden hatte, aber sie ahnte, was jetzt kommen würde.

»Hast du vielleicht Lust auf ein Bierchen?«, fragte er. »Ich finde, wir haben uns eins verdient.« Er grinste sie schief an.

Sie schaute wahrscheinlich nicht sehr freundlich drein, denn auf der Stelle hob er kapitulierend die Arme.

»Ohne Hintergedanken, ich schwör's«, beteuerte er. »Unter Freunden, unter Kameraden. Vielleicht hast du ein paar Tipps für mich.«

Nicole hatte es inzwischen gelernt, ihre Gefühle gut zu verbergen. Umso überraschter war sie, dass er so leicht dahinterstieg.

Sie nahm sich zusammen.

»Klar, das klingt gut.« Ihre Worte klangen ihr seltsam in den Ohren, schließlich hatte sie sich eben verabredet, oder? Ihre Therapeutin wäre stolz auf sie. Aber ob sie selbst stolz war, wusste sie nicht so recht. Schon oft hatte sie seit dem Überfall jemand angesprochen, und alle hatte sie abgeschüttelt. Das lag einfach außerhalb des Vorstellbaren. Zunächst war sie nur um sich selbst gekreist, weil sie sich einen Freiraum schaffen und Zeit zur Heilung nehmen wollte.

Außerdem war im Hintergrund immer noch jemand anderes präsent: Wallace Mack, der Lichtblick, der einzige Hoffnungsschimmer, der ihr geholfen hatte, dieses schreckliche Kapitel ihres Lebens zu überstehen.

Sie machte sich bewusst, dass Kurt auf Antwort wartete. Sie überlegte. Sie musste um drei im Restaurant sein. Zeit genug, ein Bier zu trinken, nach Hause zu fahren, zu duschen und sich umzuziehen.

Sie hätte immer noch genug Zeit, Sal rauszulassen und vielleicht sogar mit ihm einen

Spaziergang an der frischen Luft zu machen und ihm Bewegung zu verschaffen.
Außerdem war es ja nur ein Bier. Das tat schließlich nicht weh, oder?

36.

Der Messias

Der Messias fühlte sich, da er ohne Gefolge reiste, irgendwie befreit. Nun ja, Beeinträchtigungen gab es schon, da er alles selbst erledigen musste. Aber an dem Stückchen Freiheit fand er Gefallen. Er war sich im Klaren darüber, dass er ihrer bald überdrüssig werden würde, aber ausnahmsweise fand er die Einsamkeit schön. Keine Augen, die jeden seiner Schritte verfolgten. Alle großen Männer der Geschichte nahmen gelegentlich Zuflucht vor ihren Anhängern.

Er würde diese Erfahrung nutzen, um sich neue Mittel und Methoden anzueignen, die ihm gestatteten, seine Anhänger mit noch klarerer Linie und Unnachgiebigkeit zu beherrschen.

Natürlich würde er auch neue Jünger rekrutieren. Damit hörte er nie auf. Neue Individuen in seinen Dunstkreis zu locken, war ihm schon immer leichtgefallen. Bereits als etwas wunderliches Kind mit stechend blauen Augen belog er alle, nötigte, zwang und verlockte jeden x-Beliebigen zum Gehorsam ihm gegenüber. Für ihn war das ein Kinderspiel, wie es für einen erfahrenen Geiger ein Leichtes ist, mit den Fingern auf den Saiten ein kleines Lied zu zupfen.

Die Frau hinter dem Empfangstresen im Hotel hier zum Beispiel. Er sah sie an und konnte ihr den Lebensweg vom Gesicht ablesen. Er entdeckte Verletzungen und Verbitterung, eine auf kleiner Flamme köchelnde Auflehnung gegen die Autorität und ein tief sitzendes Gefühl des Nichtgenügens. Sie mochte sich selbst nicht und fand sich auch nicht attraktiv.

Der Messias begriff das alles rein intuitiv, ganz unbewusst.

In seinem Innersten wusste er auch, dass er die junge Frau nach Belieben heute Abend in seinem Hotelzimmer haben könnte, wo sie jedem seiner Wünsche zu Willen wäre.

Da es ihn momentan jedoch nicht danach gelüstete, schob er die Idee fürs Erste beiseite, konnte aber davon ausgehen, dass das Frischfleisch ihm zur Verfügung stände, sollte er es sich anders überlegen.

»Die LK-Konferenz«, sagte er mit leiser, aber fester Stimme. Noch im Moment des Sprechens, so merkte er, erfasste sie die seiner Stimme innenwohnende Potenz.

»Jawohl, mein Herr«, parierte sie mit einem Blick auf eine unscheinbare Mappe auf ihrem Schreibtisch. »Die wäre in Konferenzraum B – zweite Tür links, diesen Korridor entlang.« Sie lächelte ihn so gewinnend an, dass er sie mit seinen Blicken auszog. Mit Wonne würde er ihre verborgenen Geheimnisse offenlegen, woraufhin sie ihn anbetteln würde, sie wieder zu einem Ganzen zusammenzufügen.

»Danke«, sagte er.

Er schlenderte den Korridor entlang bis zu dem LK-Schildchen und betrat den Raum, blieb kurz stehen und nahm alles in Augenschein, den Sitzbereich, die zwei Personen, die bereits Platz genommen hatten, den Sicherheitsmann am Eingang.

Der Messias fühlte sich augenblicklich in der Position des Oberbefehlshabers. Er wollte liebend gern denjenigen kennenlernen, den er für die Einmischung in sein Leben haftbar machen könnte. Er hätte seine Freude daran, sich dieses Subjekt gefügig zu machen.

Die zwei auf den Stühlen Sitzenden klammerte er aus – dieses Weichei im teuren Anzug und die traurig und früh verwelkt wirkende Frau.

Der Messias setzte sich auf den ihm rechtmäßig zustehenden Platz in der Mitte, ohne die anderen eines Blickes zu würdigen. Er würde abwarten.

Und wenn ihm danach wäre, würde er das Zepter in die Hand nehmen.

37.

Mack

Mack war es relativ leichtgefallen, aus der Rolle des Bruders in die des Elternteils zu schlüpfen. In der Zeit, die er damit zubrachte, sich um Janice zu kümmern, hatte er gelernt, jede in Frage kommende Rolle zu spielen. Manchmal die des liebevollen Bruders, ein anderes Mal die des strengen Vaters, der Grenzen setzte. In einigen Situationen wie jetzt war er die umsorgende Mutter.

Er saß in seinem Lieblingssessel und las ein Buch über die Weißen Haie an der kalifornischen Küste.

In letzter Zeit kam es immer häufiger vor, dass er in seinem Lesesessel oder vor dem Fernseher einschlief. Manchmal saß er einfach da und wartete darauf, dass Janice mitten in der Nacht aufwachte.

Mack war in diesem Zwischenreich zwischen Lesen und Einnicken gewesen, als seine Schwester wimmernd im Flur auftauchte.

»Janice!«, rief Mack. Seine Schwester schüttelte sich wie von Krämpfen befallen. Aus Gründen, die sich nicht einmal die Ärzte erklären konnten, wurde sie zuweilen paranoid und hatte Schlafstörungen. Das war vielleicht ein Merkmal des Korsakow-Syndroms, aber nicht bei allen Patienten trat es auf. Bei Janice kam nächtliche Unruhe durchaus manchmal vor, so auch in dieser Nacht.

»Ich dachte, ich bin in der Klinik und die Schwestern haben mich mit Nadeln gestochen«, jammerte sie. Die dunklen Haare, einst dicht und üppig, hingen ihr in dünnen Strähnen um das Gesicht herum. Die Wangen waren tränennass.

Mack trat auf sie zu, nahm sie in die Arme und hielt sie fest.

»Ganz ruhig«, tröstete er sie. Er spürte, wie ihr Herz klopfte. Eine Million Mal pro Minute. Er streichelte ihr den Kopf und küsste die Tränen weg.

»Ist schon gut«, sagte er. »Du bist zu Hause, du bist in Sicherheit.«

Das Krankenhaus gehörte zu Janices wiederkehrenden Albträumen. Als Mack damals in die Wohnung eingebrochen war, in der sie mit diesem abgehalfterten Shelby hauste, hatte er einen Heidenschreck bekommen. Nur Dreck und Chaos. Es stank nach Alkohol, Schweiß und menschlichen Ausscheidungen. Janice war allein, dem Tod nahe. Sie waren als Erstes zur Notaufnahme gefahren, dann ging es zu einer psychiatrischen Anstalt, wo ihr Verstand zurechtgerückt werden sollte.

Später erfuhr Mack, dass Shelby es schon eher geschafft hatte, dieser Wohnung zu entkommen – allerdings wurde er direkt in die Leichenhalle gebracht.

Janice hatte fast sechs Monate im Krankenhaus verbracht, wo ihr Immunsystem wieder aufgebaut und Untersuchungen angestellt wurden, die zeigten, wie weit der Schaden fortgeschritten war.

Mindestens einmal monatlich träumte sie von der Klinik.

Jetzt brachte er sie in ihr Zimmer zurück und half ihr ins Bett. Mack schaltete das Lämpchen vor ihrem Badezimmer ein.

Aus einem niedrigen Bücherschrank neben der Tür zog Mack »James und der Riesenpfirsich« von Roald Dahl. Janice sprach diese Geschichte unglaublich an, wer weiß, warum. Sie liebte den Einband, den Riesenpfirsich, die Insekten, die auf dem Wasser trieben.

Mack schlug das Buch auf.

»Bis zu seinem vierten Lebensjahr war James Henry Trotter ein glücklicher Junge. Er lebte friedlich mit seinem Vater und seiner Mutter in einem wunderschönen Haus am Meer.«

Er las ein paar Minuten vor, dann hielt er inne, als er Janices veränderten Atemrhythmus wahrnahm. Sie atmete lauter und langsamer. Er lugte zu ihr hinüber. Sie hatte die Augen geschlossen. Dann las er noch weitere fünf Minuten vor, bis er sicher sein konnte, dass sie in tiefen Schlaf gesunken war, klappte das Buch zu und schlich sich aus dem Zimmer. Er ging auf die Terrasse.

Er hörte die Palmblätter neben dem Macadamiabaum rascheln, den er letztes Jahr gepflanzt hatte. Er hoffte, dieses Jahr Nüsse ernten zu können.

Irgendetwas planschte im Fluss. Mack lauschte auf weitere Geräusche. Die Alligatoren paarten sich, da konnte es noch mehr Geplätscher und Gebrüll geben.

Aber nichts war zu hören. Wahrscheinlich hatte eine Meeräsche beim Algenfressen für das Spritzen und Plätschern gesorgt.

Zu schlafen lag Mack jetzt fern. Ihm gingen die Kriminalfälle im Kopf herum, die Karte an der Wand in seinem Arbeitszimmer.

Vom Krankenhaus in Charleston und von der Dienststelle für Güterkraftverkehr in Georgia hatte er immer noch nichts gehört.

Seine Ungeduld wuchs. Er trat wieder ins Haus und strebte seinem Arbeitszimmer zu. Womöglich war es Zeit, Ellen Reznor hinzuzuziehen.

Seine Geheimwaffe.

38.

Die Liebesdienerin

Amanda Dekins fand, das Hotel sah aus wie jedes andere der Hotels und Motels und Pensionen, in denen sie sich schon wegen Geschäfte aufgehalten hatte.

Als sie noch jung und schlank gewesen war und ihre Titten stolz und erhaben vor sich hertrug, war sie in den gehobeneren Etablissements ein und aus gegangen. Damals waren ihre Kunden in der Mehrzahl erfolgreiche Geschäftsleute, die mir nichts, dir nichts achthundert Dollar für ein Schäferstündchen mit einer 18-jährigen heißen Braut aus dem Ärmel schüttelten.

Heute konnte sie zufrieden sein, wenn sie in einer ganzen anstrengenden Nachschicht achthundert Dollar zusammengekratzte.

Sie hatte schon in unerfreulicheren Absteigen als dieser hier geackert. In weitaus unerfreulicheren.

Sie zeigte der Frau am Empfang die kalte Schulter und ging den Korridor entlang, wo sie schnell das LK-Schildchen entdeckte. Da drin könnte jetzt so ein durchgeknallter Typ sitzen, überlegte sie, womöglich der Verwandte eines von ihr abgemurksten Kunden. Oder so ein Sittenpolizist, der darauf aus war, sie abzuführen. Sie erinnerte sich an eine vom FBI eingefädelte Schwindelaktion, bei der flüchtigen Tätern eine Nachricht geschickt wurde, sie hätten einen Fernseher gewonnen, sie müssten sich nur zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort einfinden. Sobald sie sich blicken ließen, wurden sie am Schlafittchen gepackt.

Aber ihr war nicht so, als ob das eine oder das andere zutreffen würde. Nein, hier war jemand am Drücker, der seine Spielchen spielen wollte. Dummerweise hatte er sich da das falsche Luder zum Mitspielen herausgesucht.

Dekins blieb stehen, schüttelte eine Zigarette aus dem Päckchen und zündete sie an. Sie ging in den Konferenzraum und warf einen herausfordernden Blick auf den Sicherheitsmann, der sie wegen der eindeutigen Übertretung des Nichtrauchergebots maßregeln könnte.

Aber er hielt sich zurück.

Sie betrachtete die im Halbkreis vor dem großen Bildschirm stehende Stuhlreihe. Eine Schabracke, ein total abgedrehter Typ und ein bekiffter Geschäftsmann saßen dort.

Aber das sollte sie nicht jucken. Sie dachte gar nicht daran, sich neben diese Vollidioten zu setzen. Dekins lief, die Blicke der drei Sitzenden auf sich ziehend, quer durch den Raum auf die hintere Wand zu, wo sie sich mit der Schulter anlehnte. Sie führte die Zigarette zum Mund und stieß den Rauch aus.

Hier wollte sie während dieser dämlichen Show bleiben. Sie war ja nicht gekommen, um Bekanntschaften zu schließen, sondern um diesen Unfug hinter sich zu bringen und hoffentlich dem Bastard, der ohne triftigen Grund ihr Leben durcheinandergebracht hatte, die Rechnung dafür zu präsentieren.

Und wenn es vorbei wäre, gabelte sie vielleicht ein paar einsame, verzweifelte Geschäftsmänner auf und verdiente sich ein paar Dollar dazu.

39.

Nicole

Lulu's in der Main Street von Venice befand sich auf halbem Weg zwischen dem Pekiti-Tirsia-Studio und Nicoles Wohnung. Sie stellte ihren Acura ab, steckte Münzen in die Parkuhr und ging hinein. Ein Fernseher über der Bar präsentierte ein Fußballspiel, das gerade irgendwo um den halben Erdball herum im Gange war. Kurt winkte ihr von einem Hocker am Ende der Bar zu, und Nicole setzte sich zu ihm.

Sie bestellte eine Flasche ihres mexikanischen Lieblingsbiers Dos Equis.

»Ich bin ganz erstaunt, wie voll es hier ist«, sagte Kurt mit einem Blick in den Speiseraum, der trotz der frühen Stunde mindestens zu drei Vierteln gefüllt war.

Dem Lulu's haftete der Ruf einer Touristenfalle an, aber die mexikanischen Speisen waren gut, die Margaritas groß, und die Lage ließ auch nichts zu wünschen übrig.

Nicole trank von ihrem Bier und schaute zu Kurt.

»Die Happy Hour beginnt heute wohl zeitig«, meinte sie. »Wie lange trainierst du denn schon?«

Er trank von seinem Corona. Nicole sah die Limettenscheibe obenauf schwimmen. »Schon ein paar Jahre«, antwortete er. »Ich habe lange Aikido gemacht. Fast zehn Jahre.«

»Und warum der Wechsel?«

Er zuckte mit den Schultern. Nicole fand, er machte einen etwas nervösen Eindruck.

»Mal was Neues«, sagte er. »Mir gefällt, dass bei Pekiti-Tirsia Waffen mit Klingen benutzt werden. Meist wird man ja nicht von Jungs mit japanischen Bambusschwertern angegriffen.«

Nein, meistens läuft es anders, wenn man überfallen wird, dachte Nicole bei sich. Ein leichter Schauer lief ihr über den Rücken, und es irritierte sie, wie dicht an der Oberfläche sich die Erinnerungen tummelten. Sobald die Rede auf Attacken kam, regte sich augenblicklich etwas in ihren Eingeweiden.

»Tja, nicht allzu viele Banditen und Crack-Abhängige laufen mit Waffen aus Holz durch die Gegend«, stimmte Nicole zu.

Kurt zog die Mundwinkel hoch. Nicole gefiel sein ungezwungenes Lächeln. Er hatte, wenn auch keine perfekten, so doch gute Zähne, und sein Gesicht zeigte beim Lächeln herzerwärmende Fältchen.

»Und du?«, fragte er zurück.

Eine Vorahnung meldete sich kurz. Anfangs war es viel mehr als ein Zucken gewesen. Jedes Mal, wenn ein Fremder sie nach ihrer Vergangenheit fragte, hatte sie das Gefühl gehabt, eine Schar kanadischer Gänse würde aufstieben. So sehr machte ihr die Abwägung zu schaffen, wann, wo und wie sie dem anderen klarmachen sollte, weshalb sie zu so trauriger Berühmtheit gelangt war. Schließlich war niemand gern wegen so einer Geschichte in aller Munde.

Natürlich wussten die Jungs in ihrem Kurs Bescheid über ihre Vergangenheit und hatten es vielleicht Kurt erzählt, aber Nicole ging davon aus, dass er keine Ahnung hatte.

»Ein paar Jahre«, antwortete Nicole. »Ich finde es fabelhaft. Schon vom ersten Tag an. Die Bewegungen, die Strategie, Kraft mit Strategie kombiniert. Es ist wirklich eine Kunst.« Sie trank von ihrem Bier. Wie herrlich nach dem schweißtreibenden Sport.

»Und was machst du so beruflich?«, wollte Kurt wissen.

»Ich leite ein Restaurant«, kam die Antwort.

»Ehrlich? Wie heißt es?«, fragte er.

»Thicque, mit c, q, u, e statt mit c k.«

»Was für Essen gibt es da?«

»California nouveau. Ein bisschen von allem, was mir schmeckt«, sagte Nicole.

»Da will ich auch mal hin«, meinte Kurt.

»Unbedingt!«, pflichtete sie ihm bei. »Schau mal rein, ich werde dich ordentlich verwöhnen.«

Kurt lächelte ihr zu.

Nicole spürte, wie sie rot wurde. Eigentlich hatte sie das gar nicht so gemeint, es war ihr so rausgerutscht. Aber Kurts Miene nach zu urteilen, hatte er nichts in den falschen Hals bekommen.

40.

Der Familienmensch

Brent Tucker steckte in einem eleganten, wenn auch abgetragenen blauen Anzug mit konservativem Schlips. Er trug seine Ledertasche in der rechten Hand und einen großformatigen Schreibblock in einem ledernen Ordner, an den zwei Stifte geklemmt waren, in der linken.

Die Brieftasche mit Fahrerlaubnis und Kreditkarten hatte er in der Innentasche der Anzugjacke verstaut, in der Brusttasche seines Hemdes einen ganzen Packen Familienfotos von Frau und Kindern. Die Tasche wölbte sich, da es so viele waren.

Bei solchen Konferenzen war er schon gewesen. Nicht bei vielen, aber seine Kenntnis reichte so weit, dass sich Geschäftsleute oft mit ihren Familien brüsteten, um alle davon zu überzeugen, was für hervorragende Familienväter sie doch waren. Und um alle in dem irrgen Glauben zu wiegen, dass sie mitnichten am Abend auf Amusement aus sein, sich betrinken, eine Nutte abschleppen oder in einem Striplokal versumpfen würden.

Der liebe, treu sorgende Papa ist doch eine wunderbare Verkleidung. Jeder wusste das.

Tucker ging in die Lobby des Holiday Inn, an der Rezeption vorbei, und steuerte direkt den Konferenzraum hinter dem LK-Schildchen an.

Ohne zu zögern lief er die Stuhlsreihe vor dem Fernseher ab und setzte sich hin. Für die anderen hatte er kein Auge. Er war hier, um seinen Auftrag entgegenzunehmen und jedwede sich als notwendig erweisende Schadensbegrenzung vorzunehmen.

Tucker setzte seine Aktentasche zwischen den Beinen ab und klappte seinen lederbezogenen Schreibblock auf. Er nahm einen Stift, drückte die Mine heraus und schrieb auf das oberste Blatt: LK-Sitzung.

Dann rückte er seinen Schlips zurecht und wartete, geradeaus stierend. Noch immer verschwendete er keinen Blick an die anderen Personen ringsum. Es würde genauso ablaufen wie bei den Computerproduktinformationen, die er immer so pfiffig neu formulierte und zu einem logischen Fluss verdichtete.

Er würde die erforderlichen Informationen aufnehmen, sie analysieren und neu ordnen und dann die notwendigen Schritte einleiten, um einen reibungslos funktionierenden, schlüssigen Plan aufzustellen.

Dann würde er diesen Plan ausführen, ohne ein Jota davon abzuweichen: geradlinig, fehlerfrei und auf durchschlagenden Erfolg ausgerichtet.

Daraufhin würde er denjenigen, der solche Unruhe in sein sorgfältig zusammengebasteltes Leben gebracht hatte, über die Klinge springen lassen. Nebenher würde er auch ein paar Trophäen einsammeln.

41.

Mack

»Willkommen zu Hause«, begrüßte Mack Adelia, als sie das Haus betrat. Er strahlte sie an.

»Weshalb das breite Grinsen?«, fragte sie kokett. Er durchschaute sie. So zupackend sie auch auftrat, wirkte Adelia auf ihn manchmal wie ein unberührtes Mädchen, das gerade ein zauberhaftes romantisches Wochenende mit seinem Ehemann verbracht hatte, eher er wieder zu seinem Militäreinsatz in weiter Ferne aufbrach.

»Einfach so«, sagte Mack. »Hatten Sie ein schönes Wochenende mit Oscar?«

Sie zog eine Augenbraue hoch. »Soll das eine Anspielung sein?«, fragte sie.

Er hob abwehrend die Hände. »Ich würde mich nie im Leben über die Macht der Liebe lustig machen.«

Janice trat hinzu. Sie und Adelia umarmten sich. Augenblicklich tauschten sie sich wie Freundinnen aus, die einander verschollen geglaubt hatten. Wieder einmal dankte Mack Fortuna, dass er jemanden mit so viel Herzenswärme wie Adelia gefunden hatte. Janice liebte diese Frau.

Er zog sich in sein Arbeitszimmer zurück und schloss sich ein. Neben dem Schreibtisch hatte er einen Kühlschrank. Er langte hinein und drehte den Deckel einer Bierflasche auf, legte die Füße auf den Schreibtisch und starrte Löcher in die Wand.

Das war seine Arbeit, zu der er immer wieder zurückfand. Er liebte Janice und kümmerte sich gern um sie, aber er fing auch gern Bösewichte ein. Nicht irgendwelche Bösewichte, sondern die allerschlimmsten. Dafür lebte er, nicht nur für Janice.

Er nahm einen tiefen Zug aus der Flasche.

Dann schaute er auf die Landkarte, an der Heftzwecken steckten. Sie repräsentierten die Morde, die seiner Meinung nach ein und demselben Mörder zuzuordnen waren, mit je einer eigenen Farbe. Der Mörder von Fort Walton Beach, seiner Ansicht nach eine Frau, hatte die Farbe Lila.

Dieser Fall faszinierte ihn. Teilweise, weil er nahe genug wohnte, um mit dem Auto hinzufahren und auf eigene Faust zu recherchieren, und teilweise, weil es so selten weibliche Serienmörder gab. Zu dieser Angelegenheit brauchte er mehr Informationen.

Der Grund dafür, warum die Mörderin so viel Glück hatte, war derselbe Grund, aus dem Prostituiertenmörder meist ungestraft davonkamen: Die Menschen, die ihr Geld mit Sex verdienten, waren anonym. Sie hatten falsche Namen, Verkleidungen, erfundene Identitäten.

Die idealen Jagdgründe.

Mack trank sein Bier aus und griff nach dem nächsten.

Irgendetwas musste ans Tageslicht kommen, andernfalls hätte er noch eine Heftzwecke anzubringen, und zwar schon bald.

42.

Truck Drivin' Man

Der schwere Laster passte nicht auf den Hotelparkplatz, deshalb war Roger Dawson auf den Parkplatz vom Outback Steakhouse gefahren, wo sich der Laster an die westliche Flanke des Holiday Inn quetschte.

Er hätte auch die Flugtickets benutzen können, die sie ihm geschickt hatten, aber er saß lieber selbst hinterm Steuer. Außerdem wollte er dem Organisator dieser Sache hier eins auswischen.

Er kletterte aus der Fahrerkabine und lief zum Hotel hinüber. Er war zwar nicht nervös, aber etwas beklommen war ihm schon zumute. Wie damals an der Highschool, wenn er eine Schlägerei mit einem Footballspieler provozierte, der gar nicht wusste, wie man sich prügelt. Diese Trampel waren so massig, dass es niemand mit ihnen aufnehmen wollte. Dawson zettelte gern eine Prügelei an, stampfte den anderen auf den Rist, stieß ihnen das Knie in die Eier und den Ellbogen ins Kinn. Sie taten sich auch einmal gegen ihn zusammen, aber sie kamen einfach nicht damit klar, ohne Helme Schläge zu kassieren. Eine gebrochene Nase eignet sich genial, um verweichlichte reiche Jüngelchen zu demotivieren.

Er schlenderte über den Parkplatz und durch die sich selbst öffnende Tür des Hotels. Er spann den Gedanken an zart besaitete Jungs fort und dachte sich, egal, wer diese Sache hier ausgerichtet hat, er war mit Sicherheit vom anderen Ufer. Verschickt solche schwulen kleinen Umschläge mit dieser Kasperschrift. Dawson juckte es in den Fingern, diesem Affen den Schädel einzuschlagen, sobald er seiner habhaft werden würde.

Dawson lief ins Foyer und blickte flüchtig zum Empfangstresen hinüber. Niemand war da. Er tat ein paar Schritte in den sich anschließenden Korridor und peilte die offenen Türen mit den daran angebrachten Schildern an. Er erkannte das LK-Logo von der Karte wieder, die diese Schwuchtel ihm geschickt hatte, und ging in den Raum hinein.

Gleich an der Tür fiel ihm der muskelbepackte markige Typ ins Auge. Dawson erkannte sofort einen Vollstrecker, wenn er einen sah. Der Typ hier war sicher in seinem ganzen Leben noch nie in einen echten Kampf verwickelt gewesen. Oder er hatte als junger Bursche einen Tritt in den Arsch gekriegt und fortan Gewichtheben trainiert, um alle Welt mit seinen dicken Muskelpaketen abzuschrecken. Ein Schlappschwanz durch und durch, dachte Dawson, keine Frage.

Er musterte das andere Volk. Was für eine Horde Arschgeigen. Der Typ im Anzug war ganz interessant. In seiner Fantasie beförderte er ihn in ein Zimmer, zog ihm eins über den Schädel und machte ihn sich zu Willen.

Ließ ihn dort zurück, bis am nächsten Morgen ein Zimmermädchen kommen und auf seine Überreste stoßen würde.

Dawson bekam eine Erektion.

Er lief zu dem Typ im Anzug und setzte sich auf den leeren Stuhl neben ihm. Dawson roch

sein Aftershave.

Es roch gut.

Der Geck würde nicht mehr so gut riechen, wenn er erst mal mit ihm fertig wäre, dachte er bei sich.

43.

Nicole

Von allen Hilfsmitteln, die Nicole durch ihr Team von Therapeuten, Beratern und Freunden zu nutzen gelernt hatte, war eines ihr Favorit: das Erinnerungsbuch.

Nach dem Überfall und all dem öffentlichen Rummel war sie in einer tiefen Depression versunken. Sie hatte sich abgekapselt und nur wenige Menschen an sich herangelassen. Ihre Stimmung war zunehmend negativ, und sie war unglaublich paranoid, was man ihr ja auch nicht verübeln konnte.

Ihre damalige Therapeutin hatte Nicoles neue Gewohnheit, alles, auch die Vergangenheit, in schwarzen Farben zu malen, zur Sprache gebracht. Doch auch wenn alle ihr sagten, das sei ganz normal – ein Überlebendensyndrom oder posttraumatisches Syndrom –, kam es Nicole nicht normal vor. Und das Wissen um das eigene Leiden machte es nicht unbedingt leichter, damit fertigzuwerden.

Ihre Therapeutin schlug schließlich vor, ein Tagebuch zu führen, in dem Nicole positive Erlebnisse eintragen konnte, vielleicht auch aus der Vergangenheit.

Es sollte ein Album voller positiver Erinnerungen werden.

Anfangs hatte Nicole über die Idee gespottet. Ein Buch der Glückseligkeit, nur mit Fotos, die Freude ausstrahlten, und unbeschwerten Gedanken gefüllt. Das klang wie ein Kindergartenprojekt. Oder etwas, das in einer Satire-Show von Komikern ordentlich durch den Kakao gezogen wurde. Wie lautete Stuart Smalleys Credo gleich noch? Ach ja: »Weil ich gut genug und klug genug bin und die Menschen mich verdammt noch mal gern haben!«

Nicole musste laut lachen.

Schritt für Schritt hatte ihre Therapeutin sie davon überzeugt, es trotz ihrer zynischen Einwände doch mal zu versuchen. Sie hatte sich bis in die Kindheit zurückgerinnert und ihre zehn liebsten Erinnerungen ausgewählt, beispielsweise die an den Geburtstag damals, als Mama und Papa sie mit einem Motorroller überraschten. Oder als sie beim Fußball ein Tor geschossen hatte. Oder die Teestunde mit ihrer Lieblingsgroßmutter ein paar Wochen, bevor die alte Dame starb.

Nicole fügte schließlich noch mehr Bilder und kurze Notizen über besondere Tage hinzu, selbst wenn es nur eine Bergwanderung mit einer Freundin war, bei der es einen besonders schönen Sonnenaufgang gab.

Das »Büchlein« war inzwischen zweihundert Seiten dick, und Nicole glaubte an seinen positiven Effekt.

Nun blätterte sie aufs Geratewohl die Seiten durch und stellte fest, dass es ihr dabei wie jedes Mal gut ging. Sie hatte noch eine Seite mit Ereignissen der letzten Monate eingefügt, darunter die Eröffnung des Thicque.

Wie immer schlug sie die Seite mit den zwei Bildern von Wallace Mack auf. Ein Zeitungsausschnitt mit einem Foto von seinem müden Gesicht, ein Schnappschuss von einer Pressekonferenz.

Das andere zeigte sie beide beim Spaziergang am Strand von Santa Monica. Das war eine ganze Weile, nachdem das Tamtam um den schockierenden Fall abgeebbt war, entstanden. Mack hatte Nicole oft besucht und sich bemüht, ihr zu helfen, über ihr Leid hinwegzukommen. Obwohl sie den Verdacht hegte, dass sie sich in ihn verliebt hatte und er sich ebenso in sie, suchte sie am Ende Abstand von ihm, weil die Erinnerungen, die er aufwühlte, ihre Kräfte überforderten. Sie brauchte damals eine Pause von Mack. Von der ganzen Angelegenheit und von den Erinnerungen an Jeffrey Kostner.

Sie trennten sich dann. Für kurze Zeit, so war es gedacht. Aber sie kamen nicht wieder zusammen.

Nicole überflog die Seiten. Sie war sich nicht im Klaren darüber, warum sie sich wieder dem Erinnerungsbuch zugewandt hatte. Die Notwendigkeit dafür stellte sie selten in Frage, sie spürte nur von Zeit zu Zeit diesen unbestimmten Hang zum Dunkeln, das in ihrem Innersten Wolken bildete wie Tinte im Wasser, nur darauf wartend, dass sich ein Durchlass öffnete.

Vielleicht war es eben so ein Tag, an dem der Mensch spürt, dass er sich einfach freuen sollte, dachte Nicole. Einer dieser Tage, an denen man die Wolken heraufziehen sieht und eine Prise Sonnenschein braucht, um sicherzustellen, dass wenigstens ein bisschen Wärme in den Tag sickert.

Möglicherweise ahnte sie auch, dass etwas Schauderhaftes passieren würde.

44.

Der Fleischer

Roy Skittlecorn gehörte nicht zu den Menschen, die viel reisten. Innerhalb der vergangenen zwanzig Jahre hatte er ein einziges Mal sein Zuhause verlassen, und zwar wegen einer Hochzeit.

Er schätzte die Routine. Er genoss es, morgens aufzustehen und den Tagesablauf schon genau zu kennen. Keine Überraschungen und niemals jemand anderem das Ruder überlassen.

Er erklärte seinen beiden Angestellten, dass er zu einer Krisensitzung des Fleischvertriebs aufbrechen müsse und innerhalb weniger Tage zurückzuerwarten sei. Der Laden wurde mit militärischer Disziplin geführt, sodass die beiden damit zureckkämen, solange er weg war.

Im Holiday Inn erkundigte er sich an der Rezeption nach seiner Konferenz und ging zum LK-Tagungsraum.

Es gab ganz vorn vor dem großen Bildschirm noch zwei freie Plätze. Ein großer Kerl stand an der Tür. Hinten lungerte eine widerwärtige Vogelscheuche herum, rauchte eine Zigarette und schoss ihm giftige Blicke zu. Sie sah wie eine Nutte aus. Verbrauchtes Fleisch, weich geklopft und viel zu dürr. Wenn man sie zerteilte, bliebe nichts übrig.

Er spazierte nach vorn und setzte sich neben eine ältere Dame, deren Blick ihn flüchtig streifte. Sie schaute nicht eben freundlich drein. Die gefiel ihm schon besser. Dick, mit groben Knochen. Er stellte sich ihr fleischiges Bein in Scheiben geschnitten und in Plastikfolie eingewickelt vor. Daraus konnte man üppige Schweinshaxen machen.

Er hätte gern gewusst, ob diese Leute hier alle dasselbe Hobby wie er pflegten. Oder ob es nur die Bullen waren, die ihn verhafteten wollten. Der Unmut, der sich ganz allmählich ihn ihm breitmachte, seit er die Nachricht bekommen hatte und seit sie in das Heiligtum seines Ladens eingedrungen waren, wuchs immer weiter. Nun, da er hier saß und ihre Anweisungen alle befolgt hatte, drohte die Wut hell aufzulodern. Natürlich hatte er keines seiner Werkzeuge im Flugzeug mitnehmen dürfen, aber so etwas ließe sich immer aufstreben. Oder er würde sich wie in guten alten Zeiten eine Metallsäge in der Eisenwarenhandlung besorgen und sich an sein mühsames Werk machen. Er würde mit der dreckigen Schlampe hinten beginnen. Vielleicht würde sie es noch lernen, niemanden so unzüchtig anzugucken.

Danach vielleicht ...

In diesem Moment erwachte der riesige Fernsehbildschirm zum Leben. Aus Schwarz wurde Grau. Skittlecorn hörte, wie sich hinten im Raum etwas rührte, und drehte sich um. Der Sicherheitsmann ging aus der Tür, machte sie zu und verschloss sie.

Als Skittlecorn sich wieder dem Bildschirm zuwandte, war auch das Grau nicht mehr da. An seiner Stelle war ein Mann zu sehen.

Skittlecorn traute seinen Augen nicht. Das war also dieser Typ? Das war der Arsch, der in seinen Laden eingebrochen war und diese bescheuerte Nachricht hinterlassen hatte?

Er betrachtete ihn näher.

Der Typ war Ende vierzig oder Anfang fünfzig. Er hatte kurze graue Haare, fast einen

Militärschnitt, und dunkle Augen. Er trug Hemd und Schlip.

Er wirkte wie jemand aus einem Werbespot für Zahnpasta oder Potenzmittel.
Dann fing der Mann an zu reden.

45.

Mack

»Das ist kompletter Unsinn!«, ereiferte sich Mack. Er drückte den Telefonhörer ans Ohr, als hätte er sich verhört. Er konnte dem, was Ellen Reznor ihm gesagt hatte, absolut keinen Glauben schenken.

»Deine Anfrage ist nirgends belegt«, wiederholte sie.

»Das ist unmöglich!«, beharrte er. Er ging in seinem Büro auf und ab. »Ich habe von beiden Antwort bekommen. Sie haben mir beide versichert, sie würden meine Anfrage bearbeiten und sich wieder bei mir melden. Du hast die E-Mails gelesen.«

Er hatte seine Anfragen an die Dienststelle für Güterkraftverkehr in Georgia sowie an das städtische Krankenhaus von Charleston an Reznor weitergeleitet.

»Ich habe sie der Direktion sowohl des Krankenhauses als auch dieser Dienststelle gezeigt«, beteuerte Reznor. »Beide Seiten haben behauptet, obwohl die E-Mails von ihnen gekommen seien, gebe es keinen Nachweis darüber, wer sie abgeschickt hat, und auch keinerlei Nachweis über dein Gesuch.«

Mack ließ sich in seinen Schreibtischsessel fallen. »Bin ich denn mit Blindheit geschlagen?«

»Ich weiß nicht, was los ist, aber zurzeit sind beide Stellen mit deinen Fragen voll ausgelastet, und ich denke, wir hören sehr bald von ihnen«, sagte sie. »Ich habe den berühmten Reznor'schen Charme ausgespielt, der unter anderem dafür gesorgt hat, dass ich noch immer ledig bin.«

Mack ahnte, was sie meinte. Niemand wollte sich gern Ellen Reznor zum Feind machen.

Er berührte eine Taste auf der Tastatur, und der Bildschirm leuchtete auf. »Wenn es nur einer wäre, der behauptet, dass er nie meine Antwort bekommen hat, dann wäre ich nicht so sauer. Aber beide? Das ergibt doch keinen Sinn!«

»Das dachte ich auch«, pflichtete Reznor ihm bei. »Der einzige gemeinsame Nenner bist du.«

»Ja, ich«, sagte Mack.

Er lehnte sich zurück und starrte zur Decke hoch.

»Was denkst du gerade?«, wollte Reznor wissen.

Mack ließ den Blick wieder zum Computer wandern. Er dachte an die seltsamen jüngsten Bemerkungen von Janice betreffs des Fremden, der sie angeblich beobachtete.

Er schaute auf den Bildschirm.

»Kannst du dir vorstellen, dass Whidby meine Spur verfolgt? Auch auf meinem Computer?«, fragte er. Er sah Reznor bei dieser Bemerkung zusammenschrecken.

»Ja«, sagte sie. »Wahrscheinlich macht er das. Du benutzt doch sicher noch einen FBI-Computer, oder? Ein FBI-E-Mail-Programm? Datenbanken vom FBI?«

»Ja, ja, ja«, antwortete Mack.

»Mack, Paul Whidby würde doch nie deine E-Mails umleiten oder dir mit Absicht in die Parade fahren. Der Mann stellt nie seine eigene Agenda über die eines anderen.« Der Hohn triefte förmlich durch die Telefonleitung.

»Vielleicht sollten wir jemanden mal schnell meine Zugangs- und die E-Mail-Daten vom FBI prüfen lassen«, schlug Mack vor. Als ihm bewusst wurde, wie fest er das Telefon umklammert hielt, ließ er etwas locker. Er würde Whidby *nicht* an sich heranlassen.

»Ich kenne die richtige Person«, sagte Reznor.

46.

Der Präsident

»Willkommen, liebe Freunde, und danke, dass Sie zu mir in dieses entzückende Etablissement gekommen sind.« Der Mann auf dem Bildschirm schenkte den Leuten im Raum ein Lächeln.

»Wahrscheinlich fragen Sie sich, warum ich diesen interessanten Ort ausgesucht habe. Omaha, Nebraska? Klar, das kommt in der amerikanischen Geschichte vor, besonders im Zusammenhang mit der Besiedlung des Westens. Sie wissen schon, Vieh und Cowboys und Indianer, so was in der Art.«

Er verzog spitzbübisches Gesicht.

»Aber nicht darum fiel meine Wahl auf Nebraska, sondern weil Omaha die Stadt ist, die dem Mittelpunkt des Festlands der Vereinigten Staaten am nächsten liegt. Ich wollte jedem denselben Startpunkt zuweisen. Keine unfairen Vorteile, Sie verstehen?«

Er machte eine Pause, um seine Worte wirken zu lassen.

»Sie fragen sich wahrscheinlich auch, wer die anderen Leute um Sie herum sind.«

Um diesen Aspekt zu betonen, bewegte er den Kopf nach links und rechts, als würde er die Stuhreihe entlangs schauen.

»Tatsache ist, jede Person hier, unser privater Sicherheitsdienst ausgenommen, ist gleichermaßen versiert in unserer Kunst.«

Der Mann auf dem Bildschirm hob die Hände.

»Keine Sorge, wir gehen jetzt nicht ins Detail«, fuhr er fort. »Lassen Sie mich Ihnen nur versichern, falls Sie sich fragen, ob ich es wohl ernst meine oder nicht: Ich meine es ernst. Jeder von Ihnen überlegt sicher auch, welche Rolle Ihr geheimes Hobby spielt und ob alle anderen hier ein ähnliches Steckenpferd haben. Ich bin hier, um Ihnen unmissverständlich mitzuteilen, dass Sie alle in Bezug auf diese spezielle Passion dieselbe Begeisterung teilen.«

Er hielt inne und holte tief Luft.

»Sicherlich brennen Sie alle darauf zu erfahren, worum es bei diesem Spektakel hier überhaupt geht. Nun, Sie erfahren von mir immer eins nach dem anderen, aber Sie haben inzwischen sicher erraten, dass es sich um einen Wettkampf handelt. Nur einer von Ihnen wird siegen. Dies ist der offizielle Start von Runde eins.«

Er hob ein Glöckchen in die Höhe, ließ es schellen und lachte.

»He, wir sind alle hier, um uns Kurzweil zu verschaffen, oder? Weil wir das, was wir tun, so lieben, stimmt's?« Wieder unterbrach er sich und atmete tief ein.

»Für jeden von Ihnen liegt ein Päckchen im hinteren Teil des Raumes. Darin werden Sie Ihr Zielobjekt von Runde eins finden. Sie sollen es so anstellen, wie Sie es in Bezug auf die genannte Person am besten vermögen. Wenn Sie Erfolg haben, gelangen Sie automatisch in Runde zwei. Wenn Sie scheitern, sind Sie entweder tot oder im Gefängnis. Auf keinen Fall kommen Sie dann in Runde zwei.«

Er erhob jetzt seine Stimme, der Ton verlor seine Jovialität.

»Vielleicht verspüren Sie einen gewissen Drang, sich mit unserem Spielchen an die zuständigen Behörden zu wenden«, fügte er hinzu. »Das wäre in höchstem Maße unklug. Sie und ich wissen, was Sie in Ihren Revieren alles anstellen. Die Behörden hätten viel Freude daran.«

Er stand auf und klatschte in die Hände.

»Also, sammeln Sie Ihre Päckchen ein, und los geht's. Ich gucke zu!«

Der Bildschirm wurde wieder schwarz.

Nur ein Logo leuchtete auf: LK.

SPONTANES MASSENINTERESSE

47.

Las Vegas

Zwar haben die Casinos von Las Vegas meist ihren eigenen Laden fest und abgesondert von den anderen im Griff, aber es kommt auch vor, dass sie zusammenarbeiten. Ja, einige Casinobetreiber sind gut befreundet, geben einander Ratschläge und leihen einander Kapital, wenn Not am Mann ist.

Die Identität und die Methoden »aufgedeckter« professioneller Betrüger werden zum Beispiel auf der Stelle an alle großen Casinos am Strip gemeldet.

Auch auf andere Weise arbeiten die Casinos zusammen, indem sie ihre Gewinnquoten bei jedem Sportereignis teilen. Die Quoten werden von einer Gruppe Quotenmacher ausgehandelt, die in Las Vegas stationiert sind. Dann werden sie den professionellen Wettbüros rund um die Welt zugesandt.

Genau zu dem Zeitpunkt, als der Mann auf dem Fernsehbildschirm in Omaha, Nebraska, den Teilnehmern seines Wettkampfes dessen Beginn signalisierte, gab jedes Casino in Las Vegas über seine großen Wettanzeigetafeln eine neue Sportveranstaltung bekannt, gelistet unter der Rubrik »Vermischtes«.

Die Veranstaltung trug den Namen »Die Liga der Killer«.

Dazu gab es eine Liste der acht Teilnehmer:

Florence Nightmare
Truck Drivin' Man
Der Fleischer
Der Familienmensch
Die Liebesdienerin
Blaues Blut
Der Messias
Der Präsident

Dann wurden die Quoten eingeblendet:

Florence Nightmare - 10-1
Truck Drivin' Man - 20-1
Der Fleischer - 30-1
Der Familienmensch - 15-1
Die Liebesdienerin - 7-1

Blaues Blut - 5-1
Der Messias - 5-1
Der Präsident - 3-1

Die Wetten setzten schon bald ein.

Die Quoten, die in den Casinos von Las Vegas kursierten, fanden auch ihren Weg zur Zentrale des Online-Glücksspiels, den Kaimaninseln.

Die durch verschlüsselte Datenströme von Casinocomputern zunächst an Server auf den Kaimaninseln verschickten Informationen gelangten von dort aus ruck, zuck zu jedem ausländischen Online-Casino in der Karibik.

Von da strömten die Wetteinsätze nur so herein.

48.

Der Joker

Staatsgefängnis von Robertson

Das Computerzimmer im Staatsgefängnis von Robertson, Alabama, war im ersten Stock. Es befand sich zwischen zwei Sicherheitsbüros. Die Bibliothek wurde nur von wenigen Häftlingen genutzt, da das mit einer zweifachen Durchsuchung verbunden war.

Der Einzige, der sich gerade im Zimmer aufhielt, war ein schmächtiger Mann mit braunen, an der Schläfe ergrauenden Haaren. Er hatte hängende Schultern, und die grauen Augen verbargen sich hinter dicken Brillengläsern.

Seine langgliedrigen Hände flogen nur so über die Computertastatur.

Er hieß Leonard Goldberg und war seit neun Jahren im Gefängnis. Er saß eine lebenslange Freiheitsstrafe ab, weil er dreizehn junge Männer und Frauen in acht verschiedenen Bundesstaaten getötet hatte.

Goldberg aber war ein Multitalent. Vor seiner Einbuchtung ins Gefängnis hatte er nie einen Computer benutzt. Aber sobald er einmal Blut geleckt hatte, konnte er nicht mehr damit aufhören. Er hatte über allen möglichen Softwareanleitungen gebrütet und alle Bücher über Computertechnik und Programmierung verschlungen, derer er habhaft werden konnte. Weshalb auch die verwirrende Nachricht vor seiner Nase umso mysteriöser wirkte.

Er wusste von den speziellen Sicherheitssystemen, die im Computernetz des Gefängnisses installiert waren. Vor zwei Jahren hatten die Insassen noch mehr Freiheiten, mit denen allerdings Missbrauch getrieben wurde: Einer bändelte im Internet mit einer Zwölfjährigen an, lockte sie ins Gefängnis und brachte sie im Warteraum um.

Danach gab man sich im Gefängnis große Mühe, die sichersten Firewalls, die in der Computerbranche erhältlich waren, zu installieren. Zusätzlich wurden Nachverfolgungsprogramme eingebaut, sodass man jedem Häftling, der den Computer benutzte, zeitgleich auf der Fährte war. Mehrere Alarmeinrichtungen waren ins Computernetz eingefügt worden. Folglich schallte jedes Mal, wenn ein Häftling eine Website öffnete oder E-Mails schrieb, die die Programmierer einer Meldung für Wert erachteten, der Alarm im Sicherheitsbüro.

Das Problem – zumindest für die Gefängnissicherheit – lag darin, dass die Sicherheitssysteme zum Zeitpunkt der Installation zwar dem neuesten Stand der Technik entsprachen, aber eigentlich schon wieder Schnee von gestern waren. Hacker brauchten nur sechs Monate, um Instruktionen zu posten, welche Hintertürchen es gab, und »Maulwurf«-Programmfehler ins System einzubauen, die als Schlupflöcher für freien und ungehinderten Austausch dienten.

Leonard Goldberg hatte all diese Anleitungen ausfindig gemacht, sie in unverfänglich aussehenden Artikeln gepostet, sie codiert und im Computersystem des staatlichen Gefängnisses von Robertson von der Leine gelassen.

So war ein »Fenster«, einzig zu seinem persönlichen Gebrauch, entstanden.

Niemand wusste von diesem Fenster, denn er hatte es erst einmal nur geschaffen, aber ungenutzt gelassen für den Fall, dass er es zu einem bestimmten Zeitpunkt einmal brauchen könnte. Es war so etwas wie ein Auslassventil.

Doch die Nachricht, die soeben durch das Fenster gekommen war, war direkt an ihn gerichtet. Was bedeutete, dass irgendjemand irgendwo von seinem geheimen Durchlass ins Computersystem Bescheid wusste.

Diese Person musste ein Hacker sein, grübelte Goldberg. Sich selbst betrachtete er nicht als echten Hacker. Er hatte nur die Software studiert, die vornöten war, um sich frei im Internet zu bewegen. Allerdings hatte er schon ein paar wahllose Hackversuche unternommen, um sich selbst zu testen, und war dabei in ein paar Computersysteme mit sehr niedrigem Sicherheitsstandard eingedrungen.

Jetzt hatte er das deutliche Gefühl, dass derjenige, der seinen Zeitvertreib aufgedeckt hatte, sehr viel besser als er selbst war. Ja, Goldberg war sogar überzeugt davon, dass der für die Botschaft Verantwortliche ein echter Hacker war.

Trotzdem war er wie vor den Kopf geschlagen.

Die meisten Hacker waren Software-Versessene, Ingenieure, die fast ausschließlich im virtuellen Raum zu Hause waren. Derjenige, der ihm die Nachricht geschickt hatte, gehörte ganz sicher nicht zu den Internetbewohnern.

Goldberg las die Nachricht noch einmal durch.

Lieber Mr Goldberg,

wie werden Sie im Gefängnis behandelt? Wie ich sehe, ist in Ihrer Freizeit (von der Sie ja genug haben!) aus Ihnen so etwas wie ein Computerspezialist geworden. Hut ab! Ich wollte Ihnen nicht nur sagen, wie sehr ich Ihre Arbeit damals bewunderte – wollen wir sie Ihre »Orgien« nennen? –, sondern auch von einem lustigen kleinen Wettkampf Mitteilung machen, den ich arrangiert habe. Jetzt im Moment will ich keine Einzelheiten dazu ausführen. Es möge die Bemerkung genügen, dass ich weiß, Sie haben Tuchfühlung mit vielen anderen, die auch unserer sportlichen Betätigung frönen. Ich möchte Ihnen ausrichten, dass Sie bei unserem Spiel zum Zuge kommen und eine kleine Rolle übernehmen können. Bleiben Sie dran! Hier ist ein Link, über den Sie mal in das, was mir vorschwebt, reinschnuppern können.

*Mit freundlichen Grüßen,
der Präsident der Liga der Killer*

Goldbergs Finger schwebte über der Maus. Er hätte gern geklickt, wusste aber nicht, wohin ihn der Link führen würde, vielleicht ließe er damit sein geschütztes Fenster hinter sich.

Schließlich siegte die Neugier. Er klickte.

Im Handumdrehen zeigte der Bildschirm den Schnappschuss einer Wettanzeigetafel in Las Vegas. Mit heftigem Interesse las er die aufgelisteten Namen und entsprechenden Wettquoten.

Der Monitor wurde kurz schwarz, dann erschien kurz nacheinander eine Reihe Fotos, bei deren Anblick Goldberg sofort eine Erektion bekam: Frauen mit verbundenen Augen, erwürgt, gefoltert, vergewaltigt, und Leichen. Aufgerissene Haut, abgetrennte Gliedmaßen.

Der Bildschirm verdunkelte sich wieder, nur drei Wörter standen da:

Bleiben Sie dran.

AUSSCHEIDUNGSRUNDE EINS

49.

Florence Nightmare

Der pensionierte Chicagoer Polizeibeamte William Dragger hatte es satt, Wache zu schieben. Damals, als er noch »im Dienst« war, hatte er eine bessere Einstellung gehabt. Aber jetzt war er im Ruhestand, und die langen Tage und Nächte kamen ihm noch länger vor.

Wie zum Hohn war seine Rente nicht allzu großartig, und der Buchvertrag, der damals zur Diskussion stand, als er den Würger von South Side festgenommen hatte, war nie zustande gekommen. Wahrscheinlich deshalb, weil ein großes Einsatzkommando am Ende den ganzen Ruhm einheimste, obwohl das Verdienst an der Festnahme eigentlich ihm gebührte. Also war er nun hier.

Und arbeitete für einen Privatdetektiv, der auch mal Bulle gewesen war und ihm einen freiberuflichen Auftrag überantwortet hatte. Er sollte einen Mann beschatten, dessen Frau ihn im Verdacht hatte, sie zu betrügen.

Der Knackpunkt war, dass er sich keine Pause gegönnt hätte, wenn es sich um eine richtige Arbeit handelte. Aber das hier war nur ein Nebenjob. Hier ging es schließlich nicht um ein richtiges Verbrechen. Deshalb fand er nichts Verwerfliches daran, die Überwachung mal kurz zu unterbrechen, den Spirituosenladen gegenüber aufzusuchen und sich ein Sixpack zu besorgen, das ihm in der letzten Stunde seiner Schicht Gesellschaft leisten würde.

Er stellte den Motor des Buick ab, seines zuverlässigen Überwachungswagens, der sich überall unauffällig einpasste, ins Stadtzentrum, in die Außenbezirke, in den Parkplatz vor einem Striplokal. Buicks waren allgegenwärtig.

Er stieg aus und überquerte die Straße. Das gekühlte Bier nahm im Laden die ganze hintere Wand ein. Er musste sich seitwärts bewegen, um sich durch die schmalen Gänge zu zwängen, zwischen den Regalen mit niedrigpreisigem Wein und Margaritamischungen der Hausmarke hindurch.

Er fand die Abteilung mit den einheimischen Bieren und nahm ein Sixpack Miller Genuine Draft. Als er noch ein richtiger Polizist gewesen war, hatte er nie im Dienst getrunken. Aber das hier war ja kein echter Dienst. Außerdem war die Schicht fast zu Ende. Die letzte Stunde würde er sich damit vertreiben, das kalte Bier zu schlürfen, dann würde er zu seinem Häuschen in Joliet heimfahren, sich noch ein paar Flaschen genehmigen und den Rinderbraten aufwärmen, den er gestern geschmort hatte.

An der Ladentheke bezahlte er bei dem großgewachsenen Angestellten mit verkehrtherum sitzendem Basecap, der das Bier in einer Papiertüte verstauten.

Dann stieß er die Tür auf und trat auf den Bürgersteig hinaus. Um ein Haar wäre er auf den Hut getreten, der einer Frau gerade vom Kopf geweht worden war. Er wandte sich ihr zu und sah eine ältere Dame mit erschrockener Miene vor sich. Dragger bückte sich, um den Hut aufzuheben, wobei die Frau mit ihm zusammenstieß. Da verspürte er einen stechenden Schmerz im Bein, der ihn zusammenzucken ließ. Er reichte der Frau ihren Hut und fasste sich ans Bein. Es tat weh. Oh

Gott, dachte er. Was hat mich denn da gestochen?

»Danke«, sagte die Frau. »Es tut mir leid, dass ich Sie mit der Handtasche gestoßen habe.« Sie hielt die Tasche demonstrativ hoch, doch Dragger konnte keine scharfe Kante erkennen. Vielleicht hatte er soeben nur eine Muskelzuckung gehabt.

50.

Nicole

Sie standen vor Nicoles Haus.

»Ganz sicher kann es dem Thicque nicht das Wasser reichen, aber es war doch ganz gut«, meinte Kurt. Er verzog verlegen das Gesicht, und Nicole ließ innerlich ein wenig locker. Nach dem Kursende hatte Kurt angeboten, sie zu einem leichten Essen im Fischrestaurant in ihrer Straße abzuholen.

»Ja, es war gut und es hat mir gefallen«, stimmte sie zu. »Gutes Essen, gute Gesellschaft.«

Sie standen vor der Haustür, und Nicole hätte wetten können, dass Kurt sich gern von ihr hätte einladen lassen, aber das war eine Hürde, eine sehr reale, physische Hürde, mit der sie sich schwertat.

Ihr kam es zu schnell vor. Im selben Augenblick, als ihr das bewusst wurde, fragte sie sich, ob es nicht *immer* zu schnell ging. Grundsätzlich. Oder fühlte sie einfach nicht genug für Kurt? Würde sie jemals wieder so etwas wie Liebe empfinden? Das letzte Mal war es mit ...

Hinter der Tür ließ Salvatore ein tiefes Bellen und dann ein leichtes Knurren vernehmen. Kurt grinste Nicole bange an. »Du lieber Himmel!«

»Keine Angst«, beruhigt sie ihn. »Er ist harmlos. Nun ja, mir gegenüber ist er harmlos, dir gegenüber vielleicht nicht ganz so.«

Kurt lachte. »Gut zu wissen.«

»Quatsch, er ist ein lieber Kerl, wenn du ihn erst mal kennengelernt hast«, erklärte sie. Die Anspielung auf eine künftige Bekanntschaft zwischen Kurt und ihrem Hund ließ sie erröten. Kurt musste es ihr an der Nasenspitze abgelesen haben.

Er lächelte und beugte sich zu ihr vor. Sie wusste, was jetzt kam, und war über ihre Reaktion verwundert. Sie wich vor ihm zurück. Ihr Körper verstieifte sich.

»Habe ich was falsch gemacht?«, fragte er. Seine Miene ließ keine Kritik erkennen, aber Nicole fragte sich, ob sie in seinen Augen Verärgerung hatte aufblitzen sehen. Oh Mann, dachte sie. Das Essen war doch nicht *so* teuer gewesen, dass sie ihm etwas schuldig wäre.

»Ach wo, gar nicht«, antwortete sie. »Meine letzte Beziehung ... sagen wir so, die war nicht gerade großartig.«

»Na ja, okay«, gab er zurück. Das betretene Schweigen hielt eine Spur zu lang an. »Ich würde dich trotzdem gern wiedersehen«, fügte Kurt hinzu.

»Wir sehen uns ja. Beim Kurs am Mittwoch, oder?«

An seinem Blick konnte sie erkennen, dass er verstanden hatte.

»Mittwoch«, bestätigte er. »Klar.«

Sie ging ins Haus und verschloss die Tür.

Sal stand in Habachtstellung und beobachtete, wie Kurt in sein Auto stieg.

»Es ist okay«, sagte Nicole.

Aber ihr war ganz anders zumute.

51.

Truck Drivin' Man

Sie wurde Nagler genannt. Eigentlich hieß sie Deborah Nahler, aber als Staatsanwältin bei einigen der größten Mordfälle in San Francisco schien »Nagler« angemessener.

Vor einigen Jahren hatte sie das Staatsanwaltsamt aufgegeben, um zu einem lukrativeren Posten bei einer sehr angesehenen Anwaltskanzlei in San Francisco zu wechseln.

Sie hatte Eigenkapital eingebracht. Fortan stand ihr Name auf den Briefbögen.

Sie verließ das Büro der Kanzlei und fuhr mit dem Fahrstuhl ins Parkhaus im Kellergeschoss. Es wurde auch von anderen Firmen genutzt. Ihr Geländewagen parkte in der ersten Lücke gegenüber dem Fahrstuhl, Symbol ihrer Position und Macht.

Obwohl sie ein paar der berüchtigtesten Killer in der Geschichte Kaliforniens strafrechtlich verfolgt und mehr als genug Morddrohungen erhalten hatte, kannte Deborah Nahler keine Furcht.

Sie hatte niemals Angst gehabt, weder im Gerichtssaal noch außerhalb. Ihr Büro war mit Überwachungssystemen vom Feinsten ausgestattet. Ihr Haus, eine restaurierte viktorianische Villa auf dem Beacon Hill, stand dem in nichts nach, vielleicht war es sogar noch besser ausgerüstet. Ihr Auto, ein Cadillac Escalade, hatte extradicke Scheiben, eine verstärkte Karosserie und Notlaufreifen.

Ihr Beschluss, sich mit solch einer undurchdringlichen Sicherheitszone zu umgeben, war nicht von Furcht diktiert, sondern ergab sich einfach aus ihrer Strategie, immer gewappnet zu sein. Zwar war die Angst keine Motivation für ihre Sicherheitsvorkehrungen, doch wusste sie, dass das Leben wie ein Kriminalfall war. Man wusste nie, wohin es einen führt, also war es das Beste, für alle Eventualitäten vorzusorgen und dann nach Bedarf zu reagieren.

In Gedanken war sie beschäftigt mit der Vorbereitung des Falles, den sie in einigen Wochen verhandeln würde. Sie zerbrach sich den Kopf über die Beweisstücke. Sie brauchte mehr davon, und zwar solche, die auf die Geschworenen einen Eindruck machten. Ja, Geschworene hatten eine Schwäche für bewegende Reden eines guten Anwalts wie sie. Aber sie liebten auch den konkreten Beweis, der ihre Schuldgefühle angesichts eines Urteils, das ein Menschenleben auslöschen würde, lindern könnte.

Sie hörte hinter sich einen Schuh über den Beton scharren und hatte gerade noch Zeit zu begreifen, dass das Geräusch viel zu dicht an sie herankam, obwohl doch niemand zusammen mit ihr im Fahrstuhl gewesen war und auch keiner auf sie wartete ...

Ein mächtiger Schmerz fuhr ihr ins Rückgrat, und sie sackte in sich zusammen. Ihr fiel ein, zum Handy zu greifen, aber sie hatte kein Gefühl mehr in den Armen, in den Händen oder sonst wo.

Sie stürzte auf den Betonboden, wo sie auf der Seite landete und auf den Rücken rollte. Ganz flüchtig nur nahm sie einen kleinen, unersetzen, hässlichen Mann mit einem Baseballschläger wahr, der gerade zu einem zweiten Schlag ausholte.

Er sieht wie ein Fernfahrer aus, dachte sie.

52.

Mack

Mack riss die Blätter aus dem Drucker, legte die Füße auf den Schreibtisch und las die neueste Kunde, die ihm das Blut in den Adern gefrieren ließ.

Es war der toxikologische Bericht über einen Todesfall in Chicago.

Laut Polizeibericht war ein pensionierter Polizeibeamter namens William Dragger aus der Tür eines Spirituosenladens getreten und binnen Sekunden tot umgefallen. Er war sechsundfünfzig Jahre alt und in einem relativ guten gesundheitlichen Zustand gewesen.

Die Autopsie kam zu keinem eindeutigen Ergebnis. Es gab keine Zeugen für das, was zwischen dem Erwerb seines Sixpacks und dem Zeitpunkt, als er bäuchlings mitten auf der Straße verendete, passiert war.

Die Autopsie hatte nur eine winzige Dosis einer mysteriösen chemischen Verbindung aufgespürt, von der niemand je gehört hatte.

Nur Mack.

Ja, sie war ihm sogar bei verschiedenen anderen Fällen aufgefallen. Alle hatten sich in South Carolina zugetragen.

In einem Krankenhaus, in dem drei Patienten und noch dazu ein Verwalter ums Leben gekommen waren, nämlich im städtische Krankenhaus in Charleston. Dieselbe Einrichtung, von deren Seite es hieß, dass niemals ein Schreiben von Mack eingegangen sei, in dem er Personalunterlagen anforderte.

Reznor hatte Druck gemacht und vom Klinikverwalter erfahren, dass auf mysteriösem Wege eine Chemikalie in bestimmte Abteilungen des Krankenhauses gelangt war und einzelne Personen mit ihr Kontakt gehabt hatten.

Er hatte jedenfalls zugestimmt, Mack die angeforderten Akten zu schicken.

Und nun das hier.

Wie zum Geier konnte es passieren, dass dieselbe chemische Verbindung in Chicago auftauchte? Mack war bislang der Überzeugung gewesen, dass es ein Hausmittelchen war, von einem Mörder in South Carolina selbst zusammengebraut. Wenn es in Chicago aufkreuzte, gab es zweierlei Deutungen. Die eine ging dahin, dass es sich um ein gewerblich hergestelltes Gift handelte, das man kaufen konnte. Jemand in Chicago hatte es dann bestellt und angewandt.

Oder aber der Killer aus South Carolina hatte seinen Standort verändert und nun jemanden in Illinois ermordet.

Mack schüttelte den Kopf.

Aber warum nur William Dragger? Die Opfer in South Carolina hatten alle mit dem Krankenhaus zu tun gehabt, es waren Patienten, zumeist Kinder, und ein Verwalter gewesen.

Mack hatte von dem Mörder ein Profil erstellt und glaubte, dass es jemand war, der sich in dem Gebäude auskannte. Das passte nicht zu dem Profil dieses Mörders, der einen pensionierten Polizisten am helllichten Tage niederstreckt. Viel zu gefährlich. Das war nicht die

Vorgehensweise des Mörders aus South Carolina.

Was ging hier also vor? War es ein Zufall?

Mack konnte Zufälle nicht ausstehen und glaubte auch nicht an sie. Er griff zum Telefon. Er musste mit Reznor sprechen. Auf der Stelle.

53.

Der Fleischer

Trotz all der Behauptungen, daß seine Expertenmeinung käuflich sei, bewohnte Dr. Frank Mueller ein bescheidenes Häuschen in einem preisgünstigen Bezirk von Kansas City, bekannt unter dem Namen Soccer Mom Central.

Gute Schulen, gepflegte Rasenflächen, wenig Kriminalität.

Es war eine Gegend, die sich zwischen sanften Hügeln erstreckte und bestens für Jogger eignete, die viel von Intervalltraining hielten.

An diesem Vormittag band sich Dr. Mueller seine Brooks-Beast-Laufschuhe zu und machte sich auf den Weg. Alle zwei Tage lief er seine sieben Kilometer lange Runde. Diese Leidenschaft rangierte gleich hinter seiner Faszination für Verbrecherseelen.

Tatsache war, dass seine fachkundigen Zeugenaussagen absolut nicht käuflich waren. Niemals. Oft wurde ihm unter der Hand eine Menge Geld angeboten. Er war sogar bedroht worden, weil er kein Geld nehmen wollte. Er hatte das immer abgelehnt.

Der wahre Grund für das schlechte Licht, in dem er dargestellt wurde, lag in seinem festen und unverrückbaren Glauben, dass fast alle Verbrecher den Unterschied zwischen Recht und Unrecht kennen. Und dass es nur sehr wenige Menschen gibt, die man als »strafrechtlich unzurechnungsfähig« bezeichnen kann. Ja, er glaubte schon, dass eine Menge Geistesgestörter in der Welt herumliefen. Und aus nahezu dreißig Jahren klinischer Erfahrung wusste er, dass es noch viel mehr Kriminelle gab. Die Menge der Personen mit strafbaren Vorsätzen war kaum zu bestimmen, aber er ging davon aus, dass ihre tatsächliche Zahl größer war, als die meisten Leute wahrhaben wollten.

Er glaubte einfach, dass die Kombination der beiden Typen – des eingefleischten Verbrechers und des total psychisch Gestörten – eine seltene Spezies war.

Diese in ihm fest verwurzelte Ansicht katapultierte ihn oft auf die Seite des Staatsanwaltes, wenn es darum ging, Mördern ihr Verbrechen anzulasten.

Die Verteidiger waren ihm spinnefeind. Die Verteidigung, die auf Strafunfähigkeit plädierte, funktionierte kaum, wenn Dr. Mueller seine Aussagen machte.

Seinen Gegnern hatte er nie Gehör geschenkt. Er tat seinen Job, und zwar gut und mit unerbittlicher Konsequenz, die ihm die Liebe der einen und den Hass einiger anderer einbrachte.

Als er den ersten Hügel hinaufjoggte, ging auch gleich der Puls in die Höhe, und er dachte nicht an sein Berufsleben, sondern an seine Kinder. Er hatte eine Tochter und einen Sohn, inzwischen selbst erwachsen. Im Sommer wollten sie sich alle zu einem Familientreffen zusammenfinden, das war bereits eine zwanglose Tradition geworden. Manchmal suchten sie sich ein Ferienhaus am See oder verbrachten ein langes Wochenende bei Essen, Trinken und guter Laune.

Er prüfte seine Sportuhr und merkte sich Entfernung und Tempo. Heute früh war er richtig gut.

Er hörte nicht das Auto, das auf ihn zuraste, dreißig Stundenkilometer schneller als zulässig. Das Aufheulen eines Motors bekam er noch kurz mit, ehe er durch die Luft gewirbelt wurde.

Auf scheußliche Weise, die Hüfte total verdreht, knallte er wieder auf den Boden. Der Schock und die Schmerzen tobten in seinem Kopf. Ein Mann näherte sich ihm. Dr. Mueller versuchte ihm zu erklären, was er tun sollte und dass er Arzt war. Aber der Gesichtsausdruck des Mannes hielt ihn davon ab.

Dieser Mensch feixte.

Er hatte dunkle Haare, nach hinten gegelt, und große Hände mit hervortretenden Knöcheln. In einer hielt er ein großes Fleischermesser.

Er legte seine Hand auf Dr. Muellers Kopf, schob ihn nach hinten und zückte das große funkelnende Messer.

Dr. Mueller meinte, den unverwechselbaren Geruch von frisch geschlachtetem Fleisch in der Nase zu haben.

54.

Nicole

»Und was machst du nun?«, fragte Tristan.

Nicole spürte, wie ihr Gesicht heiß wurde. Sie saßen beide auf der kleinen Terrasse hinter Nicoles Haus, jede mit einem Glas Chardonnay. Es war ein wunderschöner kalifornischer Tag: warm, trocken, sonnig. Mit einem leichten Wind vom Pazifik.

»Ich will ihn von einer Bekannten überprüfen lassen«, sagte sie.

Nach dem Überfall, als sie ihr Leben neu zusammenfügen musste, hatte Nicole von Zeit zu Zeit die Dienste einer Privatdetektivin in Anspruch genommen. Was einen der Observierten betraf, hatte sie allerdings ein schlechtes Gewissen: Sie hatte die Vorgeschichte von Jay Lucerne überprüfen lassen, und der Bericht hatte den Beweis vorgelegt, dass er eine ehrliche Haut war und kein Vorstrafenregister hatte. Keine Betrügereien, kein Rechtsstreit.

»Und diese Bekannte ist Privatdetektivin?«, wollte Tristan wissen.

Nicole nickte.

Mary Cooper, Privatdetektivin in Los Angeles, hatte bereits für Nicole gearbeitet und Nicole hatte sie wieder angerufen.

»Ich will nur sichergehen«, verteidigte sich Nicole.

Sie hatte ein Schriftstück vorbereitet. Darauf standen Kurts Vor- und Zuname, eine kurze Beschreibung seines Äußeren und die Brocken an Informationen, die sie bei zwei Verabredungen aufgeschnappt hatte.

Nicole war wegen dieser Leumundsprüfung hin- und hergerissen. Eigentlich wusste sie nicht genau, warum sie das so haben wollte. Vielleicht lag es an seinem missmutigen Gesichtsausdruck, als sie ihn hatte abblitzen lassen, oder daran, dass er so schnell davongebraust war.

Aber als Nicole die E-Mail an Cooper Investigations losschickte, blieb jener Herzenswinkel, der im Zuge des Überfalls und der darauf folgenden Genesung zu Stahl geworden war, hart.

Sie hatte gelernt, dass man seine Instinkte nie außer Acht lassen sollte.

Diese Lehre hatte ihr Jeffrey Kostner erteilt.

Man kann gar nicht vorsichtig genug sein.

»Und was machst du dann?«, fragte Tristan.

»Was meinst du?«, fragte Nicole zurück.

»Na ja, wenn die Akte sauber ist, was dann? Und wenn er was auf dem Kerbholz hat?«

Nicole nippte vom Wein. »Wenn sie rauskriegt, dass er keine Vorstrafen hat, um die ich mir Sorgen machen muss, dann können wir ja noch Freunde und Sportkameraden sein.«

Tristan zog eine Augenbraue hoch.

»Und wenn er eine befleckte Vorgeschichte hat oder über meine Vergangenheit unterrichtet ist oder nicht derjenige ist, der er zu sein vorgibt, dann werde ich mich natürlich nicht mehr mit

ihm treffen und dafür sorgen, dass er in einen anderen Kurs kommt.«

Tristan legte den Kopf in den Nacken und ließ die Sonne an ihren Hals. Ihre Augen waren hinter einer großen Ralph-Lauren-Sonnenbrille verborgen.

»Du musst wissen, was das Beste für dich ist, Nicky«, sagte sie.

Nicole fand das eigentlich richtig.

Aber genau in diesem Moment fühlte sie sich nicht wohl.

55.

Die Liebesdienerin

Patrick Tomlinson hatte zu seinem Erstaunen richtig Glück. Er hatte die Bar mit einem einzigen Vorhaben betreten: sich mit gutem Whiskey zu besaufen, bis er vom Hocker kippte. Er hatte bereits die Hälfte des Weges hinter sich, da drang ihm eine Frauenstimme ins Ohr: »Ich nehme dasselbe wie der Herr.« Tomlinson drehte sich um und sah einer schönen Frau ins Gesicht. Mit dem geübten Auge eines Journalisten ordnete er sie bei Ende dreißig ein. Das Leben hatte bereits seine Spuren auf ihrem Gesicht hinterlassen. Aber sie war ein Prachtweib, so viel stand fest. Er war ein bisschen verunsichert, ob er vom Whiskey benebelte Augen hatte und sie womöglich gar nicht so attraktiv war, wie er meinte, aber der Alkohol schwemmte augenblicklich diese Anwandlung eines Zweifels hinweg.

»Setzen Sie's auf meine Rechnung«, sagte er zum Barkeeper. Es war lange her, seit er Seite an Seite mit einer schönen Frau in einer Bar gehockt hatte; noch länger war es her, dass er mit einer Frau Jameson-Whiskey getrunken hatte.

»Ich heiße Patrick«, stellte er sich vor.

»Patrick, ich bin fix und fertig«, sagte sie.

Er lachte. »Na dann hallo, Fix-und-fertig«, gab er zurück. »Ist das ein Spitzname oder hatten deine Eltern Sinn für Humor?«

Sie lächelte, und Tomlinson bekam weiche Knie. Sie war sogar noch hübscher als angenommen.

»Oh ja, sie hatten Sinn für Humor«, bestätigte sie. »Mehr als das hatten sie nicht.« Sie hob ihr Glas. »Auf die Eltern«, sagte sie.

Sie tranken in langen Zügen, und bald schon bestellte Tomlinson noch einen Drink für sie. Und dann noch einen und noch einen.

Es war fast Mitternacht, als sie beide aus der Bar torkelten. Als sie ihm erzählte, sie sei Geschäftsfrau und zu einer Tagung hierhergekommen und übernachtete in einem Hotel ganz in der Nähe, bot er ihr an, sie dorthin zu begleiten.

Sie stimmte zu.

Noch dazu lud sie ihn in ihr Zimmer ein und bot ihm einen weiteren Drink an. Er sagte nicht Nein.

Als er erst mal da war, setzte er sich auf die Bettkante und wurde sich bewusst, wie zugedröhnt er war. Jeden Abend ließ er sich volllaufen, das musste er sich eingestehen. Aber das ging schon lange so, und eigentlich war er recht trinkfest. Jetzt war er richtig stockbesoffen und hätte sich am liebsten aufs Ohr gehauen und geschlafen.

Aber es gelang ihm, ihnen beiden noch einen Drink aus der Minibar einzuschenken, während sie ins Bad ging. Als sie herauskam, wäre ihm fast das Glas aus der Hand gefallen.

Sie war trug schwarze Strümpfe, kniehohe Lederstiefel und ein schwarzes Bustier. In der Hand hielt sie eine schwarze Reitgerte aus Leder.

Sie trat zu ihm und schlug ihm das Glas aus der Hand. »Zieh dich aus und leg dich aufs Bett«, befahl sie.

Tomlinson bekam fast einen spontanen Orgasmus. Mit Perversitäten hatte er nie etwas am Hut gehabt, aber schließlich hatte sich auch nie eine Gelegenheit geboten.

Er fummelte an seinem Hemd und an seiner Hose herum, und zu guter Letzt gelang es ihm auch, sie von sich zu werfen. Er stolperte fast über die Schuhe, als er aufs Bett plumpste, so erregt war er. Verzückt ließ er sich von der unglaublich aufreizenden Frau die Arme an den Bettpfosten und die Füße ans Fußende binden. Fast wären ihm die Augen zugefallen, aber er zwang sich, wach zu bleiben. Auf keinen Fall durfte er das verpassen.

Nur so aus Spaß prüfte er die Fesseln und stellte fest, dass sie schön fest waren. Es gelang ihm nicht, sein Bein anzuziehen.

Als die Frau hinter dem Rücken ein großes Messer hervorzog, verwandelte sich Tomlinsons eben noch empfundene Müdigkeit schlagartig in Panik.

Die folgenden drei Stunden schrie er in den Knebel hinein.

Bis er nicht mehr schreien konnte.

56.

Mack

Deborah Nahler war tot, und Wallace Mack wollte es nicht glauben. Er glotzte auf die Schlagzeile, die Ellen Reznor ihm gemailt hatte, las sie zum dritten Mal vom Anfang bis zum Ende.

Die Nagler ist tot.

Er schüttelte den Kopf. So oft auch Fernsehen und Kino Verbrecher vorführten, die an Staatsanwälten Rache nahmen, so selten kam es doch in Wirklichkeit vor. Verbrecher bevorzugten die Unschuldigen und die Hilflosen. Die Ziele, die leicht zu treffen waren. Die meisten Anwälte, besonders die Ankläger, waren gewappnet oder bewaffnet oder beides.

Nur nicht Deborah Nahler ...

Mack schüttelte wieder den Kopf. Er hatte sie sehr gemocht. Sie hatten zusammen am Fall Leonard Goldberg gearbeitet, eines Bibliothekars, der dreizehn Kinder – Mädchen und Jungen – entführt, gequält und getötet und anschließend unter seiner Garage vergraben hatte.

Nun saß er eine lebenslange Haftstrafe im staatlichen Gefängnis von Robertson ab.

Nahler hatte die Argumente der Verteidigung zunichtegemacht und die Todesstrafe erwirkt, die später in »lebenslänglich« umgewandelt worden war. Mack hatte damals das Beweismaterial zusammengetragen.

Er hatte enormen Respekt vor ihr gehabt.

Und jetzt hatte sie jemand umgebracht.

Mack schrieb Reznor eine Antwort und bat sie, ihm Kopien aller Tatortanalysen und Untersuchungsberichte zuzusenden, die mit Nahlers Tod im Zusammenhang standen. Sie würde ihm alles zusenden, egal ob offizielles oder inoffizielles Material, darum musste er sich nicht sorgen.

Er wollte wissen, was da passiert war.

57.

Blaues Blut

Es war eine Signierstunde wie üblich für Victoria Pugh. Von den Besucherzahlen war sie enttäuscht. Enttäuscht, wenn auch nicht überrascht. Eigentlich war sie noch nie mit der Anzahl der Fans zufrieden, die zu ihren Signierstunden kamen. Heute Abend waren es vielleicht zehn. Wenn man die Angestellten des Buchladens abzog, blieben acht.

Nicht ganz geheuer war ihr das Ganze, weil sie eine sehr erfolgreiche Thrillerautorin war. Sie hatte es nie auf Platz eins der »New York Times«-Bestsellerliste geschafft, aber immerhin auf Platz zwölf. Was nicht zu verachten war, wie sie fand.

Sie fragte sich jedoch, was andere Autoren bei ihren Signierstunden erlebten. Diejenigen, die gar nicht auf der Liste standen. Ließen sich dann wenigstens zwei, drei Leser blicken?

Victoria Pugh wollte über niemanden ein Urteil fällen, aber es war ihr tatsächlich unklar, wie die anderen zurechtkamen, denn als sie selbst es auf »die Liste« geschafft hatte, war sie davon ausgegangen, dass Geld und Ruhm, Glanz und Gloria sich auftürmen würden wie die Surfwellen vor Hawaii.

Das war nicht eingetreten. Was sie auf der hohen Kante hatte, war geringfügig, und die Vorschüsse waren auch eher bescheiden.

Als sie nun diese zehn Leute vor sich hatte – acht ohne das Ladenpersonal –, festigte sie sich innerlich und baute eine positive Einstellung auf.

Sie standen in einer Schlange, um sich ihren neuen Roman »Killing Marcia« signieren zu lassen, und sie setzte ein Lächeln auf.

Erst beim letzten Mann lebte ihr Interesse auf, ein Sunnyboy mit so einer gewissen Aura von Erfolg und Geld. Er trug Jeans und ein Sakko von zweifellos ausgesuchter Qualität, hatte eine makellose Haut und gute Zähne und einen lässig-eleganten Zweihundert-Dollar-Haarschnitt.

Er trat an das Tischchen heran, hinter dem Victoria saß. Sie blickte auf zu dem Buch in seiner linken Hand. Den Stift hielt sie schon bereit und zeigte eine huldvolle Miene.

Aber er reichte ihr nicht das Buch, sondern schob die rechte Hand vor, in der er eine Pistole hielt.

Fast wäre sie in Lachen ausgebrochen.

Was denn, wollte er sich von ihr die Pistole signieren lassen?

Gerade wollte sie ihn fragen, da fand die Kugel ihren Weg mitten in ihr Hirn.

58.

Nicole

Nicole warf den Tennisball weit weg und beobachtete, wie Sal ihm ungestüm nachsprang. In der Hundeschule war er nicht der aufgeweckteste Hund und auch nicht der schnellste, aber Nicole fand, dass er am konzentriertesten von allen war.

Wenn die Leute den dunklen Umriss eines Dobermanns sahen, huschte meist Furcht über ihre Gesichter. Nicht die unverhohlene Abscheu und Angst wie bei einem Pitbull. Aber die massige, dunkle, muskulöse Gestalt eines Dobermanns ließ die Menschen nicht kalt. Sal war jetzt total auf Nicole beziehungsweise auf den Tennisball eingestellt.

Nie war er so glücklich, als wenn er der kleinen gelben Kugel hinterherjagen konnte.

Sie wurde in ihren Gedanken über Salvatores Persönlichkeit gestört, als ihr Handy vibrierte. Sie zog es aus der Handtasche und warf einen Blick auf den Namen im Display. Es war Mary Cooper, die Privatdetektivin.

»Hallo?«, sagte Nicole.

»Ich habe eine gute und eine schlechte Nachricht«, teilte die Detektivin mit.

Nicole spürte eine Glasscherbe im Magen rotieren.

»Die gute Nachricht ist, dass ich etwas über Ihren Freund Kurt Wilson herauskriegen konnte.«

Die Frau unterbrach sich, und Nicole strich Salvatore über den Kopf.

»Und zwar, dass er, soweit ich sehe, nicht vorbestraft ist. Ein paar Parksünden hier und da. Er arbeitet seit zwölf Jahren als Führungskraft bei Sterling Pharmaceuticals.«

Sal ließ den Tennisball Nicole vor die Füße fallen. Sie hob ihn auf und schleuderte ihn wieder fort. Sal rannte ihm hinterher.

»Und die schlechte Nachricht?«, fragte Nicole.

Die Privatdetektivin gab ihr Auskunft.

Nicole sah, wie Sal sich auf den Ball stürzte.

Ja, ging es ihr durch den Kopf, während sie die Informationen der Detektivin zu verdauen versuchte. Das musste man als eine sehr schlechte Nachricht einordnen.

59.

Der Familienmensch

Die dreizehn Meter lange Yacht mit dem Namen »Heimliches Laster« schaukelte an ihrem Liegeplatz. Ihr Besitzer, der ehrenwerte Richter Arthur Lyons, lief von der Außenbrücke zum Heck.

Heute würde es nicht auslaufen, aber das Boot war genau das, was sein Name versprach: ein Vergnügen, das Lyons zwischen den spektakulären Mordprozessen Entspannung verschaffte.

Ja, oft führte er das große Mädchen gar nicht aus, wenn er die Marina aufsuchte. Er prüfte nur die Batteriesysteme, machte die Kajüte sauber, obwohl sie ja schon picobello in Schuss war, und genoss seine »Luftveränderung«, wie Davone, seine seit dreißig Jahren angetraute Frau, zu sagen pflegte. Sie wusste, was er da trieb und dass er ein bisschen Zeit für sich selbst brauchte, um abzuschalten und sein Gemüt zu beruhigen.

Richter Lyons betätigte sich noch eine Stunde ohne Pause, saugte Staub, wischte die Oberflächen ab und füllte alle Flüssigkeiten wieder auf. Auch die Bar mit den von zu Hause mitgebrachten Flaschen. Nie sollte einem der Wermut ausgehen, wenn man Stunden entfernt vor der Küste dümpelt und die Nachfrage nach Martini groß ist.

Als er fertig war, setzte er sich auf einen Stuhl am hinteren Ende des Bootes und ließ den Blick über den Yachthafen schweifen. Es war eine hübsche Marina, nicht zu groß, nicht zu klein. Seine Yacht war bei Weitem nicht die größte. Er sah sich selbst in der »oberen Mitte«, wie er es für sich bezeichnete. Auch jetzt erspähte er eine ganze Reihe Boote, die seines an Größe übertrafen, und das fand er amüsant. So eine Konkurrenz. In einem Yachthafen ging es zu wie bei einem Schönheitswettbewerb. Die Jungs und auch ein paar Mädels setzten sich mit dem größten Schiff, das sie sich leisten konnten, in Szene. Er kannte zufällig den Besitzer des stattlichsten Bootes in diesem Yachthafen, einen Dermatologen, der irgend so eine Hautcreme erfunden und für zig Millionen Dollar einer mächtigen Firma verkauft hatte.

An diesem Widerspruch ergötzte er sich. Der verwegene Abenteurer auf See, der sein Vermögen einer Hautcreme verdankt ...

Da spürte er eine lähmende Enge um seine Kehle, und der erste Gedanke, der ihm durch den Kopf schoss, war, das der Herzinfarkt, dem er stets so mühevoll entgegenzuwirken versucht hatte, nun doch eingetreten sei.

Aber als er vom Stuhl gezerrt wurde und sich Knie in seinen Rücken stemmten, wurde ihm klar, dass ihm jemand eine Garotte um den Hals gelegt hatte und ihn zu Tode strangulierte.

Er schob die Hände unter die Brust und stieß sich ab, das Gesicht schlug auf das Bootsdeck. Er strengte sich vergebens an aufzustehen. In seinem Kopf explodierte die Finsternis, dazwischen loderte es hell auf. Ein entsetzlicher Schmerz schoss ihm in den Arm, und es zog ihm krampfartig die Brust zusammen. Er griff mit den Händen nach dem Hals und versuchte sie unter den Metalldraht zu schieben, der sich in die Haut eingeschnitten hatte. Die Hände wurden feucht, und er wusste, dass es Blut war.

Die Lichter leuchteten noch vereinzelt auf, wie wenn ein Feuerwerk zu Ende geht, bis zu einem letzten Flackern. Er merkte, wie alles von ihm wich, der Darminhalt, die Luft aus den Lungen, sein Leben.

Zuletzt schoss ihm durch den Kopf, was für eine Schweinerei er doch auf dem frisch gescheuerten Deck angerichtet hatte.

60.

Mack

Mack zeigte dem Wachmann am J.-Edgar-Hoover-Gebäude, dem FBI-Hauptsitz in Washington, D. C., seine Dienstmarke.

In letzter Zeit war er immer, wenn er in die Zentrale kam, darauf gefasst, dass die Wache seine Karte einlesen, die Stirn runzeln und ihm mitteilen würde, dass seine Karte nicht mehr gültig sei. Aber auch diesmal winkte ihn der Wachmann einfach durch. Mack machte einen kleinen Umweg zur Männertoilette. Er hatte zwar nur einen kurzen Flug von Florida hinter sich, aber das anstehende Zusammentreffen konnte sich in die Länge ziehen.

Er nahm den Aufzug in den sechsten Stock, zeigte wieder seine Dienstmarke vor und traf Reznor beim Kaffeeeinschenken an. Auf der Tasse stand: »Leben, Freiheit und das Streben nach Schokolade«.

Sie hielt ihm die Kaffeekanne vor die Nase, aber er schüttelte den Kopf. Er hatte bereits so ein flaves Gefühl im Magen, ein Vorgeschmack des zu Erwartenden.

»Auf geht's«, sagte Reznor. Sie packte einen dicken Ordner und führte Mack in ein Konferenzzimmer, trat hinein und schaltete das Licht an. Sie legte die Akten auf dem großen ovalen Tisch ab.

Keiner der beiden setzte sich, sie blieben nebeneinander stehen.

Mack stellte seine Aktentasche auf einen Stuhl und zog daraus ein dickes Bündel Papiere hervor, die er neben Reznors Ordern ausbreitete.

Kurz darauf drang Mack das widerlich aufdringliche Odeur eines Aftershaves in die Nase. Der Stellvertretende Direktor Paul Whidby kam ins Zimmer geschlendert, ohne Akten, ohne Schreibgerät, ohne Notizblock. Er hielt nur ein Blackberry in der manikürten Pranke.

»Lassen Sie uns das schnell abarbeiten«, meinte er. »Ich habe in zwanzig Minuten noch eine Unterredung mit dem Direktor.« Er ließ sich in den Sessel am Ende des Tisches fallen. Mack und Reznor setzten sich an die beiden Längsseiten.

Reznor vergeudete keine Zeit. »Mack, du zuerst.«

Mack legte Stift und Notizblock vor sich hin.

»Ich habe hier einen Mord in Chicago«, fing er an. Er beschrieb in Kürze das vorzeitige Ableben des Privatdetektivs und ehemaligen Polizisten aus der Mordkommission, William Dragger.

Whidby schaute auf sein Blackberry und wieder zu Mack, als wollte er fragen: »Ja, und?«

Mack ignorierte seine herablassenden Art. »Die Mordwaffe war eine tödliche Kombination aus Drogen, die ihm ins rechte Bein gespritzt wurde. Die Zusammensetzung und Menge der Drogen entsprechen genau denen, die in den Leichen von sechs Personen im städtischen Krankenhaus von Charleston, South Carolina, gefunden wurden.«

Whidby legte sein Blackberry vor sich und stierte erst an die Decke, dann schaute er in Reznors Richtung. »Bitte kommen Sie zur Sache.«

Mack biss sich auf die Zunge. »Vor zwei Tagen wurde in San Francisco die ehemalige Staatsanwältin Deborah Nahler im Parkhaus ihrer Kanzlei ermordet. Die am Tatort sichergestellten Fasern kann man auch vier Opfern des Serienmörders entlang des I-75-Korridors in Georgia und Florida zuordnen.«

Mack schob einen Papierstoß über den Tisch zu Whidby. »Hier sind die Ergebnisse aus den entsprechenden Kriminallabor. Die wesentlichen Punkte habe ich markiert.«

Whidby ließen die Unterlagen kalt.

»Jetzt bin ich dran«, schaltete sich Reznor ein.

Sie zeigte auf einen Ordner. »Vor weniger als 24 Stunden wurde der Journalist Patrick Tomlinson ermordet in einem Hotelzimmer in Philadelphia aufgefunden.«

Sie zeigte auf einen zweiten Ordner. »Vor weniger als 24 Stunden wurde die Leiche von Richter Arthur Lyons auf seinem Boot in San Diego gefunden. Er wurde erdrosselt.«

Der nächste Ordner. »Der Psychologe und Gerichtsgutachter Dr. Frank Mueller. Er wurde gestern beim Joggen in seiner Wohngegend am Stadtrand von Kansas City von einer Person angefahren, die anschließend Fahrerflucht beging. Zuvor aber hat er oder sie dem Doktor die Kehle aufgeschlitzt.«

Reznor tippte mit ausgestrecktem Arm auf den letzten Ordner. »Victoria Pugh, Krimi-Bestsellerautorin. Gestern Abend bei einer Signierstunde in Seattle erschossen.«

Mack nahm eine feine Veränderung in Whidbys Gebaren wahr. Mack kapierte nicht sofort, aber dann doch.

Zum ersten Mal, erkannte Mack, hörte der Mann tatsächlich zu.

61.

Der Messias

Das Bild, das sich bot, war bezeichnend für Santa Monica. Scharen von Promenadenhengsten in Designerhemden und -hosen vermengten sich mit Scharen anderer mit Modeschmuck behängter Schönheiten in Designerkleidern. Alle schwammen in einem Meer von Düften und Ambitionen.

Andrew Venuta stand in dem kleinen Hinterhof neben der Feuerstelle und rauchte einen Joint zusammen mit einem langhaarigen Sonderling, den er gerade erst kennengelernt hatte.

Das war aber echt guter Stoff. Oh Mann, er hatte sich erst die Hälfte reingezogen, und schon schwirrte ihm der Kopf wie eine verdammt Stihl-Kettensäge. Verflixt, das war eine süße Gemeinheit.

Er schwelgte darin und kostete alles aus: dass er den Weizenfeldern von Nebraska entkommen war und fürs Erste in Los Angeles Unterschlupf gefunden hatte. Dass er in einem inzwischen zum Hit gewordenen Low-Budget-Film über einen Serienmörder mitgespielt hatte, der Frauen vergewaltigte und seinen Weg durch Südamerika mit Leichen pflasterte. Und dass er in irgendeinem fremden Hinterhof stand, mit einem Unbekannten Marihuana rauchte und womöglich morgen im Bett mit einer Unbekannten aufwachte – hoffentlich mit einer gut gebauten Tussi, die er nicht kannte und an die er sich wahrscheinlich später nicht erinnern würde.

»Das ist richtig geiles Zeug«, sagte er zu dem schrägen Vogel.

»Danke«, gab der zurück und funkelte ihn aus seinen grellblauen Augen an. Venuta fragte sich, wie ein Typ, der solchen Stoff intus hatte, so viel Spannung aufbauen konnte.

Bei der Party war ein ganzer Haufen süßer Miezen, dachte Venuta. Er war schon nahe dran gewesen, sich mit einer kurzhaarigen Brünetten einig zu werden, die gerade eine Rolle in einer Serie bei WB Television Network ergattert hatte. Sie hatte einige Jahre mehr auf dem Buckel, als er normalerweise attraktiv fand, aber damit konnte er leben. Vielleicht könnten sie mal ein Ding à la Demi Moore und Ashton Kutcher zusammen abziehen.

Aber sie wurden unterbrochen von diesem Filzkopf hier, der vorschlug, sie könnten rausgehen und sich erstklassiges Marihuana reinziehen. Die Schauspielerin entschlüpfte zwar, aber Venuta war keiner, der sich kostenlose Drogen entgehen ließ.

Er lachte sich ins Fäustchen, wenn er an seine Kumpels in Nebraska dachte. Die trabten jetzt wahrscheinlich gerade aus ihrer Fleischverpackungsfabrik nach Hause, kippten sich auf der hinteren Terrasse eines tristen Schuppens ein paar Flaschen Bier hinter die Binde und fachsimpelten über die Neuzugänge bei den Nebraska Cornhuskers und darüber, wie sie sich in dieser Saison schlagen würden.

Venuta genoss diesen Augenblick mit allen Sinnen, die Leute ringsum und die von der Droge vermittelte Energie, die erneut in einer sanften, wohlwollenden Welle in seine Schläfenlappen schwappte. Es tat so gut, dass ihm fast die Knie weich wurden.

Da dämmerte ihm, dass er tatsächlich kniete und dass der zottelige Kauz ihm mit irgendeinem Gegenstand den Mund aufzuhebeln versuchte. Doch selbst in seinem tödlichen

Delirium ging ihm auf, dass es der Schwanz war, den ihm der langhaarige Penner in den Mund stieß. Er mühte sich, aufzustehen, aber dieser Wichser war stärker, und schon füllte sich sein Mund, und er bekam keine Luft mehr.

Für den Bruchteil eines Augenblicks führten der Mangel an Sauerstoff und die mächtige Wirkung der Droge dazu, das Venuta eine pure, kristallklare Euphorie erlebte.

Der Rausch verzog sich im gleichen Maße, wie das Leben aus ihm wich.

62.

Mack

Der stellvertretende Direktor Paul Whidby legte seine großen Hände aneinander und trommelte mit den Fingerspitzen.

»Bitte deuten Sie mir das«, sagte er mit einer Kinnbewegung in Richtung der vor ihm ausgebreiteten Ordner und Laborberichte.

Er blickte Reznor an, doch Mack sprach zuerst. Er hatte das dumme Gefühl, dass nichts allzu Gutes im Anzug war, und ihm lag daran, dass die zu erwartende Abfuhr ihn und nicht seine ehemalige Partnerin traf. Er war ja pensioniert, da kam es nicht so darauf an. Reznor musste sich noch um ihre berufliche Zukunft sorgen.

»Zwei Morde, Dragger in Chicago und Nahler in San Francisco, weisen Übereinstimmungen zu anderen Fällen von Serienmord auf, wenn auch in anderen Landesteilen.«

An dieser Stelle musste er etwas überspringen und ahnte schon, dass Whidby da nicht mitmachen würde. »Die anderen vier Opfer, Richter Lyons, Dr. Mueller, die Autorin Victoria Pugh und der Journalist Tomlinson, hatten alle beruflich mit Gewaltverbrechen zu tun.«

Whidby verdrehte die Augen.

Mack beackerte weiter sein Feld. »Tomlinson hat etliche Gutachten über alte Fälle verfasst, die zur Verhaftung von zwei Serienmördern führten. Victoria Pugh schrieb über Serienmörder und Mordkommissare. Richter Lyons hatte den Vorsitz bei drei Fällen von Massenmord. Dr. Muellers Aussagen haben dazu beigetragen, dass Dutzende Mörder eingesperrt wurden.«

Whidby schaute Reznor an. »Bitte verklickern Sie ihm, dass er zur Sache kommt. Ich habe nicht vor, zur Sitzung mit dem Direktor zu spät zu erscheinen.«

Mack konnte sich nicht mehr beherrschen.

»Was ich sagen will, Sie Blödmann, jemand rekrutiert da Serienmörder und setzt ihnen ihre Zielscheiben vor! Es ist wie ein Spiel, ein Wettkampf oder so was!«

Whidby warf den Kopf in den Nacken und schlug sich auf die Schenkel.

»Sie sind mir ja ein Spinner!«, rief er. »Sind Sie sicher, dass nicht Sie derjenige sind, der einen Hirnschaden hat?«

Mack sprang auf und wollte ihm an die Kehle springen, doch Reznor trat dazwischen.

»Sie sind doch ein Kotzbrocken«, zischte Mack durch die zusammengebissenen Zähne. Er kam mit allen Beleidigungen zurecht, aber die Anspielung auf Janice war unter der Gürtellinie.

Reznor schob ihn zu seinem Stuhl zurück, Whidby rollte mit dem seinigen wieder an den Tisch heran, die Miene höhnisch verzogen. Reznor blieb in Habachtstellung.

»Es tut mir leid, dieses Fest der Liebe zu stören, aber ich habe eine Information, die keinem von Ihnen beiden schmecken wird.«

Mack schaute zu ihr hoch.

»Damit ändert sich wahrscheinlich alles«, fügte sie hinzu.

63.

Nicole

Seit dem Überfall und der darauf folgenden Zeit der Genesung hatte sich Nicole zwar nicht vor Verbrechensmeldungen gedrückt, aber sie hatte sich auch nicht gerade darum geprügelt.

Als sie sich in ihren Computer einloggte, zeigte sich die Startseite, die Website der »Los Angeles Times«. Normalerweise überflog sie die Überschriften und klickte die Rubrik »Schöner leben« an, dann die Kochecke mit ihrer Lieblingskolumne »Gericht des Tages«.

Aber diesmal ließ sie gleich die erste Überschrift aufmerken. Es ging um den Mord an Andrew Venuta, einem jungen Schauspieler. Warum sie stutzig wurde, war ihr nicht klar, vielleicht lag es an dem hübschen Gesicht des jungen Burschen oder daran, dass es in Santa Monica passiert war.

Sie las die Story und erfuhr, dass Venuta auf einem Grundstück, das nur anderthalb Kilometer von ihrem eigenen Haus lag, umgebracht worden war.

Die Meldung schlug ihr auf den Magen. War es Angst? Wut? Vielleicht beides zusammen?

Vielleicht erschreckte sie auch die Brutalität und Dreistigkeit des Verbrechens. Andrew Venuta war bei einer von vielen Gästen besuchten Privatparty erdrosselt und eventuell auch sexuell genötigt worden. Wie war das möglich gewesen? Nicole betrachtete wieder sein Foto. Er sah doch kräftig aus. War er niedergeschlagen worden? Oder unter Drogen gesetzt?

Wie schon so oft ging ihr durch den Kopf, wie dankbar sie war, dass sie damals den Mut gehabt und die Gelegenheit beim Schopfe gepackt hatte, sich gegen ihren eigenen Angreifer zu wehren.

Ihr war klar, dass sie, hätte es bei Jeffrey Kostners Planungen nicht einige kleine Patzer gegeben, ebenfalls als Mordopfer in der Zeitung hätte stehen können.

Sie klappte den Laptop zu.

Die Polizei sollte denjenigen ausfindig machen, auf dessen Konto der Mord ging. Es gab Zeugen, nach deren Aussagen Venuta zuletzt mit einem Mann gesehen worden war, der als hager und langhaarig beschrieben worden war. Niemand kannte seinen Namen.

Nicole hoffte für die Familienangehörigen, dass die Polizei jemanden wie Wallace Mack auf den Fall ansetzte. Jemanden, der jede Spur verfolgte und keine Ruhe gab, bis der Killer gestellt war.

Nicole ließ Sal wieder ins Haus. Dann schnappte sie sich die Schlüssel und ihre Handtasche. Es war Zeit, zum Thicque aufzubrechen und diese Mordgedanken beiseitezuschieben. Sie hatte in ihrem Leben lange genug über Gewaltverbrechen nachgedacht.

Dieses Kapitel war Gott sei Dank vorbei.

64.

Staatliches Gefängnis, Robertson

Leonard Goldberg saß mit weit aufgerissenen Augen auf seinem Gefängnisbett und stierte vor sich hin. Geschlagene neun Stunden ging es ihm schon so, er hatte kein Auge zugetan.

Er stand auf und putzte sich zum dritten Mal die Zähne. Dann setzte er sich an den behelfsmäßigen Schreibtisch seiner Zelle und heftete den Blick darauf. Er sah so anders aus. Alles, was er nicht mitnehmen konnte, hatte er in kleine Streifen gerissen und durch die Edelstahltoilette gespült: Notizen, Briefe, Postkarten, Fotos aus Zeitschriften, alles weg. Zum ersten Mal in all den Jahren war sein Tisch peinlich aufgeräumt und sauber. Goldberg stand wieder auf und schritt in der Zelle auf und ab. Seine fahrlige Energie hielt ihn in Schach, am liebsten wäre er losgerannt, hätte laut geschrien, irgendetwas durch die Gegend geschleudert. Aber das ging ja nicht. Es konnte auch alles ein Witz sein. Ein schrecklicher, grausamer Witz.

Dieser Typ, der sich Präsident der Liga nannte, konnte auch irgendein Hacker mit ganz besonders sadistischem Humor sein.

Die Nachricht, die er gestern am späten Abend bekommen hatte, hatte ihn im Innersten aufgewühlt. *Deborah Nahler tot.* Das Scheusal, das ihn lebenslänglich hinter Schloss und Riegel gebracht hatte?

Es musste wohl stimmen. Er fand die Meldung auch online. Sie übertraf seine wütesten Fantasien. Er konnte kaum an sich halten. In den schrillsten Farben hatte er sich ausgemalt, wie er dieses bösartige Biest und dazu noch Wallace Mack um die Ecke bringen würde. Diese beiden hatten gemeinsame Sache gemacht, um ihn hier einzulochen. Wahrscheinlich hatten sie es miteinander getrieben und sich über ihre gehässigen Pläne mit dem armen kleinen Leonard Goldberg vor Lachen ausgeschüttet. Die Nagler war also endlich selbst festgenagelt worden. Wunderbar!

Um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, kamen in der Nachricht an ihn dann auch noch Anweisungen, wie er am nächsten Morgen aus dem Gefängnis entkommen sollte. Goldberg meinte, das sei ein überaus gemeiner Scherz. Andererseits wollte es ihm aber auch scheinen, als ob dieser Mann, der die Sicherheitssoftware des Gefängnisses überlistet, Kontakt mit ihm aufgenommen und ihn instruiert hatte, wie er hier ein für alle Mal rauskam, das alles nicht zum Spaß unternahm.

Der Präsident schien einfach nicht der Typ für Späße zu sein.

Die Tür zu Goldbergs Zelle wurde aufgeschlossen. Er schaute auf die Uhr. Schlag sechs. Er trat hinaus und musste sich überwinden, nicht stehen zu bleiben und einen letzten Blick in das Dreckloch zu werfen, das sieben Jahre lang sein Quartier gewesen war. Allen den Stinkefinger zu zeigen, die Wut über das ihm Angetane hinauszubrüllen.

Stattdessen marschierte er geradewegs und zielgerichtet zur Waschstation, wo er normalerweise seine ersten morgendlichen Pflichten ausübte. Heute aber wanderte er an den riesigen Waschmaschinen und Trocknern vorbei und einen schmalen Gang entlang, der wieder in

einen anderen Gang mündete, wo ein Wachmann an der Tür stand und ihn erwartete.

Augenblicklich begriff Goldberg, dass sich der Präsident auch an den Wachmann herangemacht hatte. Er warf einen Blick auf ihn, sah die dunklen Ringe unter seinen Augen und erkannte die kaum kaschierte Missstimmung hinter der angespannten Kinnlade. Er sah zu, wie der Wachmann eine Karte durch einen Schlitz zog, woraufhin die schwere Stahltür aufschwenkte. Der Wachmann zog hinter der Tür einen Wäschekarren hervor und schob ihn den dunklen Gang entlang. Als sie um die Ecke bogen, sagte er zu Goldberg: »Steig da rein.«

Goldberg sprang hinein und war gleich darauf in Bettzeug und Handtücher eingehüllt.

Aus der Dunkelheit heraus lauschte er, wie der Wachmann wiederum die Karte durch einen Schlitz zog und sich eine nächste Pforte öffnete. Goldberg roch sowohl frische Luft als auch Abgase. Er bekam mit, wie sich eine weitere Tür öffnete, die sich wie die Schiebetür eines Lastwagens anhörte. Wieder tauchte er in vollkommene Dunkelheit und hörte, wie die Tür zugeschoben wurde. Und los ging die Fahrt.

65.

Mack

Mack behielt Reznor im Blick. Es kochte noch in ihm, aber er schwor sich, dass er diesmal die Fäden in der Hand behalten würde, egal, was jetzt noch kam. Er würde sich nicht noch einmal von Whidby provozieren lassen.

Reznor schaute auf den Notizblock in ihrer Hand. »Mack hat vor drei Monaten die nationale Dienststelle für Güterkraftverkehr in Georgia angeschrieben und um Auskunft bezüglich der registrierten Fernfahrer im Bundesstaat gebeten«, sagte sie. »Er verlangte spezielle Informationen, was Alter, Hautfarbe und andere persönliche Daten betrifft, und bekam zur Antwort, dass sich jemand um sein Anliegen kümmern und zeitnah bei ihm zurückmelden würde. Die Rückmeldung ist nicht erfolgt.«

Reznor blätterte einen Bogen um. »Mack hat auch beim städtischen Krankenhaus von Charleston eine Anfrage eingereicht. Auch von dort wollte er Auskünfte über Angestellte bezüglich Alter und Hautfarbe und andere persönliche Angaben haben. Sofort antwortete man ihm, jemand werde die Informationen heraussuchen und ihm Bescheid geben. Das hat aber keiner getan.«

Sie sah Whidby an. »Ich habe kraft meines Amtes ein bisschen nachgebohrt und herausgefunden, dass diese Anfragen nie offiziell dort angekommen sind, doch es gibt den Beleg von Mack. Ich habe ihnen die Antwort-E-Mails gezeigt, und in beiden Einrichtungen musste man zugeben, dass offensichtlich jemand geantwortet hat, aber bestätigen konnte es letztendlich niemand.«

Whidby machte eine ungeduldige Geste.

»Es erschien mir unrealistisch, dass sich zwei völlig unterschiedliche Einrichtungen, die nichts miteinander zu tun haben und sich in verschiedenen Regionen befinden, absprechen, Mack Informationen vorzuenthalten«, fuhr Reznor fort.

»Seit wann wird denn hier die Realität in die Gleichung einbezogen?«, stichelte Whidby.

Reznor ging darüber hinweg. »Einer Eingebung folgend habe ich Macks PC von einem Techniker aus dem Computerlabor überprüfen lassen.«

Mack zog sich der Magen zusammen.

Reznor sah ihm direkt ins Gesicht. »Ein Schattenprogramm ist installiert worden.«

Whidby stöhnte. »Das ist ja eine rechte Räuberpistole.«

»Grundsätzlich wurde von allem auf seinem Computer ein Duplikat erstellt, von allen Dateien und Dokumenten und von der gesamten Korrespondenz«, führte Reznor aus. »Jeder Tastenanschlag wurde seinem identischen Zwilling übermittelt.«

»Wohin?«, fragte Mack.

Reznor wiegte den Kopf. »Laut Aussagen der Computerleute kann man das nicht sagen. Die Informationen gehen an einen Server, werden zerlegt, an tausende Adressen geschickt und irgendwo anders wieder zusammengesetzt.«

Whidby stand auf. »Und was wollen Sie jetzt von mir?«

»Diesem Fall muss oberste Priorität eingeräumt werden«, antwortete Reznor. »Wir brauchen Leute, die sich in die Polizeiberichte vertiefen und mit anderen Fällen abgleichen, an denen Mack arbeitet.«

»Sind Sie übergeschnappt?«, tönte Whidby. »Sie haben nichts in der Hand. Keine Zeugen. Nur zwei Fälle, die ganz schwache Anknüpfungspunkte in Bezug auf zwei andere Fälle bieten. Bei den übrigen vier Morden gibt es gar nichts. Das ist wieder mal so ein Mack'sches Hirngesinst.«

Er ging zur Tür. »Nun haben Sie wenigstens dafür gesorgt, dass ich zu spät komme.«

Mack erhob sich und sagte mit lauter Stimme: »Es wird noch mehr Tote geben. Etliche mehr.« Whidby warf beim Hinausgehen Mack und Reznor einen Blick über die Schulter zu. »Das beweisen Sie mal.«

66.

Der Präsident

Er musste feixen, weil ein Mörder wie Leonard Goldberg seinen Anweisungen so bedingungslos zu folgen bereit war. Das Gefängnis lag bereits einen knappen Kilometer hinter ihnen, und der entflohe Sträfling blieb, wie ihm befohlen war, unter den Handtüchern im Wäschekarren, ohne ein einziges Mal die Nase hinauszustecken.

Der Präsident lenkte das Fahrzeug auf eine weniger befahrene Fernstraße, der er bis zu einer noch abgelegeneren unbefestigten Straße folgte.

Er kicherte vor sich hin. Ein Serienmörder, der sich *seinen* Regeln unterwarf. Genau wie die anderen. Das war doch komisch. Eine Horde geisteskranker Tagediebe, die sich allen Gesetzen, juristischen wie ethischen, entgegenstellten. Aber *seinen* Gesetzen leisteten sie buchstabengetreu Folge. Er ging davon aus, dass die Mehrzahl von ihnen glaubte, der schrottige Schmierenkomödiant, der in seinem Auftrag im Holiday Inn in Omaha »den Präsidenten« gespielt hatte, sei tatsächlich er.

Noch mehr, als seine Spielteilnehmer an der Nase herumzuführen, liebte er die Macht und die Herausforderung, Kontrolle über dieses seelenlose Gesocks auszuüben.

Dieser Goldberg beispielsweise. Das Schwein hatte Kinder vergewaltigt und gequält. Dieser debile Arschficker hatte eine Folterbank gebaut, Kinder daran gebunden und sie langsam auseinandergerissen. Dazu hatte er sich noch pünktlich zu jeder Stunde auf ihnen einen runtergeholt.

Das war auch ein Grund, warum er Goldberg als Zielobjekt von Runde eins ausgewählt hatte. Er konnte diese kleine Drecksau einfach nicht ausstehen. Goldberg war auch das robusteste Zielobjekt. Er hatte sich selbst die schwierigste Aufgabe in Runde eins zugewiesen, aber das schien ihm fair. Keiner der anderen hätte genügend Fantasie entwickeln können, diesen Scheißhaufen aus dem Knast zu holen und umzulegen.

Nur er, der Präsident, war in der Lage dazu. Und er hatte es auch geschafft.

Vor ihm rückte eine Kreuzung ins Bild. Kreuzung war übertrieben – eine zweispurige Straße kreuzte den unbefestigten Weg. Er bog links ab und fuhr ein Stück, bis er in einer Niederung zwischen zwei kleinen Hügeln Deckung fand.

Dann schaltete er den Motor aus, stieg aus, schlug die Tür zu, lief nach hinten und schob die Rolltür hoch.

»Komm raus, raus mit dir, Schweinchen«, kommandierte er.

Die Laken wurden zurückgeworfen, und Leonard Goldberg tauchte aus dem Wäschekarren auf. Die Furcht stand ihm ins Gesicht geschrieben. Sollte er weglaufen oder um sein Leben kämpfen?

»Wo sind wir?«, fragte er.

»Im Land der Freiheit«, antwortete der Präsident.

Goldberg stieg aus dem Karren und trat an den Rand der Ladefläche. Seine Schritte waren

unsicher, er suchte mit den ausgestreckten Armen Halt an den Seitenwänden.

»Wer sind Sie?«, wollte er wissen. »Warum machen Sie das?«

»Wie ich dir schon sagte, ich bin der Präsident der Liga.«

»Von was?«, bohrte Goldberg nach.

»Von der Liga der Killer.«

»Was soll das zum Teufel sein?«

Der Präsident strahlte. »Ein kleiner freundschaftlicher Wettstreit unter Rivalen.«

Goldberg schaute ihn an. Sein kleiner Kopf wackelte auf dem langen Hals. »Und jetzt?«

»Jetzt?«, wiederholte der Präsident. »Jetzt habe ich noch eine schlechte Nachricht.«

Er zog die Pistole und gab einen Schuss ab. Die Kugel drang in Goldbergs linkes Auge ein, kam am Hinterkopf wieder heraus und beförderte eine ansehnliche Portion vom Gehirn des Sträflings ans Licht. Goldbergs Körper sackte auf der Ladefläche zusammen.

Der Präsident lief ein paar Meter zu einer Baumgruppe, deren Äste er auseinanderbog. Ein Chevy Caprice der jüngsten Baureihe kam zum Vorschein.

Er stieg ein und machte sich davon.

67.

Mack

In einem Café in der Nähe der FBI-Zentrale fanden sie sich wieder zusammen. Mack nahm einen großen schwarzen Kaffee, Reznor einen Eiskaffee. »Solange die Kalorien Koffein enthalten, sind es für mich keine sinnlosen Kalorien«, erklärte sie.

Mack lächelte. »Das hat Spaß gemacht. Manches ändert sich nie, oder?«

Reznor saugte an ihrem im Eisschaum verborgenen dicken grünen Strohhalm und schluckte. »Diese Spannung! Das erinnerte mich an jede wache Minute meiner Ehe.«

Mack verscheuchte diese Bemerkung wie Zigarettenqualm. Sie sprach sonst nie über diese sehr spezielle Beziehung. Er wusste, sie wollte ihn jetzt aufheitern.

»Es war noch unerquicklicher, als ich erwartet hatte«, sagte er. »Aber die Grundhaltung war wie immer.« Er zog Notizblock und Stift hervor.

Dann trank er einen Schluck Kaffee. »Dieser Scheißkerl hat meinen Computer und womöglich noch andere benutzt, um den Stand der Ermittlungen zu den ungelösten großen Mordfällen im ganzen Land auszukundschaften. Den Serienmorden.«

»Stimmt«, sagte Reznor.

»Aber Teil zwei dieses Falles zeigt, dass er eine noch gewichtigere Rolle spielt.«

»Oh ja«, stimmte Reznor zu.

»Er kommt irgendwie an die Informationen ran, die nur wir haben, und beutet sie für sich aus.«

»Wahrscheinlich Erpressung«, meinte Reznor. »Sagen wir mal, er hat die Untersuchungsdaten im Fall des Krankenhauses von Charleston genutzt, deine Anfrage gelöscht und selbst weitergewühlt.«

»Klar, auf illegalen Wegen«, spann Mack den Faden fort. »Er ist offensichtlich zum Äußersten bereit. Vielleicht ist er selbst nach Charleston gefahren und bei den Personen eingebrochen, deren Profil ich erstellt habe. Es muss ja einfach sein, herauszufinden, wer ein Serienmörder ist, wenn man sich nicht an die Spielregeln halten muss.«

Reznor nickte. »Erinnerst du dich an den John Wayne Gacy? Den hatten sie ewig in Verdacht, aber er konnte sich jahrelang austoben, bis endlich eine Hausdurchsuchung bei ihm angeordnet wurde.«

»Er kriegt also heraus, wer sie sind ...«, sinnierte Mack.

»Und dann erpresst er sie. Verklickert ihnen, sie können bei seinem Spiel mitmachen, oder er zeigt sie bei der Polizei an. Mach mit oder du musst die Zeche blechen.«

»Das hieße, er hat Zugang zu allen Aktionen, die wir einleiten«, sagte Mack. »Wahrscheinlich zu noch mehr als dem, was ich auf dem Computer hatte. Er hat sich sicher auch um die in der FBI-Datenbank der Gewaltverbrechen zusammengetragenen Informationen bemüht, um diese Mordfälle zu studieren ...«

Reznor führte den Gedanken zu Ende. »Wenn wir die Zugangs-Log-ins zu all diesen Fällen

vergleichen, dann gibt es doch sicher nur eine Handvoll Personen, die *alle* Fälle untersucht haben.«

Mack sagte: »Selbst wenn er sich eingehackt hat, muss er irgendeine Spur hinterlassen haben.«

Reznor sog durch den Strohhalm den letzten Rest Eiskaffee. Einige Leute in der Nähe schauten zu ihr herüber. Sie knallte den leeren Plastikbecher auf den Tisch.

»Ich weiß, wer uns helfen kann«, sagte sie.

68.

Der Präsident

Er begutachtete die Ergebnisse von Runde eins. Alle Mitspieler waren erfolgreich gewesen. Er war angenehm überrascht von ihren Siegen. Eigentlich hatte er hier und da ein Problemchen erwartet. Trotz seiner ungetrübten Intelligenz, des Geldes und der guten Chancen hätte etwas Unvorhergesehenes eintreten können.

Aber Runde eins war abgeschlossen, und jeder hatte sein Zielobjekt ausgeschaltet.

Er wusste besser als jeder andere, wie leicht es war, jemanden zu töten. Jeden kann man töten. Klar, bei politischen Führungspersönlichkeiten ist es etwas schwieriger. Oder bei Filmstars und Sportprofis. Bei den Geldsäcken. Aber selbst die kann man ohne viel Federlesens erledigen. Töten ist leicht. Die Kunst ist, ungestraft davonzukommen.

Aber bei einem arglosen Durchschnittsbürger?

Da ist es lächerlich einfach. Ein Klacks.

Seine Mitspieler hatten das soeben bewiesen, es gab nicht den geringsten Zweifel daran.

Er aktualisierte die Resultate auf seinem verschlüsselten Laptop und verschickte die neuste Statistik an die Wett-Websites und an die dafür verantwortlichen Stellen. Er prüfte die Wettanzeigetafeln und Fan-Websites.

Die Liga der Killer entwickelte sich zu einem regelrechten Renner.

Nicht nur in Las Vegas. Wahrscheinlich schenkte man auch in den Hallen des FBI der Sache ernsthafte Aufmerksamkeit, jedenfalls in der Welt von Wallace Mack.

Der Präsident mutmaßte, dass Mack zumindest teilweise das, was vor sich ging, ausgeschnüffelt hatte. Mein Gott, das hoffte er jedenfalls. Er konnte es kaum erwarten, Macks Leben noch ein letztes Mal in Stücke zu reißen.

Die Liga würde sich als sein Meisterstück erweisen. Gerade jetzt erinnerte sie ihn an die erste Runde eines größeren Sportturniers, bei dem es keinen Sieg einer schlechteren Mannschaft gibt und die von vornherein höher eingestuften Favoriten die schlechter eingestuften tatsächlich vernichtend schlagen. Interessant wurde es immer erst in der nächsten Runde.

Er klatschte in die Hände. Er konnte kaum Runde zwei erwarten.

69.

Las Vegas

Die Lichter an der Anzeigetafel blinkten in rascher Folge auf. Grüppchen von Menschen saßen an Tischen und blickten immer wieder auf die Tafel, auf der sie verfolgten, wie die neuen Zahlen aufleuchteten.

DIE LIGA DER KILLER

Florence Nightmare - 10-1

Truck Drivin' Man - 15-1

Der Fleischer - 30-1

Der Familienmensch - 15-1

Die Liebesdienerin - 7-1

Blaues Blut 5 - 1

Der Messias - 5-1

Der Präsident - 3-1

AUSSCHEIDUNGSRUNDE ZWEI

70.

Florence Nightmare

Ruth Dykstra war in Gedanken in eines ihrer Gemälde versunken. Sie hörte den Leuten zu, die ganz in ihrer Nähe Boccia spielten, hörte das italienische Geschnatter der Männer und Frauen, nahm den Geruch von Wurst, Paprika und Zwiebeln wahr, die am Grillstand brutzelten.

Dieses laute italienische Fest, wo ihr Zielobjekt den Nachmittag verbrachte, war nicht ihr Ding. Sie wandelte deshalb in Gedanken wieder in ihr Wohnzimmer, zu ihren Leinwänden. Sie spürte schon den Pinsel in der Hand, sah einen breiten Streifen Zinnoberrot auf der Leinwand und einen Spachtel, mit dem sie die Farbe als zackigen Strich auf den umbrafarbenen Himmel auftragen würde. Ruth schloss die Augen. Farben und Strukturen wirkten auf sie wie Wellen, auf denen sie, wie sie sich undeutlich erinnerte, als Kind getrieben war, damals, als ihr Vater sie noch zum Strand mitnahm. Ruth ritt auf der Farbe und spürte, wie die dunklen Wirbel sie besänftigten.

»Ah!«, hörte sie es von einer Schar Italiener herüberschallen. Sie riss sich von ihrer Leinwandvision los und schaute zum Boccia-Platz hinüber. »Na endlich hast du einen Treffer!«, meinte ein klein geratener Mann mit auffallend schwarz gefärbten, gegelten Haaren, schwarzer Kleidung und einer dicken Goldkette um den roten Hals.

»Gewöhn dich dran, Tommy!«, erwiderte ein langer Schlacks in Abendhose.

Die Männer gaben sich die Hand und sammelten ihre Boccia-Ausrüstung zusammen.

Ruth trat wieder an den langen Imbisstisch und betrachtete die Menge vor sich. Volk jeder Größe und Körperfülle stand nach Pizza, italienischem Eis und Kutteln in Tomatensoße an. Der Pöbel war aufdringlich, geräuschvoll und abstoßend. Die derben Fratzen, die schmatzend Pasta in sich hineinschlürften und aus kleinen Plastikbechern Rotwein tranken, empfand sie als Affront.

Ruth trank Kaffee aus ihrem Kunststoffbecher. Sie trank nicht richtig, sie nippte nur daran und feuchtete kaum die Lippen damit an. Kaffee fand sie widerlich, sie wurde davon immer so kribbelig. Aber mit irgendetwas musste sie sich schließlich beschäftigen.

Aus dem Augenwinkel verfolgte sie, wie der lange Schlacks in Abendhose von der Boccia-Bahn zu der Schlange am Getränkestand schlenderte. Die meisten Spieler bekamen Plastikbecher mit Bier gereicht.

Die Zeit war gekommen.

Ruth stand mit dem Kaffebecher in der linken Hand da, ging um den Tisch herum und bewegte sich auf die Schlange der Männer an der Bierbude zu.

In der rechten Hand hielt sie die fingerhutkleine Spritze. Sie hing an einem um einen Finger gewickelten Metalldraht. Vom Handrücken aus wirkte er wie ein schlichter Freundschaftsring. Kolben und Nadel lagen flach in der Hand. Sie musste nur die Finger spreizen, um die Nadel aufzurichten. Dann konnte sie sie, wenn sie sie wieder zusammenpresste, um den Ring nicht verrutschen zu lassen, jemandem in den Leib stechen.

Als sie hinter dem Boccia-Spieler zu stehen kam, strauchelte sie, und ihr brühheißer Kaffee ergoss sich über die linke Gesäßtasche des Mannes. Fast noch im selben Moment kam Ruths

rechte Hand zum Einsatz, mit der sie ihm die Nadel direkt ins Gesäß jagte. Der Mann zuckte zusammen, drehte sich zu Ruth um und fluchte. Sie wandte sich ab, den Blick auf eine nicht existente Stelle am Boden gerichtet, über die sie vorgeblich gestolpert war.

»Tut mir leid, mein Herr«, entschuldigte sie sich und beeilte sich offensichtlich, von einem Tisch eine Serviette zu holen, das Gesicht noch immer abgewandt von den in der Schlange stehenden Männern, die lautstark krakeelten.

Ruth hatte das Ende des Tresens erreicht, wo die Servietten lagen, huschte aber um ihn herum und verschwand hinter der provisorischen Wand der Getränkebude.

Hurtig eilte sie davon, die lauter werdenden Stimmen der Männer im Ohr, die herumschrien und Flüche ausstießen.

Ruth lächelte und stellte sich schon ihr Gemälde vor. Eine dicke rote Linie schoss wie ein Blitz über die ganze Fläche der Komposition. Schauer der Lust überkamen sie.

71.

Mack

Die Abteilung Technik und Information beim FBI befindet sich in der achten Etage des Hoover-Gebäudes. Sie setzten sich Agentin Wanda Fillmore gegenüber, einer leichenblassen und leicht übergewichtigen Person mit schwarzen Kulleraugen, die Mack an Zeichnungen von Emily Dickinson denken ließen.

Reznor hatte Mack berichtet, dass Fillmore ihr noch etwas schuldig sei. Offensichtlich hatte Reznor die junge Computerspezialistin mal vor einem Rufmord bewahrt, den ein Mitarbeiter aus Neid über ihre virtuosen Computerfertigkeiten angezettelt hatte.

»Agentin Fillmore ist diejenige, die das Schattenprogramm auf deinem Computer entdeckt hat«, erklärte Reznor.

Mack nickte, und die Frage schoss ihm durch den Kopf, ob sie alles auf seinem Computer in Augenschein genommen und auch seine persönlichen Dateien durchgesehen hatten.

»Also, dann sagen Sie mir mal, wonach Sie suchen«, forderte Fillmore sie auf. Ihre Stimme war sehr hoch und leise, wie die eines Kindes.

Reznor umriss kurz das Problem, worauf Fillmore den Blick wieder auf Mack richtete.

»Glauben Sie wirklich, dass er durch die offiziellen Zugangsportale eingedrungen ist?«

Mack schüttelte den Kopf. »Nein, wahrscheinlich nicht. Wir denken, dieser Typ ist ein Profi. Er muss sich entweder eine Methode ausgedacht haben, den offiziellen Zugang zu umgehen, oder er hat ein falsches Profil erstellt.«

»Sie sind die Beste auf diesem Gebiet, Wanda, deshalb dachten wir, Sie könnten es mit diesem Problem aufnehmen«, erklärte Reznor.

Mack sah Fillmores bleiche Wangen erröten. Wahrscheinlich bekam die junge Frau selten Komplimente.

»Ich sehe zu, was ich machen kann«, sagte sie.

»Sie schaffen das, Wanda«, ermutigte Reznor sie.

Mack konnte nur hoffen, dass sie recht hatte.

72.

Truck Drivin' Man

Der Klang war es, der Roger Dawson aufschrecken ließ.

Er hatte vor der Spelunke gewartet, wo sein Zielobjekt, ein Gefängnisaufseher, sich jeden Abend volllaufen ließ. Dawson nahm ihm das nicht übel – wenn er selbst in der Provinz von Michigan zu tun hätte, würde er sich auch jeden gottverdammten Abend mit Bier und Whiskey zuschütten.

Als sein Zielobjekt zum Auto gelangte und nach den Schlüsseln nestelte, kam Dawson hinter einem parkenden Laster hervor und holte aus.

Aber es klang nicht richtig.

Er war auf einen dumpfen Aufschlag gefasst, als der Aluminium-Baseballschläger das Steißbein traf. Anstatt dass sein metallener Prügel gegen die Muskeln und Knochen eines ahnungslosen Menschen schmetterte, erfüllte jedoch das verräterische Geräusch des Aufschlagens von Metall auf Metall die Luft.

Dawson spürte schmerhaft die Arme vibrieren.

Der Mann wurde von der Kraft des Schlagess nach vorn katapultiert, knallte an das Auto, glitt zu Boden und fiel auf den Rücken.

Dawson packte den Schläger noch fester und sah mit Vergnügen, wie der Mann sich ins Kreuz griff, das Gesicht schmerzverzerrt und voller Entsetzen. Ja, dachte Dawson, hast du das gespürt, Kumpel? Mach dich drauf gefasst, gleich gibt's noch mehr.

Dawson tat einen Schritt nach vorn und holte mit dem Schläger aus. Angepeilt hatte er den Kopf als leicht verwundbares Ziel, an dem er sogleich Qualen auslösen würde. Wie bei der Frau in der Tiefgarage in San Francisco.

Die hatte er zu Brei geschlagen.

Dawson frohlockte über seinen Scharfsinn. Sein Bizeps wölbte sich, die Unterarmmuskeln traten hervor, als er den Schläger hob. Das Grinsen wich aus seinem Gesicht. Seine Kieferknochen mahlten im süßen Vorgefühl des Grauens, das er sogleich anrichten würde.

Hinter dem Rücken kam die Hand des Mannes zum Vorschein, und Dawson wurde die Pistole gewahr. *Er hatte eine verdammt Knarre getroffen.*

Dawson schlug zu und hoffte, das, was auf ihn zukam, abfangen zu können. Aber die Kugel erwies sich als schneller. Der Schuss löste sich Bruchteile einer Sekunde früher, als Dawsons Schläger treffen konnte. Er zuckte zusammen, und sein eigener Schläger traf nur leicht auf den Schädel seines Gegenübers.

Ein sengender Schmerz schoss Dawson durch die Schulter. Er ließ den Schläger aus den Händen fallen, wankte rückwärts, nahm aber mit Befriedigung wahr, dass er diesem Scheißkerl sogar trotz seines halbherzigen Hiebes eine ordentliche Beule am Schädel verpasst hatte. Blut sickerte aus dem rechten Ohr.

Dawson hatte Schwindelgefühle. Ihm lief das Blut am linken Arm hinunter. Er musste sich

verdrücken.

Er schwankte noch, hörte aber, wie hinter ihm die Kneipentür aufging. Countrymusik schallte in die Nacht hinaus. Er würde um sein Leben rennen müssen. Er holte tief Luft und tat den ersten Schritt, als ihn etwas Hartes am Hinterkopf traf.

Dawson taumelte kurz, dann schlug er mit dem Gesicht auf den Gehweg.

Nicht gut, war sein letzter Gedanke.

73.

Nicole

Sie vergewisserte sich noch einmal der Adresse, die ihr die Privatdetektivin Mary Cooper gegeben hatte. Sie gehörte zu einer Wohngegend, die an das Stadtzentrum von Los Angeles angrenzte.

Schräg gegenüber von dem Haus, in dem Kurt angeblich wohnte, hielt sie mit ihrem Acura an.

Sie holte tief Luft. Einerseits wollte sie alles vergessen, einfach weiterleben und Kurt links liegen lassen. Andererseits hatte sie den schwierigeren und manchmal besseren Weg zu gehen gelernt: nach selbst festgelegten Kriterien und zu einem selbst bestimmten Zeitpunkt die Konfrontation zu suchen. Natürlich könnte sie auch beim Kurs mit ihm reden, aber dann wäre er vorbereitet; ohnehin wäre er ja darauf gefasst, ihr dort zu begegnen. Jetzt aber konnte sie ihn kalt erwischen und hoffen, dass er ihr die ganze Wahrheit sagte.

Darum war sie hier. Wegen der Wahrheit. Sie wollte nur wissen, warum Kurt sich ihr angenähert und sie belogen hatte.

Wusste er über ihre Vergangenheit Bescheid? Oder war das nur ein Spiel, das er öfter spielte?

Sie stieg aus dem Auto, verriegelte es und lief zur Haustür hinüber. Sie klingelte und wartete, versuchte es noch einmal, aber vergeblich.

Sie lief um das Haus herum und spähte durch das Garagenfenster. Zwei Autos standen darin. Irgendjemand musste zu Hause sein. Sie würde jetzt nicht einfach wieder verschwinden.

Gerade wollte sie wieder zur Straßenseite gehen, da merkte sie, wie sich etwas hinter ihr bewegte. Sie duckte sich, schnellte herum und ging auf Distanz zwischen sich und dem anderen.

Kurt schoss mit ausgestreckten Armen auf sie zu, doch sie bog seine Hände zur Seite, fuhr ihm mit dem Ellbogen ans Kinn und versetzte ihm eine volle Linke in die Nierengegend. Er sank auf die Knie und griff sich hinter den Rücken. Nicole zog behände das Messer aus dem Schaft am Fußgelenk und hielt es Kurt an die Kehle. Er brachte seine Hand wieder zum Vorschein. Er hatte nichts darin.

»Schatz?«, rief eine Frauenstimme. Eine dunkelhaarige Frau lugte hinter der Garage hervor. Als sie Nicole sah, entfuhr ihr ein Schrei.

»Ich rufe die Polizei!«, rief sie. Ihr Kopf verschwand hinter der Garage. »Nein!«, schrie Kurt zurück. Wieder tauchte der Kopf auf, aber sie schaute nur Nicole an. Kurt sah auch zu ihr hoch.

»Ich kann alles erklären«, sagte er. Nicole wusste nicht, ob er sie oder die Frau meinte, die offensichtlich seine Ehefrau war.

74.

Der Fleischer

Als James Milford die Wohnungstür öffnete, schoss ihm eine Erinnerung durch den Kopf. Er stand nicht auf der Schwelle seines billigen Einraum-Kabuffs, müde von einem langen Arbeitstag in der Karosseriewerkstatt, Arme und Beine schlapp von der anstrengenden Schufterei, mit Rückenschmerzen vom langen Stehen auf dem Betonboden.

Nein, er sah sich wieder im Gefängnis.

Genau gesagt dachte er an seinen zweiten Tag in Haft, als sie kamen, um ihn fertigmachen.

An jenem Tag war James Milford von niemandem auf dem Hof vorgewarnt worden. Die einzige Botschaft, die er erhielt, war der Schreck, der ihm vom Hodensack aus das Rückgrat heraufschwirrte und für einen Adrenalinstoß sorgte.

Er war herumgewirbelt und hatte den Möchtegernangreifer mit seiner eigenen Kampfkunst bekannt gemacht. Schnell hatte sich herumgesprochen, dass mit James Milford nicht zu spaßen war.

Als er nun die Wohnungstür aufstieß, kroch ihm wieder so eine elektrische Ladung den Rücken hinauf bis in die Schaltzentrale. Woher das kam, wusste er nicht. Er hatte sich wirklich schon öfter gefragt, wodurch ihm diese Warnungen eingegeben wurden. War es Gott? Irgendein Urinstinkt?

Eine Antwort hatte er nie gefunden.

Jetzt war diese Intuition wieder am Werk. Irgendwie witterte er, dass etwas faul war.

Er ließ den Schlüsselbund los, öffnete die Hände und sah aus der Finsternis der Wohnung einen älteren Mann auf sich zuhechten, der mit einem riesigen Fleischermesser seinen Kopf anpeilte. Milford bog sich zur Seite, sah die Wahnsinnsklinge an seinem Gesicht vorbeischwirren und hörte, wie sie in der minderwertigen Faserholztür stecken blieb.

Der Messerstecher blickte erst zu ihm, dann zu dem Messer.

Milford war verdutzt, weil er keine Ahnung hatte, wer die Gestalt war. Er reimte sich zusammen, dass es eine Visage aus dem Knast war. Jemand, dem er vielleicht Unrecht getan hatte. Oder es war das Gesicht eines Verwandten von einem seiner Opfer.

Aber der hier mit dem glatt nach hinten gekämmten Haar und der sonderbaren Physiognomie war ihm noch nie über den Weg gelaufen.

Der Einbrecher stürzte sich auf das in die Tür gerammte Messer und versuchte es herauszureißen.

Auch Milford packte den Messergriff, die Hand des Fremden umschlossen haltend. Den linken Ellbogen rammte er ihm in den Kiefer.

Der Mann taumelte. Milford zerrte das Messer aus der Tür und stach damit, aus viel geringerem Abstand als der andere zuvor, zu.

Die Klinge drang dem Mann in die Wange, schlitzte sie bis zum Mund auf und

durchtrennte ihm die Zunge.

Milford holte noch einmal aus und hieb auf ihn ein.

Ich hab es echt noch drauf, dachte er.

75.

Mack

Mack wechselte fast kein Wort mit Adelia und Janice, als er heimkam. Er lief schnurstracks in sein Arbeitszimmer, schloss sich dort ein und machte ein Bier auf.

Unfug. Reinstes Schwachsinn. Whidbys Hirn war voll davon, und deshalb mussten Menschen ihr Leben lassen.

Mack schüttete sich das Bier in den Schlund wie ein Triathlet nach hundert Kilometern sein Gatorade. *Scheiß drauf*, überlegte er, *ich muss dieses Rätsel lösen*.

Er knallte seine Ordner auf den Tisch und griff zum Telefon. Reznor hatte ihm die Akten gegeben, die endlich aus dem Krankenhaus in Charleston und von der Dienststelle in Georgia gekommen waren.

Auf dem Flug hatte er sich die Personalunterlagen des Krankenhauses zu Gemüte geführt. Drei Mitarbeiter aus der Belegschaft passten in sein Profil.

Mack wählte die Nummer der Klinikverwaltung und erkundigte sich nach dem Mitarbeiter, der mit Reznor im Austausch gestanden hatte.

Als er ihn am Hörer hatte, erläuterte er ihm, was er benötigte. Kurzum, er las ihm die drei Namen vor, die er aus der langen Liste herausgefiltert hatte und die mit seinem Profil Übereinstimmungen aufwiesen: mindestens fünfunddreißig und nicht mehr als fünfundfünfzig Jahre alt, wahrscheinlich irgendwo in der Mitte. Die Person wäre wahrscheinlich ein Angestellter auf niedriger Ebene, kein Arzt oder gut ausgebildeter Techniker; alleinstehend, kinderlos und wohl seit mindestens sieben Jahren im Krankenhaus tätig.

Was jedoch noch mehr zu Buche schlug: *Die Person müsste sich innerhalb der letzten Tage ganz überraschend frei genommen haben*.

Der Mann versprach Mack zurückzurufen, sobald er die Sache geprüft hätte.

Mack betrachtete die Unterlagen von der Dienststelle für Güterkraftverkehr. Das war etwas verwickelter und würde viel mehr Zeit kosten als die Auswertung der Klinikinformationen. Die Dienststelle durchliefen täglich Tausende von Namen und Informationen. Noch dazu waren hier die Daten, anders als die vom Krankenhaus, unvollständig und planlos zusammengestellt.

Wieder wünschte Mack diesen Whidby zur Hölle. Wenn der Mann ihm doch nur einen Trupp junger Agenten zur Verfügung gestellt hätte, die diese arbeitsintensive Tätigkeit erledigt hätten, dann könnte er in kürzester Zeit einen großen Schritt vorankommen.

Das Telefon riss ihn aus seinen Gedanken. Er drückte auf die Gesprächstaste.

Von den drei genannten Mitarbeitern verrichteten zwei gerade ihren Dienst im Krankenhaus. Die dritte Person hatte wegen einer Familienkrise um ein paar freie Tage gebeten.

Es war eine siebenundvierzigjährige Krankenschwester, ledig und kinderlos, und arbeitete seit fast siebzehn Jahren im Haus.

Der Verwalter nannte Mack ihren Namen, aber der sagte Mack nichts.

Ruth Dykstra.

76.

Die Liebesdienerin

Er hatte für sie ein weibliches Opfer ausgesucht, und sie wusste auch, warum. Es war ja schließlich ein Wettkampf. Amanda Dekins kannte sich mit Männern gut aus und wusste, wie sie sie manipulieren und austricksen konnte.

Und töten.

Nun also hatte der Präsident sie auf eine Geschlechtsgenossin angesetzt. Sie musste lachen. »Geschlechtsgenossin« – was für ein blöder Ausdruck. Klar hatte sie eine Möse. Aber sie war viel weiter entfernt davon, sich als Frau zu fühlen, als es sich irgendjemand vorstellen konnte.

Sie zerbrach sich nicht allzu sehr den Kopf. Die Informationen über ihr Zielobjekt hatte sie sich durchgelesen. Die Dame war eine Tatortermittlerin, eine von diesen technikversessenen Idioten, die im Fernsehen immer in der Lage waren, aus dem Inneren eines Lampenschirms Haut abzuschaben und damit den Täter zu überführen. Ausgemachter Hollywoodquatsch.

Diese Frau, Sophie Tarallis, hatte nichts Spektakuläres vollbracht, aber ihre akkurate Arbeit hatte vor zehn Jahren zur Festnahme eines Serienmörders in Milwaukee beigetragen. Dadurch war sie berühmt geworden und seitdem oft in Fernsehsendungen über ungelöste Kriminalfälle zu sehen.

Amanda Dekins nickte. Das hatte Hand und Fuß. Runde zwei war angesagt.

Die Einsätze wurden deutlich höher.

Sie stieg dahinter, dass es eigentlich sogar leichter war, gegen eine Frau anzutreten. Vielleicht erwies es sich als Vorteil, was der Präsident als Erschwernis betrachtete.

So jedenfalls wollte Amanda Dekins es sehen.

Die Tarallis fuhr täglich mit dem Auto denselben Weg von der Polizeizentrale in Dallas nach Hause, außer an den Freitagen, da gingen sie und einige Kollegen meist erst in eine trendige Bar gegenüber, um sich einen Martini zu genehmigen.

Dekins zog sich ein schlichtes Kostüm und festes Schuhwerk an und fuhr in ihrem Mietwagen zu einem in der Nähe gelegenen Park. Sie stieg aus, verriegelte das Auto und lief zur Straße zurück. Sie näherte sich bis auf einen Abstand von etwa vierhundert Metern der Bar, aus der ihr Zielobjekt sogleich herauskommen sollte.

Sie entdeckte eine Wohnanlage, in deren Schatten sie stehen blieb. Nach einer Viertelstunde sah sie den Honda Accord mit der Tarallis am Lenkrad.

Dekins zog das Shirt aus dem Rockbund, brachte ihre Frisur durcheinander und schüttelte einen Schuh vom Fuß. Sie rannte auf die Straße, direkt vor das Auto, das ins Schleudern geriet und zum Stehen kam.

Sie stürzte zum Fahrerfenster und schrie: »Mein Freund ist betrunken und will mir was antun!« Sie warf einen von Entsetzen erfüllten Blick auf die Wohnanlage. »Können Sie mich ein Stück mitnehmen? Egal, wohin?« Dann fing sie an zu heulen, wobei ihr Zielobjekt auch bei näherem Hinsehen keine Träne hätte entdecken können.

Die Frau schaute kurz zu dem Gebäudekomplex und wieder zu Amanda Dekins. Dekins sah, dass sie klein war und ihre grau melierten Haare am Hinterkopf zusammengesteckt waren. Diese Frau begutachtete den ganzen Tag lang nur Leichen. Kein Wunder, dass sie nicht viel Geschmack hatte.

Dekins wusste, was diese Frau vor sich sah: eine noch ansehnliche Frau jenseits der Blüte ihrer Jahre. Wahrscheinlich eine geschiedene Sekretärin, die in einem kläglichen Loch hauste, ihr Leben zusammenzuflicken versuchte und sich wahrscheinlich nach einem sich wiederholenden Verhaltensmuster den falschen Mann aussuchte.

»Steigen Sie ein«, sagte die Kriminaltechnikerin.

»Vielen Dank!«, sagte Dekins beim Anfahren.

»Ich verständige die Polizei«, erklärte die Kriminaltechnikerin und hielt sich beim Fahren das Handy ans Ohr.

»Nein, schon gut«, hielt Dekins dagegen. »Biegen Sie einfach an der nächsten Ecke ab, da holt mich jemand ab. Ich konnte nur nicht länger warten, ich dachte, er bringt mich um.«

Die Fahrerin überlegte kurz und ließ das Handy wieder zuschnappen.

»Hier ist ein kleiner Park, da treffe ich mich mit meiner Schwester«, sagte Dekins.

Sophie Tarallis fuhr von der Hauptstraße herunter und noch zwei Häuserzeilen weiter, wo sie hinter dem Picknickareal des Parks stehen blieb. Dekins sah ihren eigenen Mietwagen sechs Meter hinter ihnen stehen.

»Okay, prima«, sagte sie.

Einen Augenblick später war Sophie Tarallis das Hauptbeweisstück an einem grausigen Tatort.

77.

Mack

Mack legte auf. Er hatte soeben Reznor den Namen Ruth Dykstra durchgegeben. Er beschrieb die Frau und was er über sie herausgefunden hatte.

Er drängte Reznor, eine Hausdurchsuchung bei ihr vorzunehmen und sie aufzuspüren. In der Zwischenzeit hatte er sich weiter mit den Unterlagen der Dienststelle in Georgia herumgeschlagen.

Das war eine harte Nuss. Das Profil, das er herausgearbeitet hatte, würde zu vielen Kandidaten passen. Weiß, männlich, niedriger Bildungsstand, Einzelgänger, Probleme mit Frauen. Wahrscheinlich zwischen Ende zwanzig und Mitte vierzig.

Mack vertiefte sich zwei Stunden in die Unterlagen und hatte rasch einen Stapel von mindestens zwölf möglichen Verdächtigen zusammengetragen. Er seufzte, öffnete eine Flasche Bier und lehnte sich zurück.

Er schaute aus dem Fensterchen über dem Schreibtisch. Nur die Dachspitze eines Hauses in der Nachbarschaft konnte er erkennen. Ein paar Zirruswolken zogen Streifen über den Himmel, ein Sternfruchtbaum schwankte im sanften Wind des Nachmittags.

Macks Blick fiel auf ein Kärtchen auf seinem Tisch. Fast hätte er es weggeworfen, aber aus irgendeinem Grund hatte er es doch behalten.

LK.

Was sollte das nur bedeuten? Er war nie von einer Gärtnerei oder sonst jemandem angerufen worden.

Macks Gedanken wanderten zu den Menschen, die innerhalb der letzten drei Tage umgekommen waren. Ihm war ganz danach, etwas zu zerschmettern, und er blickte auf die Bierflasche in seiner Hand.

Er fühlte sich machtlos und war plötzlich außer sich vor Wut. Wer beobachtete ihn? Wer hatte das Spyware-Programm auf seinem Computer installiert? Wie lang schon beobachteten sie ihn? Worauf waren sie aus?

Mack dachte über die Opfer nach. Nahler, Tomlinson, Dragger. Alle hatten sie auf die eine oder andere Weise mit Gewaltverbrechen zu tun gehabt.

Und noch etwas hatten sie gemeinsam.

Ihn.

Er hatte mit Nahler zusammengearbeitet und er kannte sowohl Tomlinson als auch Dragger.

Richter Lyons hatte er nicht persönlich kennengelernt, aber er war irgendwann schon mal mit ihm im selben Gerichtssaal gewesen. Und Deborah Pugh hatte ihn wegen der Umstände eines ihrer Romane interviewt.

Verdammter Mist.

Wieder fiel sein Blick auf die Karte mit dem LK-Logo.

Bilder, Wörter, Namen überstürzten sich in seinem Kopf, während er, wie er spürte, mit rasender Geschwindigkeit auf eine Lösung zudriftete.

Die Fälle, die er untersucht hatte, von denen er einige bei der Vorlesung in Quantico vorgetragen hatte. Er dachte an seine Notizen.

Die Morde an Dragger und Nahler konnte er zwei aktiven Serienmördern zuordnen.

Konnte man auch die anderen Morde mit Fällen in Zusammenhang bringen, die er bereits analysiert hatte? Wenn ja, mit welchen? Das bedeutete auch, dass bald mit noch mehr Opfern zu rechnen war.

Stunden die dann auch mit Mack in Zusammenhang? Mit wem hatte er noch bei Gewaltverbrechen zusammen...

Panik erfasste ihn.

Er schnellte hoch und schnappte sich das Telefon. Ein Name glühte leuchtend weiß vor seinen Augen.

Nicole.

78.

Blaues Blut

Während der Morde, der Haft und des darauf folgenden Medienrummels hatte Mrs Frances Knowles, was ihren schändlichen Sohn betraf, das Undenkbare getan.

Sie hatte seine Schuld eingestanden.

Anders als die Eltern anderer Mörder, die ihre Kinder gegen die Anschuldigungen verteidigen und steif und fest ihre Unschuld behaupten, hatte sich Frances Knowles dazu bekannt, dass ihr Sohn ein Scheusal sei.

»Ich wusste, dass etwas mit ihm nicht stimmte«, erklärte sie einem Reporter des »People«-Magazins. »Immer lagen tote Tiere und Unmengen von sonderbarer Pornografie im Haus herum, wo Menschen gefoltert wurden und so. Im tiefsten Seelengrund habe ich immer vermutet, dass ich einen Teufel zur Welt gebracht habe. Kein Wunder, dass sein Vater das Weite gesucht hat.«

Obwohl sie nie Mitleid mit den Opfern ihres Sohnes empfunden hatte, gab sie ihrer Erleichterung und Dankbarkeit gegenüber dem Richter und den Geschworenen Ausdruck, die ihren Sohn zum Tod durch eine Giftspritze verurteilt hatten.

»Ich hätte ihn nie in die Welt setzen sollen«, sagte sie.

Douglas Hampton war gut unterrichtet über Eltern, die sich etwas darauf zugutehielten, auf die Schuld ihrer Kinder hinzuweisen. Von klein auf war ihm von seiner Mutter bescheinigt worden, wie nichtsnutziger er sei und dass er den Namen Hampton nicht verdiente. Später ging ihm auf, dass sie einen Rochus auf ihren Mann hatte und an ihrem Sohn ausließ. Aber diese Lehre kam zu spät für ihn. Die Saat des Hasses war in seiner Seele schon aufgegangen. Als sich der erste sexuelle Trieb rührte, trieben finstere Blüten in ihm aus.

Er stand vor der Tür von Frances Knowles' armseligem Häuschen in einem gottverlassenen Kaff in Ohio, hielt eine Brieftasche in der Hand und hatte einen schönen Armani-Anzug mit dunkelgrauen Nadelstreifen an.

Er klingelte und wartete. Als sich nichts rührte, pochte er mit der Faust an die Holztür und rief ihren Namen. »Hallo, Mrs Knowles?«

Hampton hörte etwas, und die Tür ging auf. Die alte Dame starzte ihn an. »Ich bin von Brochmann, Evens und Leverett«, erklärte er. Die einflussreiche Anwaltskanzlei, deren Namen er nannte, war entsprechend den Aufzeichnungen des Präsidenten von ihrem Sohn mit seiner Verteidigung beauftragt worden.

Sie stierte ihn wortlos an, ohne seine Worte zu begreifen.

»Die gute Nachricht ist, ich habe hier einen beachtlichen Scheck über Einkünfte aus Ihrem Interview mit der Zeitschrift ›People‹«, sagte er. »Die schlechte Nachricht ist, Sie müssen einige Formulare unterzeichnen.«

Er setzte sein sonnigstes Lächeln auf und erwiderte ihren durchdringenden Blick mit einer möglichst gefälligen Miene. Wäre er in der Lage gewesen, einen schüchternen Augenaufschlag einzubauen, dann hätte er auch das versucht.

Hampton war klar, dass diese Frau dem schlechten Ruf ihres Sohnes nie hatte entkommen können. Laut Notizen des Präsidenten wurde sie mindestens einmal monatlich persönlich oder telefonisch um ein Interview gebeten. Allen hatte sie eine Absage erteilt. Dennoch vermutete der Präsident, sie sei in Geldnot.

Hampton konnte ihrem Gesicht ablesen, wie sie mit sich kämpfte.

»Also gut, kommen Sie rein.«

79.

Nicole

Nicole stand im Thicque in der Küche. Alle waren schon nach Hause gegangen, aber sie trödelte noch ein bisschen herum und genoss die Befriedigung über einen wiederum gelungenen Abend. Sie fühlte sich so wohl hier. Das war ihr Platz im Leben, und noch jetzt vernahm sie hinter der leisen Jazzmusik aus der Stereoanlage die Stimmen und das Lachen der Gäste, die hierhergekommen waren, um fein zu essen, guten Wein zu trinken und die Gesellschaft lieber Freunde zu genießen.

Manchmal hoffte sie, dass diejenigen, die das Restaurant aufsuchten, es auch so empfanden: Dass sie hier jemanden kennenlernten, mit dem sie schon das ganze Leben befreundet zu sein meinten.

Der Gedanke an Freunde brachte sie auf Kurt, auf den sie stinksauer war. Die Mitteilung der Detektivin, dass ihr neuer »Freund« verheiratet war, hatte sie kurz aus dem Konzept gebracht.

Besonders weil er öfter hatte durchblicken lassen, dass er in Nicole gern mehr als eine gute Freundin gesehen hätte. Obwohl sie ihn auch schon mit verliebten Augen angeschaut hatte, ärgerte es sie, dass er sie angelogen hatte. Nun ja, gelogen hatte er nicht, aber verheimlicht, dass er verheiratet war. Wenn man es nicht als Unehrllichkeit auslegte, war es zumindest grobe Täuschung.

Sie lief durch den Gastraum, rückte ein paar unordentlich stehende Stühle zurecht und hob einen Leinenvorhang an, dessen unterer Saum kaum merklich am Fensterbrett festhing.

Zufrieden kehrte sie in die Küche zurück, schaltete die Stereoanlage aus und zog sich einen Hocker an das Edelstahlischchen neben dem Durchgang zum Gastraum.

Hier machte sie ihre Notizen, notierte Ideen für die Speisekarte und erledigte anderen Papierkram, soweit es nicht um Persönliches ging. Sie ermunterte ihre Mitarbeiter, ihre Rezepte und die von ihr selbst erstellten Beschreibungen von Speisen, die sie auf ihren Auslandsreisen gegessen hatte, zu prüfen und selbst Vorschläge zu Menüs oder Zubereitungsmethoden zu unterbreiten. Bis jetzt hatte niemand ...

Ein Geräusch ließ Nicole aufmerken.

Sie rutschte vom Hocker, zog ein Messer mit langer Klinge aus dem Messerblock und schärfte es.

Woher war das Geräusch gekommen?

Von der Hintertür. Sie fasste sich. Die Hintertür ging auf einen kleinen Parkplatz in einer Gasse hinaus. Zuweilen strichen dort Obdachlose herum und hielten Ausschau nach etwas, das sich zu Geld machen ließ, nach heruntergefallenen Münzen oder einem Schlafplatz.

Sie näherte sich der Tür, das Messer im Pekiti-Tirsia-Griff in der rechten Hand, die Klinge ragte nach außen gedreht aus der Hand. Sie konnte dadurch jemandem an die Kehle fahren und die Halsschlagader durchtrennen. Nicole spürte, wie ihr Herz raste, aber sie hatte sich unter Kontrolle.

Überhaupt ging es nur um Kontrolle. Wachsam zu bleiben und sich die Angst zum

Verbündeten zu machen statt zum Gegner.

Sie schlich in die kleine Nische am Ende des Ganges. Wieder drang das feine Geräusch an ihr Ohr.

Ein Brummen.

Sie ließ das Messer sinken.

Das Geräusch kam aus ihrer Handtasche.

Das musste ihr Telefon sein.

Sie griff in die Tasche, zog das Telefon aus seinem kleinen Seitenfach und schaute auf die Anzeige. Ihr Atem stockte. Sie starrte auf den angezeigten Namen.

Wallace Mack.

80.

Blaues Blut

Sein ganzes Leben lang hatte er jenseits aller Regeln gelebt. Sei es der Name Hampton, das Hampton'sche Geld, sein gutes Aussehen oder gar eine Kombination aus alledem, nie hatte er es zugelassen, dass er mit dem gleichen Maßstab wie die Allgemeinheit gemessen wurde.

Nein, für Douglas Hampton sah die Welt anders aus. Eine andere Welt mit Regeln, die er sich selbst ausgedacht hatte.

Folglich erstaunte ihn auch nicht sein Einfall, dass er die Regeln des Präsidenten eigentlich nicht unbedingt befolgen müsste. Alle anderen schienen sich damit nicht schwerzutun, den Plänen dieses Arschlochs zu gehorchen. Aber er, Douglas Hampton, hatte nicht vor, diese Spielregeln zu respektieren.

Nachdem er Mrs Knowles erledigt hatte, sprang er wieder ins Auto und fuhr über die Autobahn zum Holiday Inn, dem ersten Sammelpunkt für die »Wettkampfteilnehmer«.

Er trat an den Empfangstresen. Die junge Frau ähnelte nur entfernt jener, die anfangs da gewesen war, aber sicher war er nicht. Es tat auch nichts zur Sache, denn sie lächelte ihn an, und die Art, wie die Polyesterhose ihre vollen Hüften umfing und wie sie ihre Brüste zur Geltung brachte, nachdem sie ihn erblickt hatte, machte ihm deutlich, dass er kriegen würde, was er wollte.

»Hallo, Kimberley«, begrüßte er sie und bemühte sich, dabei nicht auf ihr Namensschildchen, sondern in ihre Augen zu schauen. »Vielleicht können Sie mir helfen. Ich habe vor ein paar Tagen ein geschäftliches Treffen besucht und möchte dem Veranstalter ein Dankeschreiben zukommen lassen. Können Sie mir behilflich sein?«

»Selbstverständlich«, sagte sie und gab etwas in ihren Computer ein. Sie fragte ihn nach Datum und Uhrzeit der Sitzung.

Als Kimberley die Stirn runzelte, kochte sofort der Zorn in Hampton auf. Gleich würde sie ihm verklicken, die Informationen seien nicht mehr vorhanden oder sie dürfe sie ihm nicht weitergeben. Die Wut brodelte in ihm, und am liebsten hätte er ihr die fetten Lippen aus dem Gesicht gefetzt, aber er verbarg diese Wut, schließlich brauchte er diese Schnepfe noch.

Sie notierte etwas auf einem Klebezettel und reichte ihn ihm. Der Firmenname stand darauf, Alpha Delta Entertainment.

Ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, wusste Hampton, dass das ein Schwindel war. »Gibt es eine Telefonnummer dazu?«, hakte er nach.

Kimberley tippte wieder etwas ein. Sie schüttelte den Kopf und ließ dabei ihr rotbraunes Haar effektvoll wie einen Wasserfall über die Schultern stürzen. Hampton feixte, weil es nicht klappte und die Haare sich an der billigen weißen Bluse verfingen.

»Hm, nein«, antwortete sie. »Tut mir leid.«

»Sie haben also mit überhaupt niemandem gesprochen?«

»Nein, das lief wahrscheinlich alles über E-Mail«, meinte sie.

Douglas Hampton dachte an die Frau bei Hampton Industries, die in der Rechtsabteilung

recherchierte. Er hatte sie ein paarmal flachgelegt, und sie hatte sich in ihn verliebt. Sie wollte ihm damit imponieren, was für eine Könnerin in puncto Internet sie war. Sie hatte ihm weisgemacht, mithilfe einer E-Mail-Adresse könne sie in Windeseile alles Mögliche rauskriegen.

»Ich habe schon noch die E-Mail-Adresse, aber lassen Sie mich bitte mal abgleichen, ob es dieselbe ist«, sagte er.

Sie zögerte, und Hampton konnte es förmlich in ihrem Spatzenhirn arbeiten sehen. Sie hob den Blick und er schenkte ihr sein Lieblingsgrinsen, so ein burschikoses, das sagen wollte, na los, lass uns zusammen unseren Spaß haben.

Sie lächelte zurück, wurde etwas verlegen und lenkte den Blick wieder auf ihren Computer.

Und dann schenkte sie ihm, was er sich gewünscht hatte, ganz so, wie es ihm mit fast allen Frauen ging, mit denen er je zu tun gehabt hatte.

81.

Mack

Am Vormittag, nach dem Frühstück, traf Adelia ein, und Mack nahm seinen Koffer und trug ihn treppauf zu seinem Schlafzimmer.

Er klappte ihn auf und warf Sachen hinein. In Los Angeles war es zu dieser Jahreszeit sicher nicht viel anders als in Florida, nur nicht so feucht.

Mack hatte keine andere Wahl, als nach Los Angeles zu fliegen. Er spürte es ganz unmittelbar, dass Nicole auf der Liste der Zielobjekte stand. Whidby würde ihm kein Gehör schenken und für Nicole keinerlei Schutz bereitstellen, also musste Mack das selbst übernehmen.

Er schaute seine Hemden durch, weil er erwog, Nicole vielleicht zum Abendessen auszuführen, und ertappte sich bei der Frage, was sie dann wohl anziehen würde. Er kam sich reichlich blöd vor. Was sollte das? Er musste bei klarem Verstand bleiben.

Reznor würde ihn nicht begleiten. Er war auf sich allein gestellt. Das FBI hielt seine Theorie nicht für richtig, also lag ihnen nichts daran, Personal abzustellen, das sich nach seinen »wirren« Fantasien richtete. Das alles lag an Whidby.

Mack duschte und rasierte sich, packte sein Waschzeug ein, zog den Reißverschluss des Koffers zu und trug ihn die Treppe hinunter.

»Wie lange werden Sie weg sein?«, wollte Adelia wissen. Sie stand in der Küche und wischte die Arbeitsflächen ab.

»Keine Ahnung, vielleicht eine Woche«, antwortete er.

»Seien Sie vorsichtig, Mack. Sie sind schon eine Weile nicht mehr im Betrieb.«

Er lächelte. »Glauben Sie mir, das ist mir bewusst.«

»Machen Sie sich keine Sorgen um uns hier«, beruhigte ihn Adelia. »Ich habe alles unter Kontrolle.« Während der wenigen Reisen, die Mack unternommen hatte, hatte sich Adelia im Gästezimmer im Erdgeschoss eingerichtet und rund um die Uhr um Janice gekümmert.

»Ach, um Sie und Janice habe ich mir noch nie Sorgen gemacht«, bestätigte Mack.

»Gut, dafür bezahlen Sie mich ja schließlich auch.«

Mack stellte seinen Koffer an der Hintertür ab und lenkte seine Schritte zur Terrasse am Swimmingpool, wo Janice an einem Tischchen saß und auf einem Block etwas zeichnete. Mack merkte, wie sie sich konzentrierte.

Er ging zu ihr.

»Janice«, sprach er sie an.

Sie schreckte hoch und schaute ihn mit großen Augen an.

»Was? Ach so.« Sie reckte den Hals und schien ihn zu erkennen.

»Ich mache eine kurze Reise. In ein paar Tagen bin ich wieder da, okay?«

Aus dem Augenwinkel schielte sie auf die Zeichnung, die sie mit dem Arm zu bedecken versuchte.

»Ja, gut«, sagte sie.

»Darf ich dich drücken?«

Sie zuckte die Schultern.

Mack beugte sich zu ihr hinunter und umarmte sie. Er versuchte einen Blick auf das Bild zu erhaschen, aber es war verborgen.

Er ging noch einmal die Treppe hoch in sein Arbeitszimmer, öffnete den Safe hinter dem Schreibtisch und nahm seine Glock 21 und die Munitionsbox heraus. Zwar hatte er sie lange nicht bei sich gehabt, aber er ging fast regelmäßig zum Schießplatz. Wenn er nicht gelegentlich schießen würde, würde sich die Waffe in der Hand ungewohnt anfühlen, wenn er am dringendsten auf sie angewiesen wäre. Das wäre nicht gut.

Er rückte sein Schulterhalfter zurecht und kramte seine noch gültige Erlaubnis zum Mitführen seiner Schusswaffe auch auf dem Flughafen und im Flugzeug heraus.

Er ließ die Pistole ins Halfter gleiten und bebte in gespannter Erwartung.

Das Gefühl, gejagt zu werden, wollte ihm gar nicht gefallen.

Womöglich war die Zeit reif, dass er selbst zum Jäger wurde.

Der Familienmensch

Brent Tucker ließ sich keine grauen Haare wachsen. Nun ja, Mack war zwar FBI-Agent, aber aus den vom Präsidenten bereitgestellten Hintergrundinformationen hatte er herausgelesen, dass aus ihm mittlerweile eher ein Schreibstuhlhengst geworden war. Kein Charles Bronson.

Außerdem sollte er ja nur die Schwester und nicht Wallace Mack selbst beseitigen, daran hatte der Präsident keinen Zweifel gelassen.

Das würde er sicher mit links erledigen. Schließlich brachte er ständig Personen im Vollbesitz ihrer körperlichen und geistigen Kräfte zur Strecke. Bei einem Krüppel sollte das ein Kinderspiel sein. Zumindest war da die Achillesferse sichtbar.

Tucker wusste aus erster Hand, wie man seinen Nächsten ausnutzen konnte. Er dachte an seine Frau, die würde für die kleinen Rotznasen alles tun, so beschränkt, wie sie war. Dann dankten sie es ihr nicht einmal, sie waren verlogen und raffgierig. Und diese blöde Kuh würde ihr Leben für jedes der Bälger opfern.

Aber damals wollte Becky ja unbedingt Kinder haben, Mutterinstinkt und dieses ganze Zeug. Tucker betrachtete seine Angehörigen nicht als menschliche Wesen, sondern als seine Tarnung. Wenn ein Mörder gefasst wurde, der eine Familie hatte, waren immer alle von den Socken. Und er war ja verheiratet! Er war Vater! Wie konnte denn ein verheirateter Familienvater in der Gegend herumstrolchen und Leute umlegen? Ganz einfach, dachte Tucker.

Was er sogleich beweisen würde.

Das Großartige an Eigenheimen in Florida sind ihre Swimmingpools und die Lage am Wasser. Wenn man sich das leisten kann, dann versucht man immer ein Wassergrundstück zu ergattern. Die Preise fallen nie.

Wegen der unbeschreiblichen Hitze hatte fast jedes Haus einen Pool. Meistens waren sie mit einer Konstruktion aus Fliegengitter überdacht, um Mücken und andere Insekten fernzuhalten.

Tucker ließ sich das alles durch den Kopf gehen, als er in dem Kajak, den er aus dem öffentlichen Park am Ende der Straße gestohlen hatte, dahinpaddelte. Der Präsident hatte beste Vorarbeit geleistet.

Er hatte einige Schwierigkeiten damit, denn er war noch nie gepaddelt. Er legte an Macks Anleger an, kletterte aus dem Kajak und über die mit Steinen aufgeschüttete Böschung hinauf zu dem Holzsteg, der von der Terrasse hinten ans Haus führte.

Der Präsident hatte ihm aufgeschrieben, dass die meisten Eigenheime in Florida gute Alarmanlagen hätten, aber selten von der Wasserseite her Schutz böten, es sei denn, es handele sich um eine riesige Villa in Palm Beach. Tucker ging in Richtung Pool, zog ein Teppichmesser hervor und schlitzte das Fliegengitter an einer Stelle auf. Er schob sich hindurch und bog das aufgeklappte Stück wieder zurück.

Dann stieg er langsam die Stufen zur Veranda mit der Fensterfront und den Glasschiebetüren hoch.

Adelia Williams war verliebt. Ihr Ehemann Oscar war ein guter Mann. Bevor er sich als Scharfschütze bei den Marines gemeldet hatte, war er an der Highschool ein Star als Football-Runningback gewesen.

Schon damals in der Zeit ihrer Backfisch-Verliebtheit hatte Adelia ihre Liebe und Loyalität zum Ausdruck gebracht, indem sie fast jedes Footballspiel, bei dem ihr Freund mitmachte, besucht hatte. Sie hatte so viel Football gesehen, dass sie wusste, was ein kombinierter Hoch-Tief-Block und ein Slant-and-Go war, was ein steifer Arm und das illegale Benutzen des Helms bedeuteten.

Als sie vom Abwischen des Glastisches aufsah und den Mann erblickte, der mit dem Teppichmesser in der Türöffnung stand, fackelte sie nicht lang.

Sie ging zum Angriff über. Die Regel Nummer eins beim Kampf hatte ihr ihr Mann beigebracht, nämlich: Warte nie darauf, dass der andere zuerst zuschlägt.

Und zum Teufel noch mal, schließlich war das auch ihr Haus. Sie wohnte praktisch hier. Sie hatte Janice und Mack ins Herz geschlossen und würde nicht zulassen, dass ihnen jemand Leid zufügte. Sie hätte Mack rufen können, der noch oben war, aber auch das hätte dem Einbrecher zu viel Zeit verschafft.

Der Mann wurde von Adelias Ansturm überrumpelt. Sie sah ihm sofort an, dass er damit gerechnet hatte, dass sie niederknien und um ihr Leben winseln würde.

Aber leck mich doch!

Er stieß mit dem Messer nach ihr, aber sie packte ihn am Handgelenk, mit der anderen Hand versetzte sie ihm einen solchen Hieb vor die Brust, dass er, während sie ihn weiter rückwärts vor sich her stieß, stolperte, mit den Armen ruderte und schließlich den Halt verlor.

Er kippte rücklings über das Verandageländer. Adelia sah ihn fallen und widernatürlich zucken, als er mit dem Rückgrat heftig gegen das speziell für Janice gebaute Geländer der Pooltreppe prallte. Adelia hörte es knacken.

Der Mann sank in sich zusammen und landete am Rand des Swimmingpools, Schultern und Kopf hingen im Wasser.

Er ertrank nicht.

Keine Bläschen drangen aus seinem Mund.

Er atmete nicht.

Er war bereits tot.

Sie hörte hinter sich jemanden auf die Veranda rennen. Sie wirbelte herum. Es war Mack.

Er hielt eine Pistole in der Hand und zeigte einen grimmigen Gesichtsausdruck. »Wo ist er?«, fragte er.

Sie wies zum Geländer.

»Entspannt sich im Pool.«

83.

Nicole

Sie war erschöpft. Heute hatten sie sich wieder für den längeren Weg in den Santa-Monica-Bergen entschieden. Nicole taten die Beine weh, wohingegen Tristan wie immer kaum von der Anstrengung beeindruckt schien.

»Wie kommt es, dass du nicht erschöpft bist?«, fragte Nicole.

Tristan lachte und trank aus ihrer Wasserflasche. »Ach, ich bin schon kaputt, aber ich lass es mir nicht anmerken.«

Sie blieben am letzten kleinen Anstieg stehen, bevor der Pfad zum Parkplatz hinunter abfiel. Nicole schüttete sich etwas Wasser auf die Hand und rieb Sal den Rücken ab. Sein dunkles Fell absorbierte die Hitze, sie musste ihm öfter Kühlung verschaffen.

Sie verrieb das Wasser auf Sals Rücken, und Tristan vertrat sich neben ihr die Füße. Sals Fell sträubte sich unter Nicoles Hand, sie spürte ein Zittern. Er stellte die Ohren auf.

Nicole schaute in dem Moment auf, als ein Mann einen großen Stein auf Tristans Kopf niedergehen ließ. Er traf sie an der Schläfe. Sie klappte zusammen wie eine Stoffpuppe, fiel rücklings zu Boden und purzelte den Abhang hinunter.

Sal stürzte sich auf den Mann, der Tristan angegriffen hatte, beide überschlugen sich und fielen in einer Wolke von Staub, Geknurre und Geschrei über den Rand der Hochebene.

Zwei andere Männer gingen auf Nicole los, der eine aufgerichtet, der andere etwas geduckt. Sie tauchte zwischen ihnen hindurch. Als sie herumgefahren und in Kauerstellung gesprungen war, hatte sie in jeder Hand ein Messer. Die Männer erkannten, wie sie sie hielt: den Griff in den Händen, die Klinge längs des Unterarms nach außen gedreht.

Sie wurden stutzig. Mit Sicherheit waren sie nicht auf so etwas gefasst gewesen, als sie sich auf diese Sache einließen.

Einer überwand sein Zögern und stürzte sich mit einem Metallrohr auf Nicole. Mit der Faust schlug sie es aus seiner Bahn, sodass es an ihr vorbeirauschte, dann riss sie den rechten Arm hoch und drückte dem Mann mit dem Messer in der Hand seinen Arm auf die Brust.

Ihre linke Faust ging wie ein Hammer auf sein Kinn nieder, aber nicht, um ihn zu schlagen. Sie schlitzte ihm mit dem Messer die Kehle auf. Wie ein Geysir spritzte das Blut hervor.

Der andere griff Nicole nun mit den bloßen Händen an. Wahrscheinlich wollte er sie an der Kehle packen und erdrosseln. Sie schlug ihm die Arme nach oben und harkte ihm mit den Messern über den Bauch. Seine Eingeweide platzten heraus.

Er sank auf die Knie und schaute zu einem dritten Typen, der unbemerkt am Ende des Pfades aufgetaucht war. Er hatte lange Haare und unheimliche blaue Augen.

Nicole spürte seinen Blick auf sich, sah ihm in die Augen und merkte, wie er auf ihre Messer schielte, von deren rasiermesserscharfen Klingen Blut tropfte. Er warf einen Blick auf seine Vasallen, der eine tot, der andere auf dem von der gleißenden Sonne beschienenen Pfad im Sterben liegend.

Der Langhaarige sah Nicole nur kurz ins Gesicht, dann drehte er sich um und gab Fersengeld.

84.

Truck Drivin' Man

Roger Dawson war nicht glücklich. Er war angeschossen worden, und jemand hatte ihm einen Schlag auf den Kopf versetzt. Und gleich, nachdem er aus der Notaufnahme entlassen worden war, hatte man ihn festgenommen.

Was für ein schlechter Scherz.

Schließlich hatte er sich in erster Linie nur deshalb auf diesen ganzen Mist eingelassen, weil er eben nicht in den Knast wollte.

Nun sieh einer an, wohin er geraten war. Dieser Schuft würde dafür zahlen.

Roger Dawson wollte sich mit seinem Anwalt treffen, der sollte gefälligst einen Deal für ihn ausklingen. Dawson hatte vor, alles auszuplaudern, was er über diesen dämlichen »Präsidenten« wusste, und dem Hund damit Einhalt gebieten. Es kam nicht infrage, dass Dawson im Knast verrottete. Er würde Zeugenschutz fordern und eine Weile untertauchen. Zu guter Letzt würde er aber wieder sein fideles Leben weiterführen.

Der Wachmann kam und holte ihn ab. Dawson bemerkte seinen Ausdruck des Missfallens und Abscheus. Fick dich doch, Kumpel.

Er wurde durch mehrere Metalltüren geführt, die ihnen durch einen Summer geöffnet wurden, bis sie ein Besprechungszimmer erreichten.

Der Polizist führte Dawson hinein und ließ ihn auf einem Stuhl Platz nehmen. Der Tisch war leer. Der Wachmann ging fort, und Dawson hörte, wie die Tür zugeschlossen wurde. Er wartete fünf Minuten, dann wurde wieder aufgeschlossen. Die Tür ging auf, sein Anwalt trat ein. Dawson musste grinsen.

Der Typ hatte üppige gewellte Haare und einen blonden Schnauzbart. Er sah wie ein lahmer Fernsehfuzzi aus den Siebzigern aus. Gott, die kratzten hier wohl alles zusammen, was sich Anwalt schimpfte.

»Mr Dawson?«, fragte der Mann. Er hatte eine raue Stimme, als wäre er Kettenraucher. Dawson stufte ihn sofort als Schwuchtel ein.

»Ja, hören Sie, ich brauche hier kein Gefasel. Ich hab was Garstiges angestellt, aber ich bin dazu gezwungen worden. Ich will gegen diesen Arsch aussagen, der mir das eingebrockt hat.«

Der Anwalt feixte in seinen Bart hinein.

»Aus dem, was ich gelesen habe, Mr äh ...« Er schaute in seine Notizen und sprach weiter. »... Mr Dawson, wird deutlich, dass Sie allein gehandelt haben. Die meisten Kriminellen haben ein Problem damit zuzugeben, dass sie selbst das Monster sind, und schieben die Schuld für ihre Gräueltaten auf jemand anderen. Sie sollten nicht länger verleugnen, dass Sie ganz allein an Ihren Handlungen schuldig sind. Vielleicht ist es an der Zeit, dass Sie Verantwortung übernehmen.«

Dawson lief rot an. Worauf sollte der Deal mit diesem Rüpel hinauslaufen?

»Haben Sie nicht kapiert, Sie Lahmarsch?«, ereiferte er sich. »Bewegen Sie Ihren schwulen Arsch dahin, wo die anderen Anwälte sind, und sagen Sie denen, dass ich einen Deal will. Und

zwar schnell!«

Der Anwalt öffnete seine Aktentasche und zog eine Pistole heraus. »Das Urteil ist bereits gesprochen«, sagte er.

»Was zum Teufel?«

»Statt eines Richters hat ein Gerichtsbediensteter das Schuldnerkenntnis akzeptiert. Jemand mit dem Namen ... der Präsident.«

Dawson wurde kreidebleich.

Der Anwalt entfernte seinen Schnurrbart, lächelte und schoss Dawson in die Kehle.

85.

Nicole

Ein Schuss zerriss die Luft. Nicole rannte an den Wegesrand und schaute hinunter. Tristan war auf den Beinen und hatte die Pistole in der Hand. Der erste Angreifer lag mit blutig zerfetzter Brust auf dem Rücken.

Tristan sah zu Nicole, als Sal an ihr vorbeiflitzte. Nicole wirbelte herum und erkannte gerade eben, dass Sal den Pfad entlang in die Richtung spurtete, in die sich der Irre mit den Zottelhaaren verdrückt hatte.

Nicole hatte keine Wahl.

Sie musste Sal schützen. Sie stürzte davon, immer der feinen Staubwolke hinterher.

Sie konnte von weiter unten Sal jaulen hören und wusste nicht, ob sie es als Schmerzenslaut oder als Angriffsgeheul deuten sollte.

Sie hastete hügelabwärts durch das dichte, stachlige Unterholz, das ihr die Beine und Arme aufkratzte. Sie stolperte und schlug hin und rollte die letzten Meter des Abhangs hinunter, bis sie sich wieder aufrappeln konnte. Beide Messer hielt sie noch fest im Griff. Sie holte Luft in kurzen, heftigen Atemzügen.

Dann erspähte sie sie.

Der Mann lag auf dem Rücken, Sal stand auf ihm. Der feige Strauchdieb hielt einen Stein in der Hand und schlug damit auf Sals Kopf ein. Aber Nicole sah schon aus der Entfernung, dass die Hiebe kraftlos waren.

Aus Sals Kopf quoll Blut.

Der Mann sah Nicole an. In seinen Augen glomm ein kaltes blaues Feuer. Nicole konnte nicht ausmachen, ob der Mann seinen Mund zu einem heimtückischen Grinsen verzogen hatte oder ob er eine schiefe Grimasse zeigte, weil sich Sal in seine Kehle verbissen hatte.

Nicole hielt die Messer seitlich am Körper. Sie blickte an sich hinab, auf ihre blutüberströmten Hände und Arme. Als sie den Hügel hinaufschauten, war niemand zu sehen.

»Helfen Sie mir«, bat der Mann.

Eine Blutblase zerplatzte vor seinem Mund. Der Stein fiel ihm aus der Hand.

»Sal!«, rief Nicole.

Der große Dobermann bewegte sich zwar, ließ aber den Hals des Mannes nicht aus den Zähnen. »Sal, genug«, wiederholte Nicole.

Rot schäumendes Blut trat dem Mann aus dem Mund. Seine Augen sanken in den Kopf. »Lass los, Sal«, sagte Nicole mit leiser, fester Stimme.

Salvatore blickte sie an.

Dann hob er den Kopf.

Fast der ganze Hals des Mannes hing zwischen seinen Lefzen.

»Guter Junge«, sagte Nicole.

Salvatore wedelte mit dem Schwanz.

Nicole senkte den Blick und weinte.

86.

Blaues Blut

Douglas Hampton fuhr mit seinem BMW am Bürokomplex in Long Beach, Kalifornien, vor. Das Gebäude hatte fünfzehn Stockwerke. Auf dem Parkplatz standen vorwiegend Toyotas und Hondas.

Auf dem Schild stand Sycamore Hills Business Park.

Hampton hatte die E-Mail-Adresse, die zu dem anscheinend nicht existenten Unternehmen Alpha Delta Entertainment gehören sollte, an die Informatikerin bei Hampton Industries geschickt, die behauptet hatte, sie könnte aus einer E-Mail-Adresse alles herauslesen.

Innerhalb weniger Minuten war auf seinem Blackberry eine Adresse erschienen. Die Entfernung vom Holiday Inn in Omaha bis hierher hatte er in kürzester Zeit zurückgelegt. Der BMW war ein Zwölfzylinder und hatte einen eingebauten Radardetektor.

Hampton betrachtete das Bürogebäude. Sycamore Hills, nun ja. Eher ein deprimierendes Vorstadtkaff.

Der Anblick des Gebäudes versetzte ihn in Rage. Wenn das die Schaltzentrale des Präsidenten war, dann war er, Douglas Hampton, von einem degenerierten Loser erpresst worden, der seine Brötchen in einem heruntergekommenen Bürohaus in Long Beach verdiente.

Hampton verfolgte die Aktivitäten rund um das Haus und schlussfolgerte bald, dass sich hier in Sycamore Hills Fuchs und Hase Gute Nacht sagten.

Ein Zustellaster fuhr vor, und irgend so ein Hammel in einer braunen Uniform sauste mit einem Päckchen ins Haus hinein und kurz darauf wieder hinaus. Eine dicke mit ans Ohr gepresstem Handy kam auch herausgelaufen, stieg in einen verrosteten Ford Explorer und fuhr davon.

Er wusste, dass die Sicherheitskameras das Hauptproblem darstellten. Sogar diese beschissensten kleinen weißen Büroschuppen warteten heutzutage mit Kameras auf.

Hampton legte den Gang ein und kutscherte am Haupteingang vorbei. Er entdeckte eine auf die Tür gerichtete Kamera. Er fuhr einmal um das Gebäude herum und machte dabei eine Seitentür ohne Kamera aus. Hinten gab es noch einen Eingang und eine Laderampe sowie eine Sicherheitskamera, die auf beide Zugänge ausgerichtet war.

Also die Seitentür. Und wenn man sich nicht die Mühe gemacht hatte, die Seitentür mit einer Kamera auszurüsten, dann gäbe es sicher auch keine in dem Gang, der von dort ins Haus hineinführte.

Er stellte den BMW ab, öffnete das Handschuhfach und zog ein Päckchen Zigaretten heraus. Er rauchte nicht regelmäßig, aber es bot sich an, mit einer Zigarette irgendwo draußen herumzustehen, ohne jemanden auf sich aufmerksam zu machen.

Er lief zum Seiteneingang, zündete sich eine an und wartete.

87.

Mack

Oscar Williams geleitete Mack zu seinem Auto. Sie nickten den beiden Sheriffs zu, die dort parkten, wo die ringförmige Auffahrt in die Straße mündete.

Im oberen Stockwerk leistete ein FBI-Agent Adelia Gesellschaft.

»Ich schätze mal, zwischen einem Scharfschützen der Marines, einem FBI-Agenten und einem halben Dutzend Polizisten wird ihr nichts zustoßen«, sagte Oscar.

Mack lächelte.

»Wie geht's Adelia?«

Beide Männer wussten, was es bedeutet, einen anderen Menschen zu töten. Und wie lange man braucht, um das zu verarbeiten. Aber Adelia kannten sie auch.

»Das wird schon wieder. Ich passe auf sie auf, während sie auf Janice aufpasst.«

»Ich habe Ihnen schon gesagt, ich kann jemand anderen suchen, der sie versorgt«, bot Mack an.

Oscar wiegelte mit einer Geste ab. »Sie will hierbleiben. Sie hat mir gesagt, dass sie nicht nach Hause und dort nur herumsitzen und sich Gedanken machen will. Hier erholt sie sich schneller. Sie wissen ja, wie das ist.«

Mack sah das ein. Sie gaben sich die Hand. Oscar ging ins Haus. Mack fuhr die gekrümmte Zufahrt hinunter, im Vorbeifahren winkte er einem Polizisten zu.

Er bog in die geschäftige Straße ein und fuhr zum Flughafen.

Auf zu Nicole.

Mack hatte sich in Los Angeles nie wohlgefühlt, auch wenn er große Städte nicht alle über einen Kamm scheren wollte. Irgendwie hatten die meisten aber ähnliche Strukturen und eine ähnliche Dynamik. Im Prinzip sah er in ihnen Variationen zu demselben Thema.

Aber an L. A. war irgendetwas, das ihm ein unbehagliches Gefühl bereitete.

Jetzt war er auf der Sepulveda in Richtung Santa Monica unterwegs. Wie an fast jedem Tag, den er in L. A. verbracht hatte, war es klar und sonnig, warm und trocken. Die anderen fuhren viel schneller als er. Kaum war er auf dieser Straße, wurde er schon von fünf, sechs Autos überholt.

Er schaltete das Radio ein und suchte einen Sender mit klassischer Rockmusik, aber die Suche blieb erfolglos. Also machte er das Radio wieder aus.

Für ihn war es schwer nachvollziehbar, dass sich Nicole ausgerechnet diese Stadt ausgesucht hatte, um ihr Leben neu zu ordnen. Los Angeles war für ihn eher der Ort, wo das Leben aus den Fugen geriet.

Wenn sie alles gut hinbekommen hatte, war sie wahrscheinlich der erste Mensch, der mit

tiefen Wunden hierhergekommen und dem tatsächlich die Genesung gelungen war. Los Angeles als das Mekka für Heilungssuchende? Mack verwarf diese Vorstellung ganz schnell wieder.

Es war dreizehn Uhr, spät genug also, um in seinem Hotel einzuchecken. Er hatte sich für das Le Merigot an der Ocean Avenue entschieden, weil er es schon kannte und damit zufrieden gewesen war. Außerdem lag es gleich gegenüber vom legendären Restaurant Chez Jay, wo er sich mit Vorliebe ein paar Bierchen genehmigte und hinterher zurück zum Hotel nur die Straße überqueren musste.

Er bog in den Pico Boulevard ein und fuhr die kleine Anhöhe hinauf, von wo aus er wie immer mit Freude auf den Pazifik hinausblickte. Wenn er das Gaspedal des Mietwagens durchtreten würde, könnte er bis zum Strand hinunter und ins Wasser hineinbrettern.

Aber er bremste, als er auf die Ocean Avenue kam, fuhr die halbe Häuserzeile entlang und in die Zufahrt des Le Merigot, brachte das Auto vor dem Hotel zum Stehen und ließ sich vom Hoteldiener die Tür öffnen.

Sein Handy klingelte, er zog es aus der Sakkotasche und schaute ungläubig aufs Display.
Es war Nicole.

88.

Blaues Blut

Douglas Hampton dankte Gott, dass endlich jemand die Seitentür des Bürogebäudes aufmachte und hinaustrat, um sich eine Zigarette anzuzünden. Er war gerade dabei, seine zweite auf einem Mülleimerdeckel an der Tür ausdrücken.

Er warf der Frau einen Blick zu und sah den kurzen Rock, die hohen Absätze und die an einem Kettchen hängende Lesebrille.

Er ließ die Kippe in die Innentasche seines Sakkos fallen, weil er das Gefühl hatte, dass die Bullen hier eintreffen würden, noch ehe der Tag zu Ende wäre. Eine Zigarette mit seinem Speichel neben der Seitentür, wo jemand einen Fremden, so einen schmucken Kerl mit Kennedykopf, gesehen hatte, war da überflüssig.

Er drehte sich um und hielt die Tür fest, bevor sie wieder ins Schloss fiel, der Frau den Rücken zugewandt. Nicht nötig, ihr sein Gesicht zu zeigen. Sie würde sich nämlich mit Sicherheit an ihn erinnern.

Hampton nahm die Treppe. Fahrstühle waren immer tückisch. Fast überall gab es Kameras, wo vom Aufzug aus die Gänge abzweigten.

Laut den Informationen seiner Computerfrau bei Hampton Industries hatte der Präsident Büro Nummer 420 in der fünften Etage.

Er entdeckte die Toiletten und betrat die für Männer. Dort nahm er die beiden Zigarettenkippen und ließ kaltes Wasser über sie laufen, eher er sie in eine Toilette warf und hinunterspülte. Dann zog er ein Papiertuch aus dem Spender und öffnete wieder die Tür.

Hampton ging den Gang entlang zu Büro 420. Wie er vermutet hatte, stand auf dem Schild nicht Alpha Delta Entertainment, sondern Vincent Caruso, Rechtsanwalt.

Hampton schmunzelte. Ein Anwalt, klar. Nur ein Anwalt hatte diesen Erpressungsmist auskotzen können.

Er langte mit dem Papiertuch in der Hand nach der Türklinke und trat ein.

Da standen ein unbesetzter Empfangstresen, ein paar Stühle und ein Tisch mit Zeitschriften.

Hampton trat an den Tresen, auf dem ein Telefon stand und ein Notizblock und ein Stift lagen.

Wie im übrigen Sycamore-Hills-Bürokomplex ging hier in der Kanzlei Caruso nicht viel ab, dachte Hampton bei sich. Oder die erpresserischen Geschäftchen dieses Filous überschnitten sich mit denen seines Anwaltsbüros.

»Hallo?«, rief er vernehmlich.

Er hörte, wie sich ein Schreibtischsessel drehte und Kleidung raschelte. Ein Mann tauchte in der Durchgangstür hinter dem Empfangstresen auf.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte er.

Hampton konnte der Stimme nichts entnehmen. Bei der Präsentation im Holiday Inn hatte

der Präsident mit Sicherheit mit veränderter Stimme gesprochen.

Hampton musterte ihn. Mit so etwas hatte er nicht gerechnet. Ein kleiner rundlicher Typ in unspektakulärem Hemd, mit Schlips und einer Brille, die aussah wie aus dem Versandhaus.

»Hallo, Präsident«, begrüßte ihn Hampton.

Der Mann guckte Hampton blinzelnd an. »Präsident? Ich bin kein Präsident, ich bin Anwalt
...«

Hampton erschoss ihn.

Wie er zugeben musste, war er ein bisschen misstrauisch gewesen, als er die Pistole preisgünstig im Getto gekauft hatte. Er war ja kein Attentäter. Nun gut, er hatte schon mal Wurfscheibenschießen praktiziert und in einem privaten Jagdklub ein bisschen herumgeballert. Aber am liebsten tötete er mit den Händen. Und am liebsten hatte er junge, blonde, hübsche, gefesselte Opfer.

Fette Anwälte in den mittleren Jahren waren nicht so sein Ding.

Deshalb überkompensierte er ein bisschen und leerte mit seinen Schüssen in Carusos Brust das ganze Magazin. Die Pistole war klein und hatte einen selbst gebauten Schalldämpfer, eine Plastikflasche, die er über das Ende des Laufs gestülpt hatte.

Trotzdem machte es reichlich Krach.

Der Mann fiel auf den Rücken, sein Wal-Mart-Anzug war blutbesudelt. Hampton stand über ihm. Diese Drecksau war definitiv tot. Seine Augen waren aufgerissen, Blut lief in sie hinein. Hampton musste wohl auch höher gezielt haben, denn die Kugeln hatten zuerst die Brust getroffen, dann den Hals und die Stirn.

Er setzte sich an den Schreibtisch des Mannes. Auf dem Bildschirm war ein Dokument geöffnet.

Er überflog es, ohne die Tastatur zu berühren. Klägerpartei. Grundbesitzübertragung. Endlose Seiten mit durchnummerierten Absätzen.

Hampton zog eine Schreibtischschublade heraus, die Finger mit dem Papiertuch umwickelt. Ordner mit Namen. Er schlug einen auf. Weitere Rechtsurkunden.

Es brodelte in ihm. Dieser Typ musste doch der Präsident sein. Der Konferenzraum im Holiday Inn in Omaha war mit einer E-Mail von diesem Unternehmen, von diesem Büro aus gebucht worden.

Vielleicht ließ sich ein Angestellter auftreiben. Hampton sprang auf und eilte in den angrenzenden Raum, eine kleine Küche mit Kühlschrank und Mikrowelle, einem Tisch und einem Stuhl. Mit dem Papiertuch öffnete er den Kühlschrank. Außer einem Glas Mayonnaise und einem halben Brotlaib war nichts darin.

So ein Mist. Vergeudete Zeit.

Er wischte die Pistole ab, ging wieder zu dem Toten und warf die Waffe auf seine Brust. »Scheißkerl«, zischte er.

89.

Nicole

Ihr war kalt. Trotz der Hitze und der trockenen, klaren Bergluft kroch Nicole Eiseskälte durch die Glieder. Sie hatte Durst und kalten Schweiß auf der Stirn und meinte, jeden Moment in Ohnmacht zu fallen. »Miss Candela«, sprach sie ein Polizist an.

»Shaun Greenwood, Los Angeles Police Department«, stellte er sich vor.

»Ich friere.«

Er drehte sich um und winkte einem Sanitäter zu, der eine Decke herbeischaffte. Sie gingen zum Krankenwagen und setzten sich auf die Bank im hinteren Teil. Die Luft kam Nicole schwer und erdrückend vor, sie konnte kaum atmen. Der Kriminalpolizist hatte das Wort an sie gerichtet und erkundigte sich nach den Toten und danach, was Nicole zu dem Wie und Warum des Tathergangs beisteuern konnte.

Warum. So ein schlichtes Wort, dachte Nicole. Aber unmöglich, sich da festzulegen. Warum hatte Jeffrey Kostner vor so vielen Jahren versucht, sie umzubringen? Warum hatte sie es überlebt? Warum hatten diese Männer hier alles daran gesetzt, sie zu töten?

»Miss Candela, hören Sie mich?«, fragte der Mann. Im Krankenwagen waren noch weitere Leute, einer von ihnen richtete eine Taschenlampe auf ihre Augen, und das war unangenehm, aber sie schreckte nicht davor zurück.

Tristan hatten sie in einen zweiten Krankenwagen bugsiert, und ein Hundeliebhaber hatte Sals Wunden versorgt.

Geschah das alles ihretwegen? Vielleicht sonderten einige Menschen einen Geruch ab, der das Böse anzieht. Egal, wohin sie unterwegs sind oder was sie tun, die Schurken zieht es zu ihnen, so wie es die Motten ans Licht zieht.

Jemand sprach von Schock, und ein anderer benutzte das Wort »FBI«.

Nicole schaute durch die Hintertür des Krankenwagens hinaus.

Da stand inmitten des aufgewirbelten Staubes und der Blinklichter von mehreren Funkstreifenwagen des Los Angeles Police Department ein Mann in schlichem Hemd und Bluejeans. Er machte einen gelassenen und unauffälligen Eindruck.

Für Nicole sah er wie die Antwort aus. Die Antwort auf die Frage: Warum?

Sie richtete sich auf, stieß die Hände von sich, die sie festzuhalten versuchten, und schwiebte geradezu über die Trittbretter des Krankenwagens hinunter in die Arme von Wallace Mack.

90.

Der Präsident

Er saß im Hotelzimmer und wartete. Es war ein schönes Zimmer mit einer Teilansicht des Ozeans. Der Präsident konnte gerade so das Riesenrad an der Seebrücke von Santa Monica und die Hügel von Malibu erkennen, wo er ein gediegenes Häuschen mit all seinem diversen Spielzeug sei eigen nannte.

Im Zimmer gab es ein breites Doppelbett und einen geschmackvollen Ohrensessel, einen großen Fernseher mit Plasmabildschirm und eine Minibar.

Er musterte das Bett, das mit frischem weißen Bettzeug bezogen war. Darauf lag eine dicke weiße Steppdecke, und an der Stirnwand türmten sich etwa zehn Kissen.

Er war hundemüde. Von einer Stadt in die nächste zu hetzen war ziemlich strapaziös. Er hatte viel mehr Zeit dafür gebraucht, Roger Dawson alias Truck Drivin' Man aufzutreiben und umzubringen, als er ursprünglich dafür veranschlagt hatte. Aber wenn man sich in einer Gegend herumtrieb, in der es von Polizisten nur so wimmelte, musste man eben Geduld mitbringen.

Er überlegte, ob wohl dem Messias bei der Erfüllung seines Auftrags der Geduldsfaden gerissen war. Er gehörte zu den zäheren Kandidaten, das wusste er aus Erfahrung. Nicole Candela war sicher kein leichtes Zielobjekt, und die Kunde war bereits zu ihm durchgesickert, dass der Anschlag auf ihr Leben auf den Wanderwegen im Naturschutzgebiet von Santa Monica fehlgeschlagen sein könnte.

Der Präsident schaute wieder auf das Bett und stellte sich Nicole Candela nackt vor, auf allen vieren, den Hintern herausgereckt, und wie er selbst die Mission zu Ende bringen würde, die Jeffrey Kostner damals in den Wäldern hätte erfüllen sollen.

Kostner, dieser Vollidiot.

Nein, Nicole Candela war nur deshalb noch am Leben, weil er ihr diese Frist zugestanden hatte.

Aber die ganze Zeit hindurch hatte er gewusst, dass der Tag kommen würde, an dem er sie sich zu Willen machen würde. Und sehr bald schon würde es so weit sein.

Er hörte, wie jemand die Karte in den Türschlitz schob, und lächelte im Dunkeln.

Die Gestalt kam ins Zimmer und schaltete das Licht an.

»Hallo, Douglas«, sagte er.

Den Präsidenten erheiterte es, als der andere mitten im Zimmer zur Salzsäule erstarrte. »Ich hab es doch gewusst«, sagte Hampton.

»Ja, Sie haben einen Unschuldigen über die Klinge springen lassen«, begann der Präsident. »Sie haben ja eine Vorliebe für die Unschuldigen, aber der war nicht Ihr Typ, oder?«

Hampton setzte sich auf die Bettkante. »Nein, fette weiße Säcke sind nicht mein Ding. Aber Sie wissen das ja.«

Der Präsident nickte. »Ja, allerdings. Auch dass Sie die Turnierregeln missachtet haben. Sie haben sich befleißigt, nicht das Zielobjekt, das als Nächstes dran gewesen wäre, sondern *mich*

ausfindig zu machen.«

»Und, wundern Sie sich darüber?«

»Überhaupt nicht«, entgegnete der Präsident. »Als ich das alles in die Wege geleitet habe, habe ich einkalkuliert, dass Serienmörder wie Sie nicht unbedingt vorschriftsgemäß agieren. Darum halte ich Sie ja alle unter Beobachtung. Als Sie nach Long Beach fuhren, wusste ich, wo der Hase im Pfeffer liegt.«

»Und was dann? Haben Sie dann über meine Kreditkarte etwas herausgekriegt, oder wie?« Hampton sah sich im Zimmer um. »Wissen Sie deshalb, dass ich hier reserviert habe?«

Der Präsident nickte. »So in der Art.«

»Wollen Sie Geld?«, fragte Hampton. »Ich habe eine Menge, das wissen Sie sicher. Scheiß auf dieses alberne Spiel. Nehmen Sie ein paar Millionen und kaufen Sie sich eine Villa in der Karibik oder sonst was.«

»Nettes Angebot«, bedankte sich der Präsident. »Aber was ich will, ist nicht mit Geld aufzuwiegen. Obwohl mich Geldangelegenheiten schon immer fasziniert haben.«

»Also, wie viel wollen Sie?«

Der Präsident zuckte die Schultern.

»Wie viel ist es Ihnen denn wert?«

Als Hampton den Blick senkte, holte der Präsident mit einem kleinen, mit Blei gefüllten Lederknüppel aus und versetzte Hampton einen Hieb an die linke Schläfe. Das Kennedyhaupt knickte nach hinten, und Hampton fiel zu Boden.

Der Präsident ging in die Ecke des Zimmers und holte aus einem kleinen schwarzen Beutel ein Tranchiermesser mit langem Griff.

Beim Aufschlitzen von Hamptons Brust pfiff er vor sich hin.

91.

Las Vegas

Der Bildschirm blinkte in rascher Folge, Buchstaben wurden durchgestrichen, Ziffern setzten sich zu neuen Zahlenformationen zusammen, Linien durchkreuzten die Wörter.

DIE LIGA DER KILLER

Florence Nightmare - 7-1

Truck Drivin' Man - X

Der Fleischer - X

Die Liebesdienerin - 5-1

Blaues Blut - X

Der Familienmensch - X

Der Messias - X

Der Präsident - 3-1

Auf der Stelle wurden neue Wetten abgeschlossen und Telefonanrufe getätigt. Auf den Glücksspiel-Websites schossen die Zahlen in die Höhe. Das Spiel spitzte sich deutlich zu.

AUSSCHEIDUNGSRUNDE DREI

Florence Nightmare

Diesmal würde es sich anders gestalten, das hatte der Präsident ihr mitgeteilt. Dass er ihr überhaupt eine Mitteilung gemacht hatte, war Hinweis genug.

Runde drei. An den nun folgenden Zielobjekten könne man sich die Zähne ausbeißen, und an diesem nun ganz besonders, so der Präsident. Sie habe in Bestform zu sein.

Sie holte tief Luft und sammelte sich. Das tat sie auch immer, ehe sie mit einem neuen Gemälde begann. Sie versuchte den Kopf frei zu bekommen und ihren Blick vor Eindrücken zu verschließen, die sie aus der Balance brächten.

Oh ja, sie musste davon ausgehen, dass der neue Auftrag eine Herausforderung sein würde. Aber das würde sie schon deichseln. Ohne Zweifel.

Sie musste nur den richtigen Zeitpunkt abpassen. Wie wenn sie ihre Runden im Krankenhaus drehte, ihre Zeitabläufe und Pflichten kannte und sich entsprechend verhielt. Sie zeigte sich nie übereifrig und beschwerte sich nie. Sie tat einfach, was sie tun *musste*, bis sie tun konnte, was sie *wollte*. Und wozu sie sich *gedrängt* fühlte. Sie saß vor dem kleinen Café in McLean, Virginia, in der kleinen Enklave eines Wohngebiets, das eine unkonventionelle Atmosphäre verströmte. So eine Gegend, wo Kinder draußen spielten und die Eltern über Politik diskutierten.

Ruth Dykstra konnte solche Orte auf den Tod nicht ausstehen. Wo man das Leben nur so nebenher schätzte und jeden Tag als selbstverständlich ansah. Diesen Luxus hatte sie nie gehabt. Bis zum Erwachsenenalter war jeder Tag ein Kampf ums Überleben gewesen. Und was diese Menschen ihr angetan hatten, ihre furchtbare *Familie*.

Sie verwies ihre Erinnerungen zähnekirschen in das schwarze Loch, das sie sich mit Sorgfalt in ihrem Unterbewusstsein gegraben hatte. Sie verfrachtete die grässlichsten Dinge in das Loch, schob eine dicke Schicht Dreck darüber und trampelte alles mit ihrem Verstand platt.

Diese Frau, der sie nachstellte, würde verstehen. Die, die täglich in dieses Café kam und dem jungen Mann hinterm Tresen zulächelte, manchmal mit dem Handy telefonierte und wieder zum Auto flitzte, um zur FBI-Zentrale zu fahren.

Diese Person, Ellen Reznor, erachtete ihr Leben offensichtlich auch als Selbstverständlichkeit.

Aber das sollte sich gleich ändern.

Ruth stieg aus dem Mietwagen und ging zu der Bank, die nahe vor dem Fenster des Cafés stand. Ein paar Meter weiter befand sich ein Bushaltestellenschild, sodass jeder, der sie dort sah, annehmen musste, sie warte auf den Bus.

Gegenüber beobachtete sie, wie ein Mann den Eisenwarenladen aufsuchte. Wahrscheinlich ein junger Vater, der ein altes Haus für seine neue Familie herrichtete. Der quasi das Nest baute und sicher eine Rotte frecher Sprösslinge hatte, kreischende Gören, die alles Erdenkliche einforderten und erzwangen.

Ein rotes Auto schob sich an den Bordstein. Ruth Dykstra wusste, dass es Ellen Reznor war. Sie parkte nämlich immer auf derselben Straßenseite, wenn sie zum Morgenkaffee hierherkam.

Ruth wandte nicht den Kopf zur Seite. Sie hielt einen Busfahrplan in der Hand und tat so, als lese sie ihn.

Reznor stellte das Auto ab und ging ins Café. Ruth war davon unterrichtet, dass sie sich maximal drei Minuten dort aufhalten würde. Sie zog die Nadel aus der Handtasche und hielt sie unter dem Fahrplan verborgen.

Dann erhob sie sich und trat an die Seite des mit Bildern geschmückten Fensters zwischen der Eingangstür und Reznors Auto.

Sie wollte die Frau beim Herauskommen anrempeln und ihr dann ins Auto »helfen«. Ruth würde die Autotür öffnen und sie hineinschubsen. Sie wusste, dass diese Frau während ihres allmorgendlichen Kaffeerituals nie die Tür verriegelte. Wahrscheinlich bildete sie sich ein, weil sie beim FBI war, würde ihr niemand etwas entwenden.

Ruth lachte sich innerlich scheckig über diese Torheit.

Sobald sie die Frau im Auto hätte, würde sie sich an die Arbeit machen, die der Präsident ihr aufgetragen hatte und die diesen Auftrag von den anderen unterschied.

Sie sollte der Frau die Augen herausschneiden.

93.

Mack

Mack kippte das Schlafsofa hoch, hob die darunter verborgene Matratze an und zog sie hervor, dann klappte er die Hälften auseinander.

Er hatte Nicole angeboten, sich in sein Hotelzimmer im Le Merigot zurückzuziehen, aber sie hatte darauf bestanden, dass er bei ihr blieb. Er hatte nur zu gern nachgegeben, denn ihm lag daran, da zu sein, bei ihr. Das war ja der Grund, weshalb er nach L. A. gekommen war.

Nicole kam mit einer ganzen Landung Bettzeug und Kissen. Sie hatte geduscht und einen Baumwollsenschlafanzug angezogen. Mack meinte, noch nie eine so schöne Frau gesehen zu haben.

Sie legte sein Bettzeug ab.

»Lass uns was trinken«, schlug sie vor.

Rasch machte er das Schlafsofa zurecht, während sie eine Weinflasche entkorkte und zwei Gläser füllte. Sie setzten sich zusammen ins Wohnzimmer, sie auf die Couch, er in den ledernen Clubsessel.

Er betrachtete sie. Die Jahre hatten Nicole Candela nur gutgetan. Sie war noch hübscher, als er sie in Erinnerung hatte. Natürlich war sie älter, aber ihre Gesichtszüge waren klarer geworden und verstärkten ihre klassische Schönheit.

»Mumbuhi«, sagte sie, als sie das Glas hob.

Er sah sie an und wusste nicht, ob er richtig verstanden hatte. »Das heißt ›Gesundheit‹«, erklärte sie.

Beide tranken einen Schluck und warteten darauf, dass der andere zu reden anfing. Mack nahm mit Behagen wahr, wie der Wein in seinen Bauch rieselte. Gleichzeitig riss er sich am Riemen, um nichts zu überstürzen und nichts zu tun, das er später bereuen könnte.

»So, nun erzähl mal, was los ist«, begann sie.

Sie hatten sich nur kurz ausgetauscht, nachdem Nicole von den Kommissaren verhört worden war. Mack wurde auch befragt und betreffs des Vorgefallenen um seine Meinung gebeten. Er durfte Nicole dann mit Polizei- und FBI-Eskorte nach Hause bringen.

Er seufzte. »Das ist eine lange Geschichte, und ich wünschte, ich hätte mehr Antworten.«

»Sag mir doch das, was du weißt.«

»Meine Theorie lautet dahingehend, dass irgend so ein Irrer einen Wettbewerb unter Serienmördern angezettelt hat. Es ist ein Wettstreit. Sie haben ehemalige Polizisten, Rechtsanwälte, Angehörige von früheren Opfern und Opfer, die vielleicht überlebt haben, im Visier.«

»Leute wie mich und dich«, warf sie ein.

Er nickte. »Ich weiß nicht, worum es noch geht, außer um Vermessenheit. Egal, wer das zu verantworten hat hat, er will beweisen, dass er das Töten draufhat. In Vegas und auf einschlägigen Websites sind Wettkämpfe ausgeschrieben.«

»Das ist ja krank. Einfach krank«, sagte sie.

Mack merkte, dass sie den Tränen nahe war. Aber er fand, dass er es ihr schuldig war, alles auf den Tisch zu legen. Er trank sein Glas aus, stand auf und füllte beide Gläser nach.

Er setzte sich nicht wieder in den Sessel, sondern auf die Couch neben Nicole, legte seine Hand auf ihre und spürte, wie ihn ein warmes Gefühl überkam.

»Es kommt noch schlimmer«, erklärte er.

»Schlimmer? Wie das denn?«, fragte sie entsetzt.

Sie drehte die Handfläche nach oben und presste sie an Macks. Er spürte ihre Haut an seiner, sog ihren Duft ein und fühlte, wie sich etwas in ihm bewegte. Eine Tür, die jahrelang zu gewesen war, ging einen Spalt breit auf. Trotz des Schmerzes, des Todes und des Schreckens ringsum überflutete Licht seine Seele.

Er fürchtete, dass Nicole es ihm ansehen könnte, deshalb trank er noch einen Schluck Wein. Dann schaute er sie an und holte tief Luft.

»Bei jedem Wettkampf muss es ja einen Preis geben, stimmt's?«, fragte er.

Nicole schloss die Augen. »Oh nein!« Sie sah Mack an, und er entdeckte die Tränen in ihren Augen. Er nickte.

»Du und ich, wir sind der Große Preis.«

Florence Nightmare

»Danke, Tyler«, sagte Reznor zu dem Mann an der Kaffeebar. Er war ihr Goldstück. Groß gewachsen, mit verschlafenen braunen Augen und einem sündhaften Lächeln. Zudem war er zehn, fünfzehn Jahre jünger als sie, aber wen interessierte das?

»Alles klar, Ellen, einen schönen Tag noch!«, sagte er.

Ihr gefiel seine Arglosigkeit. Er wirkte unberührt und unbeeindruckt von allem, was das Leben ihm abverlangte.

Was für ein Unterschied zu ihr, als sie in seinem Alter war. Da war sie bei der Agentenausbildung in Quantico gewesen, hatte viel gepaukt, viel getrunken und es jede Nacht wüst mit Lance Gilford getrieben. Der großartige Sex nahm sein Ende, als sie heirateten, und ein Jahr später war auch die Ehe am Ende.

»Bis morgen«, sagte sie zum kleinen Tyler, wie sie ihn insgeheim nannte.

Sie trank einen Schluck Kaffee und spürte augenblicklich die erhoffte starke Wirkung des Koffeins.

Dann öffnete sie die Tür und verließ das Café.

Im Nachhinein konnte sie sich nicht mehr besinnen, ob sie intuitiv den Blick auf die Frau richtete, die vorhin auf den Bus gewartet hatte und inzwischen am Fenster stand. Oder ob sie mitbekam, dass unter dem Fahrplan in ihrer Hand irgendetwas metallisch aufblitzte, als das Sonnenlicht darauf fiel.

Sie wusste aber noch, dass sie sofort reagierte.

Den offenen Kaffeebecher hielt sie in der Linken, den Deckel in der Rechten, damit der Kaffee schneller abkühlte, so wie sie es immer machte, denn Geduld war noch nie ihre Stärke gewesen.

Sie riss den Arm zurück vor dem blitzenden Ding. Der Kaffee spritzte nach allen Seiten, als die Nadel sie traf. Reznor ließ den Becher und den Deckel fallen.

Sie spürte, wie ein stechender Schmerz ihren Arm durchfuhr.

Sie griff nach ihrer Pistole, aber ihre Angreiferin presste sich an sie und drängte sie zur Straße.

Reznor spürte den Pistolenkolben in der rechten Hand. Sie zog die Waffe aus dem Schaft. Der nach Zwiebel und Zahnpasta riechende Atem der Frau schlug ihr ins Gesicht, das für Reznor mit einem Mal nur noch unscharf zu erkennen war. Sie konnte nicht mehr geradeaus sehen.

Alles war von einem Schimmer umgeben. Im Geiste schrie sie nach der Waffe, es gelang ihr, sie anzuheben, doch das Ding wog so viel wie siebzig Pfund Blei.

Sie bekam noch mit, wie ihr Körper ins Auto gewuchtet wurde, aber es tat nicht weh. Reznor empfand keine Schmerzen mehr. Alles schien gut und warm und schlafbrig.

Aber die Pistole war noch zwischen ihr und der Frau.

Im Nullkommanichts hockte sie schon, den Finger am Abzug, auf dem Fahrersitz und

schaute zu der Fremden hoch.

Sie kämpfte gegen die Euphorie. Das Bewusstsein, dass sie unter Drogen gesetzt worden war, platzte in ihrem Hirn auf wie ein perlendes Bläschen.

Sie betätigte den Abzug.

Aber der bewegte sich nicht. Er wog noch mehr als die ganze Pistole. Wieder versuchte sie vergeblich, abzudrücken.

Dann wieder ein metallisches Funkeln. Diesmal nicht von einer Nadel.

Ein Messer.

Irgendetwas traf auf ihr Gesicht, und hinter der durchsichtigen Wolke explodierte ein Schmerz wie eine Sternschnuppe. Die Frau hatte ihr ins Gesicht gestochen.

Sie zuckte zurück, und die Pistole wackelte in ihrer Hand.

Reznor hörte den Schuss.

Etwas Rotes ergoss sich über ihre Augen, gefolgt von vollkommener Finsternis.

95.

Mack

Er erwachte durch das Handyklingeln. Einen Moment lang konnte er sich nicht orientieren, aber dann war ihm alles klar. Er warf einen Blick zu Nicole. Auch sie hatte sein Telefon gehört und blinzelte ihn müde an.

Er lächelte dümmlich und ergriff das Telefon, stieg aus dem Bett und ging barfuß ins Wohnzimmer hinüber.

Sal schaute von seinem Lager neben der Couch auf, wedelte mit dem kurzen Schwanz, was auf den Holzdielen ein dumpfes Klopfen erzeugte.

»Mack, ich bin's«, sagte Ellen Reznor. Ihre Stimme klang schwach und kratzig. Vielleicht hatte er schlechten Empfang.

»Hallo«, erwiderte er ihren Gruß. »Was ist los?«

»Ich wurde überfallen«, sagte sie.

Mack fluchte leise »Wann? Ist alles in Ordnung bei dir?«

Er durchmaß Nicoles Wohnzimmer mit schnellen Schritten. Im Geiste ging er alle Konsequenzen durch. Plötzlich verlangte es ihn nach seiner Pistole. Auf der Stelle wollte er sie in der Hand haben.

»Ach, alles klar«, erwiderte Reznor.

»Sag mir, was passiert ist.«

»Unwichtig«, gab sie zurück. Aber sie hörte sich tatsächlich nicht normal an, dachte er.

Er wünschte sich selbst zum Teufel. So sehr war er mit sich selbst und mit Nicole beschäftigt gewesen, keinen Gedanken hatte er daran verschwendet, dass sie sich vielleicht Reznor vornehmen könnten.

Ihre angegriffene Stimme drang wieder zu ihm durch. »Mack, ich weiß, wer das ist. Ich weiß, wer dahintersteckt.«

»Woher?«

»Meine Augen, Mack. Er hat immer meine Augen geliebt.«

Mack erstarrte im Schock der Erinnerung.

Noch ehe diese Erinnerung zu einem Bild gerinnen konnte, meldete sich wieder sein Telefon.

Paul Whidby brüllte ihn an.

»Mack, sind Sie dran?«, wollte er wissen.

»Ja, aber ...«

»Bewegen Sie sofort Ihren Hintern hierher. Ich bin im Büro in L. A. am Wilshire Boulevard.«

»Aber ...«

»Ich will keine von Ihren bescheuerten Ausreden hören. Wer auch immer hinter dieser Scheiße steckt, ist hier in Los Angeles. Ihre Computerfreundin in D. C. hat die Zugangsprotokolle

geprüft.«

Wanda Fillmore. Sie hatte es also doch geschafft.

»Okay, ich komme«, gab er zurück.

Er würgte den Anruf ab und wollte soeben Reznor zurückrufen, hörte aber nur das Freizeichen. Wieder wählte er sie an. Der Anruf wurde direkt auf den Anrufbeantworter weitergeleitet.

»Scheiße!«, rief Mack. Nicole kam aus dem Schlafzimmer und ging in die Küche. Der Kaffee war frisch gebrüht. Sie brachte ihm eine Tasse.

»Was ist denn los?«, fragte sie.

Mack sah sie lange an.

»Ich kann das nicht glauben«, sagte er. »Ich muss los, ins Zentrum, zum FBI ...«

»Haben sie den Typen?«, fragte sie.

Er schüttelte den Kopf. »Aber ich glaube, sie wissen, wer es ist, und ich soll ihnen helfen, ihn zu schnappen.«

Oder, wenn irgendwas schiefgeht, den Kopf hinhalten. Er schüttelte den Gedanken ab. Für Politik hatte er momentan keine Nerven.

Er wollte diesen Typen aus dem Wege räumen.

Nicole stellte ihren Kaffee ab und umarmte Mack. Er schnupperte an ihren Haaren und spürte ihre Haut.

Sie wich einen halben Schritt zurück und sah ihm in die Augen.

»Kommst du wieder?«, fragte sie.

Er küsste sie.

»Ja, sobald ich nur kann. Für dich sind überall auf dem Gelände Bodyguards verteilt, außerdem hast du Sal. Niemand legt sich mit Salvatore an.«

Ihr Lächeln war sanft und verführerisch. »Da muss schon jemand richtig scharf auf den Preis sein, wenn er mich überfallen will.«

»Du bist *mein* Preis und nicht der von irgendjemand anderem«, sagte Mack.

»Du bist dann also mein Trophäen-Lover?«, fragte sie.

Mack lächelte. Sie küssten sich noch einmal.

Egal, was jetzt noch kommen würde, dachte Mack, um nichts in der Welt wollte er sie wieder verlieren.

96.

Mack

Mack fuhr mit dem Fahrstuhl zu den Büros in der neunten Etage.

Er lief zu dem Konferenzraum, in dem Whidby Hof hielt.

»Mack«, sprach er ihn an. »Setzen Sie sich und hören Sie zu.«

Whidby drehte sich zu dem großen Whiteboard am Kopfende des langen Tisches um. »Wir wissen, dass der Anschlag von langer Hand geplant und gut durchdacht war.«

Einige Namen und Positionen waren aufgezeichnet, kreuz und quer verliefen Pfeile, aus denen Mack nicht schlau wurde.

Er schüttelte den Kopf. Dieser Überfall war nicht gut geplant, dachte er. Ganz offensichtlich hatten die Angreifer nicht gewusst, wie gut Nicole sich verteidigen konnte oder dass ihre Freundin bei den Wanderungen eine Pistole bei sich trug.

»Die Polizei von D. C. durchforstet noch Dykstras Hotelzimmer, um eventuell eine Spur ihrer Auftraggeber zu finden.«

Mack horchte auf. Sie sprachen also nicht vom Überfall auf Nicole?

Whidby musste den Anschlag auf Reznors Leben gemeint haben. Folglich hatte Reznor Dykstras Namen weitergeleitet. Was hatten sie herausgefunden?

Mack unterbrach ihn. »Kann mir jemand genau schildern, was in D. C. passiert ist?« Nun ja, hätte Whidby so etwas wie menschliches Empfinden gehabt, hätte er jemanden bei Mack anrufen lassen. Er und Reznor waren schließlich jahrelang Partner gewesen. An eine solche kollegiale Gefälligkeit hatte keiner einen Gedanken verschwendet.

Whidby zeigte ihm die kalte Schulter.

»Wir müssen jetzt dieses Gesindel auffliegen lassen, und zwar schnell«, verkündete er den Versammelten. »Es handelt sich eindeutig um eine Art Miliz oder eine auf lokaler Ebene entstandene Organisation mit einem Widerwillen gegen die Polizei.«

Vor Macks Blicken beugten sich die Agenten alle über ihre Blöcke und machten eifrig Notizen. Das machte ihn wahnsinnig.

»Haben Sie noch alle Tassen im Schrank?«, fragte er.

Alle Blicke wandten sich ihm zu.

Whidby stand am Tischende, die großen Hände zu Fäusten geballt, er stützte sich mit den Fingerknöcheln ab. »Tragen Sie zur Lösung des Problems bei, nicht zu seiner Vergrößerung.«

»Die Lösung?«, schoss Mack zurück. Er war aufgestanden, mit hochrotem Gesicht. Er konnte nicht mehr an sich halten und brüllte: »Die Lösung ist, dass Sie Ihren dämlichen Schädel aus dem Sand ziehen und sich der Tatsache stellen, dass das ein gezielt vorgehender Serienmörder ist! Wahrscheinlich der methodischste Scheißmörder, der mir je untergekommen ist. Er hat seinen makabren Wettkampf mit aktiven Serienmördern in Szene gesetzt!«

»Oh nein, geht das schon wieder los«, stöhnte Whidby.

»Gerade haben sie versucht, Nicole Candela zu liquidieren. Sie haben Ellen Reznor, Richter

Lyons, Dragger und die Nahler erwischte. Das ist keine Miliz, sondern einer, der diese Schwerverbrecher unter Druck gesetzt hat, bei seinem Spiel mitzuspielen. Dieser Schuft ist wahrscheinlich Mitte dreißig und unglaublich gewieft und hat irgendwie mit der Polizei zu tun oder zu tun gehabt.«

Mack hatte nach dem, was Reznor ihm gesagt hatte, so ein dummes Gefühl, wer es sein könnte, aber hier und jetzt konnte er sich nicht äußern. Nicht Whidby gegenüber.

»Ich wusste schon, dass es ein Fehler wäre, Sie ins Boot zu nehmen, Mack. Verschwinden Sie! Auf der Stelle!«

Mack stand auf.

»Sie haben mich nur herbestellt für den Fall, dass Sie einen Sündenbock brauchen, falls Sie Mist bauen, und das machen Sie gerade.«

»Raus!«, beharrte Whidby.

»Wenn Ihnen wirklich daran liegt, diesen Gangster dingfest zu machen ...«

»Raus mit Ihnen, verdammt!«, brüllte Whidby. Mack drehte sich auf dem Absatz um und warf krachend die Tür hinter sich zu.

97.

Der Präsident

Er kannte das Haus gut. Nicole Candelas Bungalow war so bezeichnend für sie. Er konnte sich ausmalen, wie sich dieses Websstück in ihrem Freundeskreis über ihr »süßes Häuschen« ausließ und allen weismachen wollte, es sei ihre Entscheidung, hier zu wohnen und nicht in einer stattlichen Villa in Beverly Hills oder Malibu.

So ein Quatsch.

Er war schon darin gewesen. Als sie auf einer Bergwanderung war, war er hineingeschlüpft und hatte alles besichtigt. Das breite Bett, die Bilder lokaler Künstler an den Wänden, das gemütliche Wohnzimmer, die große Gourmetküche.

Er kannte Nicole Candela sehr, sehr gut.

Er hatte ihr albernes Album durchforstet. Der Präsident vermutete, dass es zur Therapie gehörte. Damit sie lernte, die Lichtseiten des Lebens wahrzunehmen. Er lachte sich schief. Tja, ihr würde schon noch ein Licht aufgehen.

Seine Gedanken spulten zurück zu dem Moment, als sie zu dritt im Wald waren: Nicole, Kostner und er.

Er stand am Rande der Lichtung, getarnt durch das umfangreiche Gehölz, das ihn von dem, was da vor sich ging, abschirmte. Er hatte eine Pistole bei sich und war bereit, von ihr Gebrauch zu machen. Er war unentschlossen, welchen Part er übernehmen wollte – er könnte den Helden spielen, aber auch den Zuschauer, der nur seine Unterhaltung dabei hat.

Dann geschah das Undenkbare.

Kostner fing an zu reden und mit dem Messer herumzufummeln. Er verlor Zeit. Fast hätte er, der Präsident, sich eingeschaltet, aber ehe er sich's versah, hatte dieses Biest sich den Bambusplock herausgezogen und Kostner damit in den Hals gestochen.

Er wollte schon aus seiner Deckung hervorspringen und sich einmischen, aber es war zu spät.

Zu seinem Verdruss stolperte dann auch noch dieser Hurensohn Wallace Mack herbei, verband diesem Miststück die Verletzungen und trug sie fort. Er rettete ihr das Leben. So ein toller Hecht. Obendrein würde er auch noch die Lorbeerren dafür einheimsen, dass er Kostner erwischt hatte.

Die ganzen Vorbereitungen und Strapazen, all die Unterstützung, die er Kostner in seinem Masterplan hatte zukommen lassen, alles für die Katz.

Für immer verloren.

Zuschanden gemacht von diesem Wallace Mack und diesem Aas Nicole Candela.

Er hatte damals seinen Tränen freien Lauf gelassen. Er heulte, als er zum Auto rannte und

eilends das Weite suchte, ehe die Bullen auftauchten. Er war weg, und kein Schwein wusste, dass er überhaupt hier gewesen war.

Aber dann änderte sich alles.

Der Präsident stellte sein Auto ab und lief auf Candelas Haus zu. Nach dieser langen Zeit wollte er nun endlich Rache nehmen.

Er würde zu Ende bringen, was Jeffrey Kostner vor drei Jahren auf der Waldlichtung vermasselt hatte.

98.

Mack

Mack wusste nicht, was ihn mehr aufbrachte: Whidbys Arroganz oder sein vollkommener Mangel an klarem Denkvermögen. Der Typ hatte nur Visionen, wenn es darum ging, seinen Arsch zu retten oder jemand anderem den Arsch zu lecken, um voranzukommen.

Wieder rief er Reznor auf dem Handy an, und wieder meldete sich nur der Anrufbeantworter.

Er hielt das Lenkrad umklammert und fuhr viel zu schnell. Das Gefühl, dass sich alles immer mehr seiner Kontrolle entzog, übermannte ihn. Adelia hatte in seinem Haus einen Menschen getötet. Die Attacke auf Nicole. Reznor in der Unfallstation.

Er musste dem allen Einhalt gebieten, und zwar unverzüglich.

Er rief im Büro in D. C. an und ließ sich zu Wanda Fillmore durchstellen. Er betete, dass sie da war.

Sie nahm den Hörer sofort ab.

»Agentin Fillmore, hier ist Wallace Mack«, hob er an und versuchte sich zu fangen. Whidby hatte sicher schon im ganzen FBI das Bild von ihm als von einem tobenden Geisteskranken verbreitet.

»Wie geht es Agentin Reznor?«, fragte sie. Mack erinnerte sich, wie Fillmore nach dem Kompliment von Reznor errötet war. Zwischen den beiden Frauen herrschte ein achtungsvolles Verhältnis. Das konnte sich jetzt als hilfreich erweisen.

»Sie hat es überlebt, aber die wollten ihr die Augen ausstechen«, antwortete Mack.

Er hörte, wie sie am anderen Ende der Leitung nach Luft schnappte. Er musste gleich seinen Vorteil ausbauen.

»Wanda, Sie haben doch die Zugangsprotokolle, über die Reznor und ich mit Ihnen gesprochen haben, geprüft.«

»Ja«, antwortete sie.

»Und soviel ich weiß, haben Sie Ihren Bericht darüber an Whidby weitergeleitet«, fuhr er fort.

»Ja, schon, aber er schien sich nicht so für die Einzelheiten zu interessieren, nur für die Orte«, bestätigte sie.

»Die Orte? Sprechen Sie im Plural?«

Er hörte, wie Fillmore etwas in die Tastatur eintippte. »Ja, mehrere Adressen im Umkreis von Los Angeles.«

»Lassen Sie mich raten«, sagte Mack. »Sie meinen, alle Mails stammen von nur einer Person, die einen komplizierten Umleitungsprozess über andere Server nutzt, aber Whidby wollte davon nichts wissen. Er klammert sich lieber an seine Verschwörungstheorie, was?«

Am anderen Ende gab es eine kurze Pause. »Woher wissen Sie das?«, fragte sie.

»Tun Sie mir einen Gefallen, Wanda«, bat Mack. Eigentlich konnte sie das ja nicht, da er

nicht mehr offiziell bei FBI arbeitete. Er konnte nur hoffen, dass sie keine Prinzipienreiterin war.»Prüfen Sie, ob die Adressen zu Lance Gilford passen.«

Den Namen von Ellen Reznors Exmann auch nur über die Lippen zu bringen, jagte Mack eine Gänsehaut über den Rücken. Er erinnerte sich an den Mann, an seine Arroganz, seinen Ehrgeiz. Er hatte es mit aller Macht zum Fallanalytiker wie Mack bringen wollen, aber er war gleich nach der Scheidung von Reznor vom FBI vor die Tür gesetzt worden. Man erzählte sich, er sei einige Male positiv auf Drogen getestet worden.

Er passte auch zu dem von Mack erstellten Profil des Briefeschreibers.

»Das wird ein bisschen dauern«, gestand Fillmore. »Kann ich Sie unter dieser Nummer zurückrufen?«

Mack bejahte, dankte ihr und legte auf.

Er musste jetzt sicherstellen, dass Nicole nichts zustieß. Wenn Gilford seine Hausaufgaben gemacht hatte, wovon man ausgehen musste, dann wusste er, wie viel Mack an Nicole Candela lag.

Sie wäre sein ultimatives Zielobjekt.

Verflucht! Nie hätte er Nicole überhaupt allein lassen dürfen. Er wählte ihre Nummer auf dem Handy.

Siebenmal ließ er es klingeln, dann legte er auf.

Er trat das Gaspedal durch und brauste die I-10 entlang nach Santa Monica. Hoffentlich kam er nicht zu spät.

99.

Nicole

Sie saß mit Sal auf dem Bett und streichelte ihm das weiche Fell am Hals. Der zeitweilige Verband war wieder entfernt worden, denn Sal hatte sich daran immer gekratzt.

Sie konnte es immer noch kaum fassen. Wieder einmal war ihre Existenz in ihren Grundfesten erschüttert worden.

Sie bemühte sich darum, einen klaren Kopf zu behalten. Sie hatte ja ihr Thicque, Tristan war wieder auf den Beinen, und bis auf die Beule am Kopf war sie wiederhergestellt.

Und jetzt hatte sie auch Mack.

Es kam ihr vor, als hätte sie einen Teil von sich selbst wiedergefunden, von dem sie nicht geahnt hatte, dass er fehlte. Sie dachte an die gemeinsame Nacht zurück. Nie hätte sie vermutet, dass es ihr dieses Gefühl der Ganzheit vermitteln könnte, wenn sie mit einem Mann zusammen war. Es klang so lächerlich nach New-Age-Esoterik, normalerweise wäre ihr davon schlecht geworden. Aber verdammt, es stimmte einfach.

In ihrem Leben hatte etwas gefehlt, von dem sie jetzt wusste, was es war.

Sie wurde aus ihren Gedanken hochgescheucht, als sie einen Polizisten draußen gellend schreien hörte. Als wollte er jemandem Einhalt gebieten. Sie stand auf, da Sal ein warnendes Knurren von sich gab. Sie drückte ihn aufs Bett und schloss die Tür. Er sollte sich nicht erneut aufregen und seine Kopfwunde schonen.

Nicole trat ans Fenster zur Straße und sah hinaus. Das Bild, das sich bot, ergab keinen Sinn. Jay Lucerne kam mit einer Pistole in der Hand auf ihr Haus zu.

Anscheinend schwitzte er, sein Gesicht war gerötet. Sie rannte zur Haustür und machte sich an den Schlossern zu schaffen, bis sie die Tür aufbekam. Die Hände zitterten ihr dabei.

Noch mehr Gebrüll.

Als sie zu guter Letzt die Sicherheitskette gelöst hatte und gerade den Riegel herausziehen wollte, hörte sie vier Schüsse und stürzte ans Fenster.

Jay Lucerne, ihr Geschäftspartner, lag rücklings in ihrem Vorgarten, sein Hemd war an der Brust blutdurchtränkt.

Die Polizisten standen hinter ihren Autotüren.

»Nein!«, schrie sie.

Wieder rannte sie zur Haustür, packte den Türknauf und verspürte im selben Moment einen unglaublichen Schmerz am Hinterkopf.

Sie knallte mit dem Gesicht an die Tür, schmeckte Blut und sah den Holzfußboden auf sich zurasen. Als sie mit dem Kinn aufschlug, war sie bereits bewusstlos.

100.

Der Präsident

Er warf sich Nicole Candela über die Schulter und ging durch die Hintertür hinaus. Zwar hörte er den Hund bellen und erwog kurz, ihn zu töten, aber das wäre vergebliche Liebesmüh.

Hinten war zuvor ein Bulle gewesen, der aber inzwischen im Vorgarten stand und auf die Leiche des armen Gourmets und Restaurantbetreibers Jay Lucerne niederschaute.

Der Präsident durchquerte den briefmarkengroßen Hinterhof und sprang über den niedrigen Zaun zwischen Nicoles Grundstück und dem ihres Nachbarn. Durch dessen Hof gelangte er zu seinem Auto. Er ließ den Kofferraum aufspringen und Nicole hineinfallen.

Dann setzte er sich zufrieden hinters Steuer.

Der arme Jay Lucerne.

Der hätte für seinen schwulen Liebsten alles getan. Der Präsident hatte Lucerne ein Foto von ihm geschickt und ihn wissen lassen, sein Schatz würde sterben, wenn er, Lucerne, nicht mit einer Pistole in der Hand in Nicole Candelas Vorgarten aufkreuzen würde.

Eigentlich wäre das nicht mehr nötig gewesen, denn der Mann war bereits tot, und der Präsident war ziemlich sicher, dass er auch ohne viel Aufsehen in Nicoles Haus hätte eindringen können. Aber durch die Ablenkung da draußen im Vorgarten war die ganze Geschichte idiotensicher.

Er rieb sich die Hände.

Schade. Nur zu gern hätte er den Ausdruck auf Macks Gesicht gesehen, wenn er herausfand, dass seine teure süße Nicole nun in den Händen der Person war, die schrittweise sein Leben zerstörte.

Mack käme sich vor wie der letzte Versager. Nur langsam war er hinter die Sache mit Jeffrey Kostner gestiegen. Natürlich war er rasch genug zur Stelle gewesen, um Nicole Candela vor dem Tod durch Verbluten zu retten, aber das sollte nur ein schwacher Trost gewesen sein.

Denn das jetzt würde Mack richtig an die Nieren gehen. Das wäre noch unerträglicher als die Nachricht, dass seine ehemalige Partnerin tot war. Der Präsident hoffte, dass Ruth Dykstra auch wirklich Reznor die Augen herausgeschnitten hatte. Das würde Mack noch mehr auf die Palme bringen.

Mack würde kommen, um sich ihn, den Präsidenten, vorzuknöpfen.

Dann wäre Schluss mit diesem trickreichen Mordspielchen und dem Präsidenten würde in die Hände fallen, was er schon die ganze Zeit begehrte: Wallace Mack.

101.

Die Liebesdienerin

Paul Whidby bediente sich immer desselben Begleitervices, wenn er sich in Los Angeles aufhielt. Das Unternehmen nannte sich Tuscan Catering Services, aber italienisches Essen war es nicht, was man anbot, um den Appetit der Kunden zu befriedigen.

Sie waren auf Frauen spezialisiert, die nichts gegen eine rauere Sorte Sex einzuwenden hatten.

Je kratzbürstiger sie sich gebärdeten, desto zufriedener waren die Kunden.

Paul Whidby hatte das erste Mal von Tuscan gehört, als der Name vor einigen Jahren am Rande eines größeren Menschenhandelsfalles auftauchte. Damals war er beim Büro in Los Angeles Agent im Außendienst tätig gewesen.

Der Fall kam vor Gericht, aber Whidby hatte Tuscan aus den Fallakten herausgehalten und als Gegenleistung dafür einen bevorzugten Kundenstatus bei dem Escortservice erwirkt. Durch diesen Kniff hatte er sich unzählige Stunden guter Unterhaltung gesichert und obendrein Tausende Dollar gespart.

Er sank in eine niedrige Couch an der Bar des Hotels in Westwood. Es lag direkt neben dem Campus der University of California, eine Gegend, die Whidby der Touristenfalle Santa Monica und der Promenade vorzog. Hier gingen die Collegestudenten ein und aus, die Intellektuellen und die Leute aus der Wohngegend ringsum. Nicht die Bilderbuchsüfer und Touristen von Santa Monica und Venice Beach.

Er hatte einen Dry Martini vor sich stehen und beobachtete interessiert, was an der Bar vor sich ging. Diesen Zeitvertreib liebte er sehr. Der Witz bestand darin, dass er sein »Mädchen« aufspürte, ehe er ihr ins Auge fiel. Die Techno-Beschallung erfüllte den ganzen dunklen Barraum mit rhythmischem Stampfen. Alles war schwarz oder dunkelviolett. Auch die Lidschatten der meisten Frauen an der Bar.

Whidby war großartig drauf. Sein Team machte gerade jede Adresse ausfindig, die die Computerspezialistin aufgedeckt hatte. Wer auch immer für die Morde verantwortlich war, er würde sich an einem der Standorte aufspüren lassen. Sie würden den Ring sprengen, und er trate bei der Pressekonferenz groß auf. Es war nur eine Frage der Zeit, bis er die höheren Sprossen erklimmen würde. Der Titel »Direktor« war zweifelsohne in Reichweite gerückt.

Außerdem hatte er ja Wallace Mack in der Hand, dem er die Schuld in die Schuhe schieben konnte, wenn irgendetwas missglückte. Irgendetwas gab es sicher, das er ihm anhängen könnte, selbst wenn kein Fehler auftrat. Er rieb sich die Hände.

Dann trank er Martini und spießte die Olive auf. In diesem Moment drang eine Stimme an sein Ohr.

»Hallo!«

Er schaute auf und strahlte. Diesmal hatte sie das Spielchen gewonnen, weil sie ihn zuerst entdeckt hatte. In Runde zwei würde sie aber verlieren, und zwar dramatisch.

»Hallo«, grüßte er zurück. Er musterte sie. Zwar war sie etwas älter als die meisten Mädchen, aber Damen, die die harte Tour liebten, gab es nicht in Scharen. Er hatte nichts einzuwenden gegen eine, die eine Extrapolition Feuer mitbrachte. Amanda Dekins gab das Strahlen zurück.

Sie reichte ihm die Hand, er nahm sie, und gemeinsam spazierten sie zum Aufzug.

102.

Der Präsident

Der Präsident hatte eine Schwäche für den Angeles National Forest zwei Stunden nördlich von Los Angeles, nicht wegen der wilden Schönheit des Waldes, sondern weil er als Leichenhalde konkurrenzlos war.

In dieser Waldregion wurden Horden von Menschen, von Drogendealern bis hin zu Gangstern im organisierten Verbrechen – tot oder so gut wie tot – entsorgt, die verschwinden mussten. Es war abzusehen, dass die Leichen von Informanten, Rivalen und Augenzeugen irgendwann die Zahl der wild lebenden Tiere übertrafen.

Der Wald barg auch einige der früheren Opfer des Präsidenten, sie stammten aus den Zeiten, als er noch dabei war, sein Handwerk zu lernen.

Mit ihren schmalen, gewundenen Sträßchen und steilen Hängen war die zerklüftete Landschaft der ideale Ort, um sich einer Leiche zu entledigen, die man über den Straßenrand werfen und dann dreißig, vierzig oder auch hunderte Meter in die Tiefe fallen sehen konnte. Schon oft hatte der Präsident das selbst getan.

Heute jedoch würde er Nicoles Körper nicht hinter dem Straßenrand auskippen. Mit ihr hatte er etwas ganz anderes vor.

Der Präsident fuhr immer höher in die bewaldeten Berge, auf heimtückisch abschüssigen Wegen, bis er zum abgelegensten Parkplatz am Waldrand gelangte. Es war eigentlich kein Parkplatz, eher eine kiesbestreute Ausweichbucht, um die herum das Gras von zuvor hier abgestellten Autos platt gefahren war. Von einer kleinen baumlosen Ebene führte ein vage erkennbarer Pfad in den Wald.

Er stellte das Auto ab, holte Nicole Candela aus dem Kofferraum und stellte sie auf die Füße. »Vorwärts, Nicky!«, sagte er. »Nennen dich nicht deine Freunde so? Nicky?«

Er hatte ihr die Arme auf dem Rücken gefesselt, sie hatte einen Knebel im Mund und die Augen hatte er ihr verbunden.

Er knuffte sie vorwärts und freute sich daran, wie sie über eine Baumwurzel stolpern, hinfiel und hart aufschlug.

»Oh, Vorsicht, Nicky!«, frohlockte er. »Du willst dich doch nicht selbst ausknocken und das Beste verpassen.«

Er lachte, als sie nach ihm trat, wich ihrem Tritt aus und drehte sie um ihre eigene Achse. Dann stieß er sie weiter ins Gehölz.

Zehn Minuten dauerte es, bis sie die Stelle erreichten, die er zuvor ausgekundschaftet hatte.

Er stieß Nicole zu Boden und band sie an einen Baum. Der Präsident las die Koordinaten von seinem GPS-Gerät ab und benachrichtigte Wallace Mack darüber per SMS.

Dann wanderte er pfeifend durch den Wald zum Auto zurück. Hier oben war die Luft so frisch und sauber. Er genoss es, hoch über dem tiefer gelegenen Los Angeles zu sein. Weg vom Smog und von den Menschenmassen.

Wenn alles vorüber wäre, würde er sich irgendwo in den Bergen einen Platz zum Wohnen suchen. Weit weg von alledem.

Er ließ, als er beim Auto war, den Kofferraum aufspringen. Es roch nicht besonders gut, aber daran hatte er sich gewöhnt. Er schulterte sein Überraschungsgeschenk und marschierte wieder zur Lichtung.

Der Erwerb des Geschenks hatte etwas Mühe gekostet. Gedacht war es für Wallace Mack.

Der Präsident hegte die Hoffnung, dass es Mack Freude bereiten würde.

103.

Mack

Was er vor sich sah, war ein einziges Durcheinander.

Mack wollte seinen Augen nicht trauen: ein Toter in Nicoles Vorgarten, zahllose Polizeiwagen, ein halbes Dutzend FBI-Agenten.

Keine Nicole Candela weit und breit.

Er verfluchte sich selbst. Er hinkte den Ereignissen immer einen Schritt hinterher.

Mack stieß zu der kleinen Truppe Polizisten dazu, die angeblich zuständig waren und wissen mussten, was hier vor sich gegangen war.

»Was ist hier los gewesen?«, fragte er, seine FBI-Plakette vor sich haltend. Er hatte einen trockenen Mund und Herzrasen.

Einer von den FBI-Agenten, den Mack wiedererkannte als Teilnehmer an dieser lächerlichen Besprechung mit Whidby im Konferenzraum, bei der er ausgerastet war, gab ihm Antwort.

»Wir wissen es nicht genau. Ein Angreifer ist tot.« Er zeigte auf die auf dem Rasen niedergestreckte Leiche. »Während hier die Schießerei stattfand, ist wahrscheinlich jemand von hinten ins Haus eingedrungen und hat die Frau entführt, die sich darin aufhielt.«

Er hat sie sich geholt. Er hat Nicole.

»Sie heißt Nicole Candela«, sagte Mack. Die Worte, die ihm da entschlüpften, klangen viel trockener, als er beabsichtigte.

»Stimmt«, antwortete der andere.

Mack ließ den Blick über die Nachbarschaft gleiten. »Zeugen?«, fragte er und musste sich enorm anstrengen, um gefasst zu bleiben. »Lassen Sie den Wagen identifizieren. Ein Nummernschild. Irgendwas.« Aber er wusste, seine Hoffnungen liefen ins Leere. Reznors Exmann war viel zu gerissen für so etwas. Selbst wenn jemand ein Nummernschild gesehen hätte, wäre es ein gestohlenes.

Der Agent schüttelte den Kopf. »Bis jetzt nicht, keine Zeugen. Kein Hinweis auf eine Auseinandersetzung. Der Hund war im Schlafzimmer hinter der geschlossenen Tür.«

Mack empfand eine momentane Erleichterung. Sie war entführt worden, aber wahrscheinlich noch am Leben. Lance Gilford hatte sich zum letzten Akt aufgerafft und Nicole war der Köder.

»Ich gehe mal rein«, sagte Mack zu dem Agenten, der sich schon wieder von ihm abgewandt hatte.

Er betrat durch die vordere Tür Nicoles Haus und versuchte dem Anblick des Schlafsofas auszuweichen, das die ganze Nacht lang unbgenutzt geblieben war.

Schuldgefühle tobten in ihm. Er hatte sie im Stich gelassen.

Mack lief zum Hinterausgang und blieb stehen, den Blick in den Hof gerichtet. Er war hier gewesen. Er hatte sie sich gekrallt und sie aus ihrem Leben gerissen, als hätte er eine Wunde

geöffnet, die gerade verheilt war. Er musste ...

Sein Handy vibrierte.

Mack schaute darauf.

Keine SMS.

Nur Koordinaten.

Er erkannte darin keine geografische Position, keine Landkarte, auf der er die Stelle der letzten Konfrontation orten konnte, sondern er sah darin eine zweite Chance.

104.

Nicole

Es tat unsagbar weh. Der entsetzliche Schmerz setzte sich von der Handoberfläche bis in den Kopf fort.

Sie plagte sich ab, um hochzukommen, aber zu straff war sie mit dem Seil an den Baum gebunden.

Nicole kämpfte gegen die Tränen an, die ihr beim Gedanken an Jay Lucerne, einen der liebenswertesten, sanftmütigsten Menschen auf Erden, in die Augen schossen. Sie wusste, was los war. Er war dazu gezwungen worden, auf das Haus zuzugehen, sodass dieser Irre von hinten hineingelangen und sie beim Wickel nehmen konnte. Sie kam sich wie eine Närrin vor. Wie konnte sie sich so schnell gefangen nehmen lassen?

Nicole zwang sich, ihren Atemrhythmus zu kontrollieren. Sich selbst zu zerfleischen brachte gar nichts. Sie musste sich auf einen Ausweg besinnen. An die Entführung durch Jeffrey Kostner wollte sie dabei nicht denken, an ihren Versuch zu fliehen, bei dem sie sich die Schulter verrenkt hatte. An die Angst und Hoffnungslosigkeit. Damals war ihr noch nicht bewusst, gegen wen sie da eigentlich antrat.

Jetzt war das anders.

Diesmal sah sie deutlich vor sich, was ihr bevorstand.

Ihr einziger Hoffnungsschimmer war, dass der Typ sie nicht allzu gründlich durchsucht hatte.

Denn sie hatte sich einmal im Übermut einen Gürtel zugelegt, dessen Schließdorn ein kleines spitzes Messer war.

Sie wusste noch, dass sie sich, als sie das Messer bestellte, blöd vorgekommen war, denn das sah einer verschrobenen Erfindung ähnlich, die sich Q bei James Bond ausgedacht haben könnte.

Aber als sie das erste Mal den Gürtel angelegt hatte, änderte sich ihre Einstellung dauerhaft. Es war doch eine tolle Sache. Ein Stückchen Sicherheit mehr.

Und wie bei allen ihren Messern sorgte sie auch bei diesem dafür, dass es immer bestens geschliffen war. Die Frage war jetzt nur, ob es ihr gelang, mit den Händen den Gürtel herumzuziehen, die Schnalle zu lösen und die Seile durchzuschneiden.

Mit den Händen am Rücken erwischte sie den Gürtel. Ungewiss war nur, ob sie die Schnalle aushebeln, durch die Hosenschlaufen schieben und um ihren Körper herumziehen konnte.

Nur auf eine ganz bestimmte Weise konnte sie das hinkriegen. Viel Zeit blieb ihr nicht.

Sie hatte das flaue Gefühl, dass Mack auf dem Weg zu ihr war.

Und sie würde auf keinen Fall dabei zusehen, wie er starb.

105.

Mack

Macks GPS gab an, dass er keine drei Kilometer mehr von der Position entfernt war, die der Präsident ihm mitgeteilt hatte.

Er fuhr an den Straßenrand. Auf seinen Vorsprung vertrauend, den er brauchen würde, sendete er die Koordinaten an die FBI-Agenten in Nicoles Haus und an das Los Angeles Police Department. Mack rückte seine schusssichere Weste zurecht und prüfte die Trommel seiner Glock. Dann setzte er sich ins Auto und fuhr weiter auf die Koordinaten zu.

Er parkte und schaute sich prüfend um. Ein Waldpfad ging von diesem Parkplatz ab und verschwand unter dicht aneinander gedrängten dunklen Bäumen.

Mack holte tief Luft und tauchte in den Wald ein.

Die Sonne ging allmählich unter, die goldene und violette Himmelsfarbe durchdrang hier und da das Dickicht. Mack zog die Pistole.

»Lance!«, brüllte er. Er ging davon aus, dass der andere bereits wusste, wo er war. Natürlich lauerte er ihm auf. Er musste ihn, koste es, was es wolle, weiter ablenken.

»Lance Gilford!« Mack musste ihn aus diesem Spiel eliminieren. Wenn er dem Mann klarmachte, dass er wusste, wer er war, hätte er einen Vorteil.

Seine Rufe trafen auf Schweigen.

»Fakt ist, Sie waren nicht gut genug für das FBI«, redete Mack weiter. Vielleicht stachelte er Gilford zu einem Fehler an, indem er ihn in Rage brachte.

»Dieser Wettkampf war ein Hokuspokus, das wissen Sie selbst! Beweisen Sie doch, um wie viel schlauer Sie sind! Was für ein Witz!«

Mack blieb stehen. Das Blätterdach hier war sehr dicht, er war von dunklen Schatten umgeben.

»Jeder Einfaltspinsel kann Unschuldige umlegen. Ein Kinderspiel, Lance. Sie haben nichts bewiesen, als dass Sie ein waschechter Psychopath sind. Keine Achtung vor einem Menschenleben. Das ist der Siegerpreis, den Sie für sich selbst ausgewählt haben.«

Mack drang tiefer in den Wald vor. Er konnte Kiefern Zweige im leichten Wind rascheln hören. Irgendwo in weiterer Entfernung gab ein Vogel einen Schrei von sich.

Er hoffte inständig, dass Gilford es darauf abgesehen hatte, dass er bei Nicoles Tod dabei wäre. Er würde gern Macks Reaktion miterleben. Nun musste er ihn also bei der Stange halten, damit er von diesem Vorhaben nicht abließe.

Er versuchte es auf eine andere Tour. »Ich weiß, Sie kreiden es mir und Ellen an, dass Sie aus dem FBI rausgeschmissen wurden. Aber das war doch nur ein dummer Schachzug von denen, das wissen Sie doch«, fuhr Mack fort. »Sie haben den Beleg geliefert, dass Sie genau der richtige Kerl für das FBI sind. Wenn Sie die Sache friedvoll beenden, könnten Sie mit Sicherheit FBI-Berater werden. Wie ich. Wie fänden Sie das?«

Er selbst fand das *absolut hirnrissig*, aber schließlich hatte er es mit einem Wahnsinnigen

zu tun. Er musste sein Bestes geben, um dem Mann etwas Hoffnung einzuflößen. Ihn demontieren und anschließend wieder aufbauen. Vielleicht besann sich Gilford auf irgendeinen Grund, Nicole laufen zu lassen. Oder sie wenigstens gegen ihn auszutauschen.

Der Weg knickte scharf ab und wand sich auf eine Lichtung zu, auf der es etwas heller war. Auf der Lichtung befand sich eine Gestalt. Mack blieb stehen.

Er schaute angestrengt auf den Umriss und konnte einen menschlichen Körper erkennen. Ein Seufzer der Erleichterung entrang sich ihm.

106.

Der Präsident

Um ein Haar hätte er alles vermasselt, weil er lachen musste. Er konnte sich kaum zügeln.

Allein die Vorstellung, dass Wallace Mack ihn austricksen könnte! Das war ja absolut grotesk! Diese abgedroschene psychologische Masche, ihn erst fertigmachen zu wollen und dann mit Aussichten auf Mitarbeit beim FBI zu ködern. Meine Güte. Glaubte der wirklich, dass jemand so blöd sein könnte?

Er schaute auf Nicole Candela herunter. Sie war offensichtlich bei Bewusstsein. Aber bewegen konnte sie sich nicht. In einigen Minuten wäre sie tot. Ob sie das wohl wusste? Ob sie diese letzten Atemzüge ihres Scheißlebens auskostete? Nein, wahrscheinlich glaubte sie, dass sie entkommen könnte wie schon einmal bei Kostner.

Nun, das kam nicht in Frage. Kostner war Kostner.

Aber er war der Präsident.

Sie würde kriegen, was sie verdiente.

Und Mack ebenso.

Er schaute genau hin, als Mack die Lichtung betrat. Wenn sich der berühmte FBI-Fallanalytiker ansah, wessen Leib der Präsident hier abgelegt hatte, dann wollte er das nicht verpassen.

107.

Nicole

Sie begriff, dass dies hier ein Albtraum war, nicht nur der Traum von einem Albtraum. Der echte, leibhaftige Albtraum, in dem sie schon einmal gefangen gewesen war, ehe sie es geschafft hatte, sich Schritt für Schritt daraus zu befreien.

Nicole konnte nicht begreifen, dass sie wieder hier war, als wäre sie nie weg gewesen. Die Lichtung, der Wald, der wahnsinnige Dämon, der ihr Leben in der Hand hielt.

Macks Stimme drang an ihr Ohr. Aus seinem Geschrei hörte sie nur FBI heraus und so etwas wie dass der andere sie freilassen solle.

Sie hörte die Atemstöße aus der rauen Kehle ihres Kidnappers dringen.

Sie zerrte an ihrem Gürtel, um die Schnalle mit den Händen zu fassen zu bekommen, damit sie das Seil durchschneiden könnte. Mack würde dabei helfen. Wenn das Arschloch hier mehr auf Mack achtete, dann würde sie es schaffen, das Messer zu fassen zu bekommen.

Sie ruckte noch einmal mit aller Kraft daran und spürte die Schnalle in der Hand. Dann riskierte sie einen Blick nach oben und sah zum ersten Mal seine Visage.

Der Anblick raubte ihr den Atem.

Sie wusste jetzt, dass sie von dieser Lichtung nie fortgekommen war. Dass sie überhaupt nie davongekommen war und sich nie hatte befreien können.

Denn sie war wieder hier.

Mit ihm.

108.

Mack

Mack betrachtete genau den Boden. Er konnte nichts Ungewöhnliches ausmachen. Er suchte mit dem Blick ringsum den Wald ab. Niemand, nichts.

Das war eine Falle.

Aber er musste weitermachen.

Er näherte sich dem Körper, und der metallische Geruch von Blut drang ihm in die Nase.

Mit dem Fuß stieß er die Leiche auf den Rücken.

Er sog scharf die Luft ein.

Lance Gilford.

Reznors Exmann. Der Drahtzieher des Ganzen. Aber wer ... Mack wirbelte herum, als ein Zweig knackte.

Nichts.

Wieder schaute er auf die Leiche. Augenblicklich wurde ihm klar, dass Gilford bereits vor einiger Zeit umgebracht worden war. Vor Stunden, womöglich schon vor Tagen.

Das hieß ...

»Nicht der, den Sie erwartet hatten, was, Mack?«

Er schaute sich um. Was er dort sah, wo der Pfad auf die Lichtung führte, ließ ihm das Blut in den Adern gerinnen.

109.

Mack

Es traf ihn ganz unmittelbar. Nicole mit einer Pistole am Kopf. An ihrer Schläfe klebte getrocknetes Blut, im Mund hatte sie einen Knebel.

Aber ihre Augen waren weit aufgerissen und lebendig und beschworen ihn ... was zu tun? Der zweite Schock war der Mann.

Mack hatte ihn noch nie zu Gesicht bekommen. Er schien ihm dennoch irgendwie vage bekannt. Schmächtig, dunkelhaarig, jung. Einen Moment lang hatte Mack ein Déjà-vu. Nein, das war unmöglich.

»Sie wissen wohl nicht, wo Sie mich einordnen sollen?«, fragte der Mann.

Er sprach mit ruhiger und selbstsicherer Stimme, ein wenig erregt.

»Okay, Sie haben mich hierhergelockt. Sie haben mich glauben lassen, Sie seien Lance Gilford«, sagte Mack.

»Das war brillant, was?«, kam es zurück. »Ich habe ihn wegen seiner Computerkenntnisse gut brauchen können. Er hat Sie und Ihre ehemalige Partnerin wirklich gehasst. Aber so weit wäre er wohl nicht gegangen.«

Die Frage, wer hinter diesem ihm irgendwoher bekannten Gesicht steckte, machte Mack wahnsinnig. Fast sah es aus wie ...

Der Aha-Effekt blieb nicht unbemerkt seitens des anderen.

»Ach, Sie können es sich wohl doch zusammenreimen?«, fragte er.

»Sie sehen wie Jeffrey Kostner aus«, erwiderte Mack.

»Nicht schlecht, Mack! Aber zum besten Teil sind Sie noch nicht vorgestoßen.«

Mack sah es seltsam in Nicoles Hand aufblitzen. Sie machte kleine ruckartige Bewegungen. Mack ging ein Licht auf.

Er musste dafür sorgen, dass der andere weiterredete.

»Was ist denn der beste Teil?«, fragte er zurück.

Seine Pistole hielt er auf das Gesicht des Typen gerichtet.

»Wir waren mal fast Familie«, sagte der Mann.

»Familie? Wie das?« Mack versuchte abzuschätzen, wie viel Zeit Nicole brauchte.

»Nun ja, ich will's nicht im Detail ausführen, aber ich habe mal Ihre Schwester gevögelt.« Mack ließ die Pistole einen Deut sinken. Seine Gesichtszüge versteinerten sich.

»Sie ...«

»Genau. Wir haben's miteinander getrieben, aber es hat mich dann gelangweilt. Deshalb habe ich sie bis oben hin abgefüllt, und als sie weggekippt war, habe ich ihr buchstäblich den Alkohol in die Kehle getrichtert.«

Mack hielt die Pistole noch fester umklammert. Seine Hand fing an zu zittern.

Der Mann lächelte. »Und dämmert's Ihnen jetzt, wer ich bin? Damals lief ich unter dem Namen ›Shelby‹.«

Mack erinnerte sich. Shelby war der Saufbruder, der sich mit Janice monatelang in einer Wohnung eingeschlossen hatte und mit ihr zechte. Mack war berichtet worden, dass er tot sei. Nun erkannte er, dass das alles zum abgekartenen Spiel gehört hatte.

»Damals habe ich Erkundigungen über Sie eingezogen, gleich nachdem Sie und dieses Luder hier Jeff um die Ecke gebracht hatten. Ich habe beobachtet, wie Ihre Schwester sich das Hirn wegsoff. Ich habe immer ein bisschen nachgeholfen. Ich glaube, der größte Hirnschaden ist entstanden, als sie schon aus den Latschen gekippt war und ich sie weiter abgefüllt habe. Ein paarmal habe ich Riechsalz benutzt, um sie wieder zu sich zu bringen. Und ihr hochprozentigen Alkohol in den Schlund gekippt.«

Mack hörte zwar zu, hatte aber kaum etwas von dem eben Gesagten aufgenommen. Bei ihm klickte es bei der Nennung eines anderen Namens.

»Sie sagten ›Jeff‹«, hakte er ein. »Sie haben von Jeffrey Kostner gesprochen.«

»Mein Halbbruder«, bestätigte der Mann. »Jeffs Vater habt ihr nie gefunden, oder? Tja, der war abgehauen, hatte meine Mutter aufgegabelt und ihr ein Balg angedreht, und dann sind sie beide an Drogen gestorben. Ich wäre fast auch abgekratzt. Bis ich einen Grund zum Weiterleben fand.«

Er hielt die Mündung der Pistole an Nicoles Schläfe.

»Um die Wahrheit zu sagen, zwei Gründe. Sehen Sie, ich glaube an die Familie. Ich hatte ja nichts mehr, und da stolzierten Sie umher wie ein Gockel, weil Sie meinen Bruder erledigt hatten.«

»Er war ein Monster wie Sie. Das liegt anscheinend in der Familie«, sagte Mack.

»Verabschieden Sie sich von Ihrer Freundin hier, bevor ich ...«, sagte der Mann und packte die Pistole fester.

Er bekam keine Gelegenheit mehr, seinen Satz zu Ende zu bringen.

110.

Der Präsident

An seinem Bein tat es urplötzlich unglaublich weh. Er schrie auf, bevor er einen klaren Gedanken fassen konnte.

Nach unten blickend sah er, wie Nicole Candela ein winziges Messerchen um seinen Schenkel herumführte, sie suchte die Oberschenkelschlagader.

Das Biest!

Der Präsident schoss auf Mack, der zuckte und rückwärts taumelte. Der Präsident senkte die Pistole, um auf Nicole zu schießen.

Da fühlte er einen Schlag gegen seine Brust, torkelte und spürte, wie etwas in seinem Inneren zerschmettert wurde. Er schaute zu Mack, der auf einem Bein kniete und sich auf den nächsten Schuss vorbereitete. Noch einmal feuerte der Präsident. Die Kugel riss Mack um die eigene Achse herum, doch aus seiner Pistole löste sich auch ein Schuss.

Der Präsident fühlte erneut einen Schlag gegen die Brust.

Er schwankte und ging in die Knie. Er versuchte wieder, die Waffe auf Nicole Candela zu richten.

Aber er konnte sie nicht mehr erkennen. Er konnte gar nichts mehr sehen. Finsternis war über ihn gekommen. Die vollkommene, schwarze Nacht.

In dem Augenblick machte der Präsident eine atemberaubende Feststellung.

Das Spiel war aus.

111.

Nicole

Sie war nicht verletzt. Macks letzte Kugel hatte das Arschloch ins Herz getroffen. Nicole war drauf und dran gewesen, ihm das Messer in die Kehle zu stechen, aber da kippte er bereits mit weit aufgerissenen Augen vornüber.

Nicole spurtete auf die Lichtung. Mack war blutüberströmt. Eine Kugel hatte ihn am Bein getroffen und musste eine Hauptarterie erwischt haben, denn das Blut sickerte unaufhörlich durch die Hose.

»Toll geschossen, Mack«, sagte sie. »Danke.«

Sie sah, wie er die Mundwinkel nach oben zu ziehen versuchte, aber seine Augen waren ausdruckslos, die Pupillen riesig wie schwarze Untertassen, kein Begreifen spiegelte sich darin.

»Die Letzte war für Janice«, sagte er. Blut tropfte aus seinem Mund.

»Pst«, besänftigte sie ihn. Sie riss einen Streifen aus seinem Hemd und machte daraus einen Druckverband, zog Mack die Weste aus und besah sich die Schulter. Sie blutete nicht so stark, aber die Verletzung war beträchtlich, und der Waldboden war dunkel von Macks Blut.

Sie holte das Handy aus seiner Hosentasche, wählte die Notrufnummer und teilte der Leitstelle mit, dass sie einen angeschossenen FBI-Agenten bei sich hatte und schnellstens einen Rettungshubschrauber brauchte. Mack hatte noch die GPS-Koordinaten auf seinem Display, die las sie laut ab.

Nicole ließ das Handy fallen und nahm Macks Kopf in die Hände, sie fühlte seinen Herzschlag, aber schwach.

»Du hast mir das Leben gerettet, Wallace Mack«, sagte sie. »Und jetzt lass mich das wiedergutmachen, oder ich treibe dich mit Arschritten die ganze Strecke heim, bis nach Florida.«

Anstelle einer Antwort hörte sie einen Hubschrauber.

NACHSPIEL

112.

Die Liebesdienerin

Sie grub die Zehen in den Sand und ließ den Blick über den Strand schweifen. Das war die magische Stunde, wenn das Licht makellos golden war und alles wie ein sepiagetöntes Foto aussah, auf dem ein einzigartiger Moment der Geschichte eingefangen war.

Und das passte doch prima, denn sie hatte gerade selbst *Geschichte geschrieben*.

Amanda Dekins war der allererste Champion bei der Liga der Killer. Das beglückte sie.

Sie hatte im Leben nie etwas gewonnen. Nicht das Geringste. Keinen Vorlesewettbewerb, keinen Schulsportwettkampf. Nicht mal einen kümmerlichen Teddy hatte sie je bei einer Kleinstadt-kirmes gewonnen.

Aber der Teufel sollte sie holen, wenn sie diesmal nicht als Siegerin aus dem Wettkampf aller Wettkämpfe hervorgegangen war. Und der Letzte, den sie über den Jordan geleitet hatte? Dieses große Tier vom FBI, den sie in diesem Schickimickihotel in L. A. zerstückelt hatte? Das war ein Brocken Arbeit gewesen.

Sie war in Santa Monica, als ihr die Zeitungsberichte ins Auge fielen. Ein Megaartikel über FBI-Direktor Paul Whidby, in seinem Hotelzimmer aufgeschlitzt.

Und dann dieser langhaarige Freak, der in den Bergen getötet worden war. Und nun war auch dieser Typ tot, der als Strippenzieher hinter dem Ganzen galt.

Die nahezu einzigen Überlebenden waren eine Frau und ein FBI-Agent, der aber auch eine gehörige Ladung Kugeln abgekriegt hatte.

Aber da war natürlich noch eine Überlebende, von der kein Schwein etwas ahnte.

Dekins war aber Realistin. Sie ging davon aus, dass ihr Name und Informationen über sie irgendwo hinter den Kulissen des Wettkampfes herumgeisterten. Mit Sicherheit würde man ihr auf die Schliche kommen.

Aber das war ja das Großartige an ihr: Sie hatte keine feste Wohnadresse und veränderte ständig ihr Aussehen. Und ihr Name? Ach Gott, sie hatte so viele Namen, dass sie den Überblick schon verloren hatte.

Wenn sie nun von diesem Typen, der sich der Präsident nannte, reingelegt worden war? Was war dann zu guter Letzt der Siegerpreis? Nichts. Kein müder Cent. Sie war Siegerin des Schützenfestes, und der Siegerpreis war ... nichts.

Wahrscheinlich musste sie sich mit der puren Genugtuung darüber abfinden.

Dekins schaute sich um. Der Verkehr nahm zu, Kunden rollten heran.

Die Mädels nahmen ihre Positionen ein.

Sie stand auf und strich sich den Sand von den Händen.

Zeit für die Arbeit.

Wenn sie zu viel Zeit ungenutzt verstreichen ließ, würden sich die Nutten da jeden Freier von hier bis Miami unter den Nagel reißen.

Nein, da wollte sie auch mitmischen und ihre Brötchen verdienen.

Wie immer. Der Gedanke daran und an das damit Verbundene ließ sie schmunzeln. Gegen ein Spielchen hier und da hatte sie nichts einzuwenden.

ENDE